

NR. 622—631

JUNI 1923

XXV. JAHR

DIE FACKEL

HERAUSGEBER

KARL KRAUS

INHALT:

Thomas Carlyle: Die Monarchisten / In diesem Land / Glossen /
Inschriften / Rehabilitierung der Justiz, Reglementierung der
journalistischen Prostitution / Das Schandmal / Hussarek-Sinclair /
Glossen / Inschriften / Definitionen / Glossen / Bunte Begeben-
heiten / Dichters Klage / Inschriften / Kleinigkeiten / Großmann /
Inschriften / Notizen / Gottfried Keller: Vom Niederreißen /
Goetheaffen / Glossen / Das arme Leben / Offenbach / Nächtliche
Stunde / Inschriften / Glossen / Ein Séparée-Abenteuer / Brunnen-
vergiftung / Aufstand der Prostituierten / Inschriften / Glossen /
An den Bürger / Lionardo da Vinci: Prophezeiung

NACHDRUCK VERBOTEN

Preis dieses Heftes:

K č 18.—

**Auf diesen Preis darf in keiner Verkaufsstelle
ein Zuschlag gemacht werden.**

VERLAG „DIE FACKEL“, WIEN

III/2, HINTERE ZOLLAMTSSTRASSE 3 :: TELEPHON Nr. 42255

ERSCHEINT MINDESTENS VIERMAL IM JAHRE.

DIE FACKEL

Nr. 622—631

MITTE JUNI 1923

XXV. JAHR

Thomas Carlyle: Die Monarchisten (»DIE FRANZÖSISCHE REVOLUTION«)

Indessen muß man zugeben, daß »die Rechte« ein noch tolleres Bild bietet. Ein unvernünftiges Geschlecht; unvernünftig, schwach an Geist und mit dem dazugehörigen charakteristischen Starrsinn ausgestattet; ein Geschlecht, das nichts lernen will. Stürzende Bastillen, Weiberaufstände, tausende rauchender Herrenhäuser, ein Land, in dem keine andere Ernte reift als das starrende Eisen der Sansculotten: das wären doch Lehren, die eindringlich genug mahnen; aber sie haben daraus nichts gelernt. Es gibt eben auch heute noch Leute, von denen das alte Wort der Schrift gilt: »Zerstampe sie in einem Mörser!« Oder milder ausgedrückt: sie sind mit ihren Wahnideen gleichsam vermählt, und weder Feuer noch Eisen noch die bitterste Erfahrung wird den Bund lösen, bis der Tod ihn löst! Der Himmel erbarme sich ihrer, die Erde mit ihrer unerbittlichen Notwendigkeit wird kein Erbarmen haben.

In diesem Land

In diesem Land wird niemand lächerlich,
als der die Wahrheit sagte. Völlig wehrlos
zieht er den grinsend flachen Hohn auf sich.
Nichts macht in diesem Lande ehrlos.

In diesem Land münzt jede Schlechtigkeit,
die anderswo der Haft verfallen wäre,
das purste Gold und wirkt ein Würdenkleid
und scheffelt immer neue Ehre.

In diesem Land gehst du durch ein Spalier
von Beutelschneidern, die dich tief verachten
und mindestens nach deinem Beutel dir,
wenn nicht nach deinem Gruße trachten.

In diesem Land schließt du dich doch nicht aus,
fliehst du gleich ängstlich die verseuchten Räume.
Es kommt die Pest dir auch per Post ins Haus
und sie erwürgt dir deine Träume.

In diesem Land triffst du in leere Luft,
willst treffen du die ausgefeimte Bande,
und es begrinst gemütlich jeder Schuft
als Landsmann dich in diesem Lande.

Glossen

DAS PUBLIKUM

In demselben Blatt, an demselben Tag:

Nach elftägiger Verhandlung ist der aufsehenerregende Ehescheidungsprozeß zu Ende geführt worden, den Lord — —, der Sohn und Erbe des Lord — —, gegen seine Gattin, die Tochter eines Obersten, angestrengt hatte ...

Der Prozeß drehte sich in der Hauptsache um die Vaterschaft des Kindes, das Lady — — im Oktober 1921 zur Welt gebracht hat und als dessen Erzeuger sie ihren Gatten angibt. Dieser bestreitet aber die Vaterschaft auf das entschiedenste. Er habe sich seiner Gattin, so erklärte er vor Gericht, schon lange vor der in Betracht kommenden Zeit nicht nähern dürfen. Nicht einmal einen Kuß wollte sich die Lady von ihm gefallen lassen. Das Paar schlief *in getrennten Zimmern*. Jeden Annäherungsversuch wies sie grob, mitunter sogar mit Fußstritten ab. Demgegenüber gab Lady — — zwar zu, daß sich ihr Eheleben im großen und ganzen in der von dem gekränkten Gatten geschilderten Weise abgespielt habe, sie behauptet jedoch, daß es ihrem Mann eines Nachts dennoch gelungen sei, seine ehelichen Rechte auszuüben. Lord — — sei nämlich mondsüchtig und sei zur kritischen Zeit in somnambulem Zustande unvermutet in ihr Schlafzimmer gedrungen ...

Die Verhandlung hatte auch ergeben, daß die Lady ein sehr ungebundenes Leben führte, mit ihren Freunden auf Bälle ging und auch bei ihnen übernachtete ... Nun haben die Londoner Geschwornen, unter denen sich diesmal zwei Frauen

Ein hoher ungarischer Ministerialbeamter forderte kürzlich beim Budapester Wohnungsamt die Wohnungen Franz Molnars und seiner Gattin, der berühmten ungarischen Schauspielerin Sari Fedak, mit der Begründung an, daß sie zwar eine Ehe geschlossen hätten, aber jedes seine Wohnung behalten habe. Dies sei Unfug. Anständige Eheleute müßten beisammen leben. Wenn Franz Molnar und Sari Fedak sich dieser allgemein anerkannten Sitte nicht zu fügen gedächten, dürfe man sie doch für eine solche Zuchtlosigkeit nicht noch belohnen und ihnen *zwei Wohnungen* bewilligen. Das Budapester Wohnungsamt verhandelte vor einem großen und an dieser Stelle sonst nicht anwesenden Publikum diesen Anforderungsprozeß und lehnte zuletzt das Anforderungsgesuch des Ministerialbeamten ab. In der Begründung des Urteils erklärte das Wohnungsamt, daß der Ministerialbeamte, also eine außenstehende dritte Person, keinesfalls das Recht habe, das Zusammenleben der beiden Ehegatten zu verlangen. Ihr Leben nach ihrem Gutdünken einzurichten, sei ausschließliches Recht der Eheleute und ihre rein private Angelegenheit. *Außerdem fordere es der gute Ruf Ungarns, daß Franz Molnar und Sari Fedak, deren Namen in ganz Europa, ja in der ganzen Welt bekannt sind, ihr künstlerisches Leben und Wirken unbehelligt fortsetzen könnten.* Wenn sie, als *souveräne Lenker ihres Lebens und ihrer Kunst*, dies unter den bestehenden

befanden, die einverständliche Scheidung des Ehepaares ausgesprochen ...

Nach Schluß der an bewegten und pikanten Zwischenfällen reichen Verhandlung erwartete eine große Menge die Helden dieser Affäre vor dem Gerichtsgebäude. Lord — — wurde vom Publikum mit großem Beifall begrüßt. Noch lebhafter waren aber die Ovationen, mit denen seine nunmehr geschiedene Gattin empfangen wurde, die sich durch ihre Intelligenz und ihr lebhaftes Temperament besonders die Sympathie der Frauen erworben hatte.

Verhältnissen, soll heißen, in zwei separaten Wohnungen *machen könnten*, so bedeute das ein berechtigtes Bedürfnis, welches zu berücksichtigen das Wohnungsamt sich verpflichtet fühle. *Das Ehepaar Molnar—Fedak entfernte sich unter lebhaften Beifallsäußerungen des Publikums.*

Selbstverständlich im Neuen Wiener Journal, dessen Feder über den zweiten Ausschnitt den intelligenten Titel setzt: »Das Budapester Wohnungsamt verlangt, daß sie in eine gemeinsame Wohnung ziehen«, während es sich doch für Frau Fedak und den Herrn Molnar geradezu aufgeopfert hat. Das Publikum betätigt sich aber nicht allein in London und Budapest, sondern entscheidet sich im Zweifelsfall auch in Rom für beide Teile:

»Eia, Eia, alala!«, jubelt das römische Volk in allen Straßen ... Der Name der Prinzessin Jolande ist auf allen Lippen, die Mädchen schwärmen für den Bräutigam, den Grafen Calvi di Bergolo ... und auf dem Platze vor dem Quirinal grüßen die Volksmassen mit brausendem Jubel das jungvermählte Paar.

Und in solchem Falle, wenn er ein Ernstfall würde, wäre das Publikum sogar bereit, sich massakrieren zu lassen. Eia, warum nicht? Eine Nuance ist nur, daß sich in London und in Rom Parteien bilden, deren eine mehr zum Gatten, deren andere wieder mehr zur Gattin neigt, während in Budapest alle für beide Eheteile durchs Feuer gehen, wiewohl doch gerade hier sogar die Wohnungen getrennt sind. Ganz anders benimmt sich das Publikum jedoch in Wien. Da entscheidet es sich, wenn einer seine Geliebte — in einem gemeinsamen Hotelzimmer — erwürgt hat und von den Geschwornen freigesprochen wurde, für den Erwürger ¹. Ungschauter.

Nach Schluß der Verhandlung eilten die Zuhörer zum Haupttor des Gerichtshauses in der Landesgerichtsstraße, wo sie ein langes Spalier bildeten und den Freigesprochenen bei seinem Erscheinen mit Hoch— und Bravorufen, Händeklatschen und Hüteschwenken förmlich überschütteten.

* * *

1 Und in Deutschland ist wieder ein Gericht von der nur wenig befleckten Unschuld einer 6köpfigen mohammedanisch—türkischen Mörderbande überzeugt. Mordfall Jonny K. im Oktober 2012 Berlin Alexanderplatz war eine Körperverletzung mit Todesfolge. Klingt doch gleich viel besser. In ihrer niedrigstehenden islamische »Kultur« verhöhnen sie danach die Schwester ihres Mordopfers. Heute erfordert es einen Richter mit Schneid — dieser hatte keinen — um fünf von ihnen wenigstens wegen unterlassener Hilfeleistung zu belangen.

HOCHPOLITISCHES

Die Nachricht, daß Bundeskanzler Seipel aus bloßen innerpolitischen Rücksichten und wegen Etikettefragen *die Reise nach Rom unterlassen* habe, entspricht nach unseren Informationen *nicht* den Tatsachen. Es war *niemals geplant*, daß Bundeskanzler Dr. Seipel *nach Rom reist*, und wenn trotzdem immer wieder Rom als Fahrziel genannt wurde, so sollten damit nur die wirklichen Tendenzen entsprechend *verhüllt* werden. Es wurde aber auch berichtet, daß Seipel sich *von Rom nach Paris* begeben werde. Diese *Weiterfahrt ist möglich* und sie hängt von den Eindrücken ab, die der Bundeskanzler *in Rom empfangen wird*.

* * *

MUSSOLINIS BEZÄHMUNG

Frau Lucy Weidt war in Rom, sie hat den Papst geschaut, »ganz in blendendem Weiß«, sie hat den Kardinal gesehen, »ganz in Rot«, sie hat den ungarischen Gesandten Grafen Somssich besucht, ganz in Weiß, und auch der österreichische Gesandte Kwiatkowski war anwesend, ganz in Schwarzgelb. Der Clou von allem aber: sie war bei Mussolini, der unt'risch ganz in Schwarz war, aber außen »eine Art Jagdkostüm von brauner Farbe mit hohen Ledergamaschen trug«. Er geht ihr mit vollendeter Höflichkeit entgegen, was umso wohlthuender ist, als sich ja der Faschismus noch nicht völlig konsolidiert hat und an manchen Orten Italiens auch Frauen an ihn glauben müssen. Noch überraschender ist, daß Mussolini deutsch spricht. Er beherrscht es, denn er beherrscht alles. Selbst der Priester, der die neuvermählte Prinzessin gesegnet hat, unterließ es ja nicht, ihn als »den Mann mit den eisernen Muskeln und dem eisernen Willen« zu feiern, worauf sich Mussolini dankend verbeugte. Er ist aber nicht nur stark, sondern auch gerecht wie Breitbart, denn er belobt Polizisten, die ihn wegen Schnellfahrens aufschreiben, und die italienische Fibel ist seines Ruhmes voll wie nur ehemals die österreichische vom Ruhm des angestammten Herrscherhauses. Um aber auf Frau Weidt, die Gnade vor seinen Augen gefunden hatte, zurückzukommen. Sie erzählt, in Italien blühe es überall, nämlich in der Natur. Da kann es sich der Interviewer nicht versagen, auch seinerseits ein Scherflein von einer Blüte beizutragen:

Duftige Rezensionsexemplare hat die erfolgreiche Interpretin Richard Wagners in Italien und im lateinischen Südamerika in das kühle Wien mitgebracht.

Natürlich aus Italien, nicht aus dem lateinischen Südamerika. Sie versucht aber auch selbst eine Schilderung zu geben.

Bitte, urteilen Sie nicht zu streng über meine journalistische Leistung.

Schalkin, er wird schon nicht. Was hat also Mussolini zu ihr gesagt, der das Deutsche beherrscht? Wie verlief die Unterredung? Man stellt sich das mit einem Holofernes so vor, daß wenn das erste Herzklopfen vorbei ist, er die Frage stellt: »Was verschafft mir aber eigentlich das Vergnügen?« und sie antwortet: »Man sagte mir, Menschenleben schonen Sie nie, Sie sind eine kleine Bosheit, Sie. Man sagte auch — ich kann's nicht glaub'n von so einem Herrn — daß Sie ein Judenfresser wär'n.« »Es ist nicht so arg, ich hab' nur die Gewohnheit, alles zu vernichten. Setz dich und speis mit mir.« Nicht doch, in einem Satz hat er alles, was zu sagen war, gesagt:

Ich kenne Wien und bin entzückt von dieser Stadt. Ich habe auch einer Aufführung von Schnitzlers »Reigen« beigewohnt.

Wien kennen und nicht von dieser Stadt entzückt sein, das ist für den, der das Italienische beherrscht, soviel wie Neapel sehn und nicht sterben. Was nun Schnitzlers »Reigen« betrifft, so bedeutet er zwar keinen Eindruck, der vom Gesamtbild Wiens geradezu untrennbar wäre, aber wahrscheinlich hat Herr Mussolini die Intervention der Wiener Faschisten bei der Aufführung angeheimelt. Auf die Frage, ob er sich nicht auch »Tristan und Isolde« einmal ansehen wolle, antwortete er — italienisch — : »Leider bin ich an diesen Tisch gefesselt.« Aber da er eiserne Muskeln hat, so würde er auch als Ausbrecherkönig seinen Mann stellen.

Zwanzig Minuten dauerte mein Besuch. Ebenso liebenswürdig *wie der Empfang gestaltete sich die Verabschiedung.*

In Sperrdruck; wahrscheinlich, weil einen ja bei einem Mann mit eisernen Muskeln schon gar nichts wundernehmen würde. Er ist aber ganz anders. Oh, der frißt aus der Hand:

Frau Weidt läßt auf dem Tische des Ministerpräsidenten die Veilchen des italienischen Osterfrühlings, die sie mitgebracht hat.

Das heißt, natürlich keins von den Rezensionsexemplaren, die sie in das kühle Wien mitgebracht hat, sondern solche, die sie eigens für Mussolini mitgebracht hat. Und was sagte er? Also da soll man sehn! Nein, er ist nicht so, er ist ganz anders:

»Blumen«, sagte Mussolini galant beim Abschied, »*sind das Entzückendste auf der Welt.*«

Das ist von außerordentlicher Schlichtheit und wie viel steckt doch darin. Er frißt aus der Hand. Ingomar war ein unbezähmbarer Sohn der Wildnis dagegen. Freilich gelingt das nicht jeder Parthenia; aber der wär's sogar mit Horthy gelungen. Auch er hätte sich nicht anders verabschiedet, wenn ihm Frau Weidt Veilchen geboten hätte. Da könnte traun selbst Hitler Menschliches nicht zurückdrängen. Wenn sich so mancher österreichischen Brust, der der schleichende Bolschewismus schwer auflag, der Seufzer entrang: Einen Horthy braucheten wir halt, oder einen Rinaldini, oder irgendeinen andern der Stars mit eisernen Muskeln und Hersteller der Ordnung, die die Schlampererei nicht leiden können, wenn die Toten herumliegen — so sieht man jetzt, daß unter solchem Regime auch das Wiener Herz nicht zu kurz käme.

* * *

TUTANKHAMEN ¹ UND HABSBURG

Herrn Crüwell, der die Sache der Lords in der Neuen Freien Presse, also im Haus der Gemeinen, vertritt, hat es hingerissen. Carnarvons Tod ² und Tat setzen ihm mit oresteischen Phantasien zu, und es geht im Gedränge der Erscheinungen ziemlich bunt her. Hart im Raume, in zwei Spalten dicht nebeneinander, stoßen sich die Sachen:

Und was er dem <i>neuerweckten</i> ägyptischen König gab, gab dieser	Der aus seiner Ruhe <i>geschreckte</i> Herrscher hat seinen Rachegott in
---	---

1 Tutanchamun

2 George Herbert, 5. Earl of Carnarvon - finanzierte die Ausgrabungen Howard Carters im Tal der Könige, † 1923 an den Folgen eines Isektenstiches.

ihm wieder: *Unsterblichkeit*.

der Gestalt einer *tückischen Fliege* seinem Erwecker gesendet.

Die Ausgrabung der ägyptischen Majestät aber hat es ihm derart ange-
tan, daß man in seinem Bericht wirklich dem Wunder der Auferstehung beizu-
wohnen glaubt, und andächtig gewahrt man, wie seltsam es sich ihm ver-
knüpft:

Es ist *sehr seltsam*, in unserer *dem Entthronen und Königsstürzen*
so holden Zeit hat dieser englische Edelmann *ein neues König-*
reich aus einem ägyptischen Wüstenkyffhäuser gezaubert, *dem*
die ganze Welt sich untertänig fühlte.

(Dem neuen Königreich oder dem Wüstenkyffhäuser?)

Derselben afrikanischen Erde, die vor Jahresfrist *den Leichnam*
des letzten gekrönten und verbannten Habsburgers verschlungen
hat, *entstieg ein Kaiser zu neuem Leben*, der drei Jahrtausende
ungestört in seinem Grabe geschlummert hatte. Noch ist er selbst
nicht erschienen. Nur sein Gefolge ist auferstanden ...

Das ist in der Tat sehr seltsam. Nicht nur die welthistorische Gerechtig-
keit des Wechsels, sondern auch die geographische Gemeinsamkeit der Fälle
von Madeira und Ägypten — beide der afrikanischen Erde zugehörig — ist
auffallend. Wenn man dazu noch bedenkt, daß gleichzeitig irgendwo zu lesen
war, daß sich eine Tutankhamen—Statue vor Zeiten einmal in Prangins befunden
habe, so wird man sich auf den Wegen des Schicksals unschwer zurecht
finden. Trotzdem bleibt menschlichem Forscherdrang noch ein weites Feld:

Der feierlich und bedächtig schreitenden Wissenschaft wird es
einst beschieden sein, die Ernte einzuheimsen, die Scheuer
menschlicher Erkenntnis um einige volle Garben zu bereichern.

So daß man, wenn sich mit den Fortschritten der Archäologie auch die
Grenzen der Geographie erweitern sollten, genau wird feststellen können, ob
etwa die aufgegrabene Erde einer europäischen Insel afrikanische Erde ist
oder nicht. Bis dahin hat in orientalischen Angelegenheiten die Phantasie das
Wort und da kommt es sogar vor, daß wenn ein Feuilletonist den Finger Got-
tes hat, er auch gleich Gottes Hand haben will. Zwar ist es nur der Rache Gott
Tutankhamens, aber doch.

Der Tod mitten im Strahlenglanz des Erfolges als Henker eines
jungen Ruhmes ist ein abstoßender Geselle. Und doch —

Also was fällt Herrn Crüwell dazu ein, daß der Tod der Henker des Ruh-
mes ist und in einem Fall, dem er gerade erst die Unsterblichkeit wahrgesagt
hat, welche ja durch nichts so sehr als eben durch den Tod beglaubigt zu wer-
den pflegt? Nichts Passenderes könnte Herrn Crüwell dazu einfallen, als ein
Vergleich mit dem Soldatentod im Weltkrieg.

Und doch, sind wir es nicht gewohnt, durch die schmerzlichsten
Jahre des Krieges, hinter dem jauchzenden Ruhme den grinsenden
Tod zu sehen?

Ja das sind wir allerdings gewohnt, so daß jene Mütter, die ihre Söhne
im Weltkrieg verloren haben, in der Erinnerung daran Trost für den Tod des
Lord Carnarvon finden dürften. Nur daß sich wahrscheinlich keine von ihnen
an ein Beispiel von jauchzendem Ruhm erinnern wird und das Entsetzliche
weniger darin bestanden hat, daß der Tod diesen zerstört hat, den er eigent-
lich gar nicht zerstören kann, indem ja sein Wesen erst mit dem Tod zu wirken
anfängt als darin, daß er einen Menschen zerstört hat, mit dessen ruhmloser

Heimkehr wohl jede Mutter vorliebgenommen hätte. Ganz abgesehen davon, daß in der Möglichkeit, der Granate oder dem Gas zu verfallen oder zu entrinnen, nur ein ziemlich geringer Spielraum für Ruhm vorhanden war. Und gar nicht davon zu reden, daß dieser von der überwiegenden Mehrzahl der Helden nur einem Zwang zufolge erworben wurde, während Lord Carnarvon seinerseits doch mehr dem eignen Trieb gehorcht hat. Indes, Herr Crüwell zieht die Kriegsglorie nur heran, wo er die heroische Note als Ornament für seinen Stoff braucht. Wenn er die schlichte Wissenschaft dem nichtigen Treiben dieser Welt entgegenstellen will, sagt er dem jauchzenden Ruhm mit den Worten ab:

Ich vermute, daß der Weltkrieg von diesen lebensuchenden Totengräbern nur als lästiges Geräusch empfunden wurde. Statt anderen die Köpfe einzuschlagen, begnügten sie sich, ihre eigenen zu zerbrechen.

Aber die Wahrheit, die er einer Phrase verdankt, hindert ihn doch wieder nicht, sie durch die andere Phrase umzustoßen:

Auch Lord Carnarvon ist auf seinem Felde der Ehre hingesunken, wie ganze Heerscharen vor ihm: als Soldat und brav.

Die Verwirrung der Begriffe, die dieses Ende herbeigeführt hat, ist grenzenlos. Als Soldat und brav stirbt man in der Regel, wenn man vorher seine Schwester eine Hur' genannt hat. Aber wenn dies schon nicht unbedingt der Fall sein muß und der Soldat meistens nicht im Zweikampf, sondern im Feld stirbt, so ist doch immer das Todesmittel mit dem Kampfmittel, also mit dem Element, in dem sich der Soldat betätigt, identisch. Er ist verpflichtet zu töten und wird getötet. Sein Tod, ob dieser nun dem Ruhm vorangeht oder wie Herr Crüwell meint, ihm grinsend folgt, ist von dem gleichen Stoff wie seine Tat, wie sein Ruhm. Der Soldat hat gar keine andere Aufgabe als jene, dasselbe zu tun, was er erleiden könnte; und stirbt er an Typhus und nicht an der Granate, so bleibt sein Tod doch wesentlich mit der Gefahr des Kriegsdienstes verbunden. Lord Carnarvon aber war ausgezogen, einen ägyptischen König auszugraben, und nicht eine tückische Fliege umzubringen. Solche sind kaum Begleiterscheinungen der archäologischen Praxis, gewiß nicht deren Feld. Wohl hat ihn, wie es Crüwell darstellt, der ägyptische König mit einer solchen besiegt. Doch erst wenn auch er den ägyptischen König auf diese Art zu überwinden gehabt hätte, könnte man davon sprechen, daß er am Kriegsmittel zugrundegegangen ist. Aber ihm war es ja im Gegenteil darum zu tun, in unserer dem Entthronen und Königsstürzen so holden Zeit das Beispiel einer aufbauenden Tätigkeit zu geben, zum Ersatz für den letzten Habsburger und im Gegensatz zu mir.

Inschriften

DEN MONARCHISTEN

Wollt ihr die altgewohnten Symbole,
mit denen das Volk der Teufel hole?
Sinnliche Zeichen für Begriffe,
womit auf dem letzten Loch es piffe?
Hier wäre nichts Neues dazu erworben,

denn auf die Art sind sie schon einmal gestorben.

STANDPUNKT GEGENÜBER DER REVOLUTION

Nur nicht vom Kaiser abgewandt!
Seht, Wallensteins Diener wehrt dem Ungestüm.
Der arme Mensch! Er hat im Kärntnerland
ein kleines Gut und sorgt, sie nehmen's ihm.

ÖSTERREICHS PIETÄT

Die Republik Pensionen bezahlt
Vampiren, Lemuren, Chimären.
Haben wir schon kein Blut mehr,
so müssen wir halt
die Blutsauger anders ernähren.

DIE KRIEGSGURGEL

Daß nicht drossle die Kehle
der goldene Kragen!
Damit er weiter befehle,
daß Herzen aufhören zu schlagen.

DERSELBE

Daß die Jugend er in den Tod gesandt,
an ihm niemand räche!
Er sterbe für das Vaterland
an Altersschwäche.

WILHELM

Man tat ihm unrecht, hat zu spät erfahren,
daß er den Krieg gewann.
Er steht in seinen Memoiren
als Mann.
Und der Beweise, daß er nicht geprahlt,
gibts doch genug:
last not least, Amerika hat ihm bezahlt
eine Kriegsentschädigung.

SCHLUSS!

Die Schreiber haben den Krieg begonnen
und den Generalen ist er mißlungen.
Aber wenn er auch nicht gewonnen,
so haben sie doch Erinnerungen.

Jetzt scheint denn diesen nichts übrig zu bleiben,
als wie jene zu tun und gleichfalls zu schreiben.
Und erst dann ist vorbei aller Kriegesschrecken,
wenn diese und jene die Feder strecken.

Rehabilitierung der Justiz, Reglementierung der journalistischen Prostitution ¹

Teilweise gesprochen am 5. Mai

Die Schande jenes landesgerichtlichen Urteils ist vom Obersten Gerichtshof durch eine theoretische, aber die Praxis der Zukunft bindende Entscheidung ausgetilgt und es bedeutet in der Atmosphäre staatlicher und gesellschaftlicher Ehrlosigkeit, die nicht einmal mehr ein Gefühl für das Ungeheuerliche aufbrachte, ein glückliches Erlebnis, daß die endgültige Unterwerfung unter das Diktat von Erpressern, die Preisgabe eines gegen sie geschaffenen Gesetzes und damit aller staatlichen Scham, abgewendet erscheint. Wäre die Entscheidung vom 16. April 1923 anders ausgefallen — und einem Generalprokurator, der für das Extrablatt schreibt, mag es schon hart genug angekommen sein, die Nichtigkeitsbeschwerde zu erheben —: die nächste Volkszählung hätte auf meine Mitwirkung verzichten müssen, ganz abgesehen davon, daß ich kein Wort mehr in diesem Unstaat gesprochen, keines mehr hätte in Österreich erscheinen lassen. Das hätte zwar die derzeitigen Machthaber einer Republik wenig bedrückt, deren Anspruch auf kulturelle Würde hinreichend in dem Umstand zur Geltung kommt, daß uns von den Kinderkrankheiten des heute körperlich rüstigen Präsidenten dessen neunzigjährige Mutter im Neuen Wiener Journal plaudert. Aber maßgebend bleibt schließlich doch, was in diesem Lande auszuhalten man sich selbst zutraut, und bis zum oberstgerichtlich besiegelten Triumph der Inseratenagenten über die Gesetzgebung wär's nicht gegangen. Man kann, wenn man vor dem Entschluß der k. u. k. Bestie, daß Serbien sterbien muß, kühl bis ans Herz geblieben ist, sein patriotisches Mütchen auch an dem Erlebnis kühlen, daß die Gerechtigkeit nicht zugrundegehen muß, weil es der Weltbetrug verlangt. Die Justiz hat die Schmach, in die sie sich mit der Presse zu teilen anschickte, mit einem Ruck der Besinnung auf die Schultern abgewälzt, die sie dank dem dem Beruf eingeborenen Drang nach Erniedrigung nun mit jener Sichtbarkeit tragen, die dem Gesetz Genüge tut. Was soll man aber zu dem planetarischen Unikum einer Presse sagen, die vor der Alternative, sich im Fall der fortgesetzten Prostitution strafen zu lassen oder sich das Schandmal der Kenntlichmachung auf die Stirn zu prägen, das zweite wählt, als wäre eine andere Möglichkeit: die des Verzichts auf die Ausübung, gar nicht diskutabel; ja die selbst eine durch die Enthüllung verringerte Gewinnchance einem soliden Lebenswandel vorzieht? Unzugänglich möchte die Presse um keinen Preis sein, ob schon er für ihre Zugänglichkeit bedeutend reduziert ist. Denn wenn der Illusionist der fleischlichen Gunst sogar noch dafür zahlt, daß er um seiner selbst willen geliebt wird — wiewohl auch er sich da lieber an die geheime als an die öffentliche Prostitution halten dürfte —, so wird es doch kaum so perverse Toilettenfirmen und Aktiengesellschaften geben, die dem coram publico saldier-

¹ s. »Die sechste Großmacht« in Heft 608

ten Liebesakt noch einen erheblichen Reizwert abgewinnen. Gewiß lebt ja die Presse geistig und wirtschaftlich von jenem Trug der Druckerschwärze, dem selbst solche Gimpel erliegen, die Ursprung und Mache dessen, was sie berückt, erkannt haben, und es bedeutet ja eben den Höchstpunkt der Selbsterniedrigung, daß die Presse noch um dieser letzten Aussicht willen die Kennzeichnung der Schande einem Leben in Ehren vorzieht. Sie kann immerhin darauf spekulieren, daß der Zauber einer stilisierten Reklame durch den Wegweiser des Kreuzes nicht völlig ernüchtert wird und daß die räumliche Entfernung von der rationalistischen Exegese an der Spitze des Blattes dem Wunderglauben zustattenkommt. Sie waren auch, als sie sich nach dem Gerichtstag wieder zum Beschluß über die beste Methode, zugleich dem Gesetz und dem Geschäft zu genügen, einigten, vor der Wahl zwischen der allgemeinen Stigmatisierung ihrer publizistischen Moral und dem Prostitutionsbekenntnis in jedem einzelnen Fall etwa durch die Überschrift »Bezahlt« — keinen Augenblick in Verlegenheit. Denn es ist immer noch besser, summarisch, ob schon täglich von neuem, auszurufen: »I bin a Hur!«, als sich bei jedem einzelnen Beleg für diese Behauptung kontrollieren zu lassen; gar nicht davon zu reden, daß, wenn man die Wahl hat zwischen dem Bewußtsein einer frugalen Ehrbarkeit und dem Bekenntnis üppigen Lasters, man doch lieber eine Dirne was liegt daran sein wird als ein Prolet was kann ich dafür. (Erschütternder Anblick, auf dem nun von der Judikatur vorgezeichneten Strich — man traut seinen Augen nicht — der in Ehren ergrauten 'Wiener Zeitung' zu begegnen, dem mit dem guten Beispiel vorangehenden Regierungsblatt, einer Staatsmatrone mit dem Erlaubnisschein, und zu ersehen, daß die hohe Regierung selbst aus dem Verkuppeln der öffentlichen Meinung an das Bedürfnis der Inserenten Gewinn zieht. Und daß eine Amtszeitung erst die oberstgerichtliche Weisung gebraucht hat, um, wenn sie schon Unzucht treibt, wenigstens die diesbezügliche Vorschrift zu erfüllen.) Die Einleitung des Textes mit dem umfassenden Geständnis der Prostitution — *principiis non obsta* — ist darum so überwältigend, weil der Phantasie, die sich jeweils vorstellt, wie viel Raum heute die Firmen den Politikern und Kritikern übriggelassen haben werden, ein weit größerer gewahrt bleibt, indem ihr in der Widerstandskraft der Herausgeber ja doch keine Grenze gesetzt ist. Für den juridischen Anspruch mag die Generalbeichte noch immer nicht vollkommen ausreichen, den kulturhistorischen befriedigt sie mit überraschender Vehemenz. Vor jenem begnügt sich die Korruption eigentlich noch immer mit der Zeichensprache, durch die sie vielleicht gar — als ein Plus an Hokuspokus — bei den von der Schwarzkunst Faszinierten zum Teil wieder hereinbringt, was sie durch Aufklärung verliert, und etwas von der Hoffnung mag sich erfüllen, daß in dem Maß, als sie es an Erkenntlichkeit der Ware fehlen läßt, die Erkenntlichkeit der Käufer einsetzen werde. Dennoch kann gar kein Zweifel darüber bestehen, daß durch die Reglementierung der journalistischen Prostitution, durch die grundsätzliche Fälschung redaktioneller Notizen als Inserate der Kaufwert der journalistischen Gunst empfindlich leiden wird, und tausend Flüche der Administrationsbüros donnern dem Gesetzgeber nach. Schadenfreude wird zur reinsten sittlichen Regung, wenn man genug Ohr hat, diesen stummen Groll zu hören eines durch oberstgerichtlichen Blitz getroffenen Bordellprestiges, dieses Zähneknirschen zwischen den Zeilen der entwerteten Reklame, diese Wut der Gezeichneten beim täglichen Anblick des Schandmals aere perennius auf der Stirnseite, die seit jeher ihr Stolz und ihre Frechheit war. Der Zustand würde zum Paroxysmus ausarten, wenn nicht Hoffnung bestünde, daß die für allen würdigen Anspruch bereite Gnade unseres Staatsoberhauptes der Neuen Freien Presse wenigstens die Milliardenbeute des Raubzugs belassen werde,

den sie unter der herzbewegenden Devise »Für den Frieden in Mitteleuropa« gegen die Firmen von Mitteleuropa unternommen hat und den sie selbst nach dem Wahrspruch jenes Wessely gerichtlich und zugunsten der Staatskasse verantworten müßte. Ehe noch diese Hoffnung in Erfüllung geht, wird hoffentlich die christliche Reichspost, deren Nächstenliebe vor der Interessengemeinschaft mit den Juden nicht zurückschrickt und sich zu demselben Kreuze bekennt, ihren Bezirksrichter gefunden haben. Und ließe sich ein drastisches Bekenntnis einer die religiöse und die journalistische Moral zusammenfassenden Sittlichkeit erfinden als die Sätze, mit denen sie den Bericht über die oberstgerichtliche Entscheidung eingeleitet hat?

Das sogenannte »Inseratenkreuz«, nämlich das Kreuz, das die Presse seit dem neuen Preßgesetz mit der Frage hat, wie sie entgeltliche Mitteilungen im redaktionellen Text bezeichnen müsse, um dem Gesetze zu genügen, unterlag heute der Prüfung und Entscheidung der obersten gerichtlichen Instanz.

Von der Blasphemie in solchem Munde ganz abgesehen wie von der Demut der Tölperei, die meinen Hohn, daß es ein Kreuz sei, auf die eigenen frommen Schultern nimmt, scheint die Reichspost auch zu glauben, man müsse im redaktionellen Text entgeltliche Mitteilungen bringen. Sie kommt in der Einfalt ihres korrupten Herzens gar nicht auf die Idee, daß aus dem Kreuze, welches die Presse mit der Frage hat, »wie« sie die entgeltlichen Mitteilungen bezeichnen müsse, der einfachste Ausweg doch der wäre, solche überhaupt nicht zu haben. Sie entschließt sich statt dessen — und sie schwindelt die Bemerkung des Gerichtshofs, es sei »nicht möglich«, eine genaue Vorschrift zu geben, als Kritik eines unzulänglichen Gesetzes vor —, zu einem Ausweg, von dem sie hofft, daß er nicht in das Bezirksgericht zurückführen wird. Sie will ihn, »um ihren besten Willen zu beweisen, schon von der heutigen Nummer an« — welche Worte sie in Sperrdruck bringt, als wäre die sofortige Befolgung ein Beweis besonderen Entgegenkommens — betreten und bringt (da der Oberste Gerichtshof immerhin empfohlen hat, »auf der ersten Seite des Blattes in auffälliger Weise« eine Mitteilung über die bezahlten Notizen zu bringen)

auf der ersten Seite an der Spitze des Blattes neben dem Titelkopfe, wo die Mitteilungen der Herausgeberschaft an die Bezieher und Leser stehen, also *an der hervorragendsten, vornehmsten und sichtbarsten Stelle*, die in der Urteilsbegründung des Obersten Gerichtshofes empfohlene Mitteilung.

Wenn die Reichspost nicht auch hier zu gesperrtem Druck griffe, man wüßte nicht, daß die Stelle, an der sie ihren Bezugspreis annonciert und nunmehr ihre Käuflichkeit anzeigen will, ihre hervorragendste und vornehmste sei. Die sichtbarste ist sie jedenfalls nicht, sondern, wie es sich zumal bei dem Kopf der Reichspost versteht, ihre unsichtbarste. Immerhin hat dieser Kopf, der die Butter verstecken will, indem er sie der sichtbarsten Stelle vorbehält, jene Schlaueit, mit der die christlichsoziale Presse in den Belangen des Rebach der jüdischen den Rang abläuft. Denn während diese wirklich, wenngleich sich krümmend, das tut, was der Oberste Gerichtshof empfohlen hat, also auf die »erste Seite« des *Textes* die eigene Schande aufschreibt, praktiziert die Reichspost ihren Scherz, den »Kopf«, weil er ja an der Spitze der ersten Seite steht, für eben diese auszugeben, und tut so, als ob sie noch mehr getan hätte als jene, weil sie das Schandmal noch höher hinaufgerückt hat. Aber kein Leser außer den Sonderlingen, die sich über die Bezugsbedingungen der Reichspost informieren wollen — und selbst diese können den winzigen Druck kaum lesen —, liest jenen Teil des Blattes, der täglich derselbe und

inhaltlich vom Text noch weiter entfernt ist, als der Annoncenteil. Sie hofft, daß sie mit der Wahl des Kopfes auf die Butterseite zu liegen kommen werde, und meint kreuzfidel:

Mißlingt auch dieser letzte Versuch, dann sind wir im Verein mit allen gerichtlichen Instanzen ratlos, *und es wird wohl nichts anderes übrig bleiben, als in Delphi um ein Orakel vorstellig zu werden* oder aber den »unmöglichen« Paragraphen der Gesetzgebung mit Dank zurückzustellen.

»Steirer macht letzten Versuch«, war einmal eine Annonce überschrieben, die die Reichspost nunmehr im Textteil bringt. Aber es wird aus dem Grunde doch nicht der letzte sein, den sie unternimmt, weil die gerichtlichen Instanzen im Verein mit ihr, das heißt wenn sie vor ihnen steht, gar nicht so ratlos sein werden, wie sie fürchtet, und schon das Orakel erster Instanz nach der klaren Entscheidung der letzten Bescheid wissen wird, was in solchen Fällen zu tun ist. Es wird ihr durch ein Kopfstück deutlich erkennbar machen, daß ihr edelster Teil, ihre hervorragendste und vornehmste Stelle, keineswegs auch ihre sichtbarste sei und der Paragraph, den sie der Gesetzgebung mit Dank und Geblödel zurückstellen möchte, keineswegs unmöglich, sondern in ihrem Fall noch immer recht gut verwendbar ¹. Denn das fehlte etwa noch, daß die jüdische Presse, die so anständig war, das Schandmal auf die Stirn zu nehmen — das sich dort sehr gut macht —, verleitet von dem ungestraften bösen Beispiel, das der Christ ihr gibt, es sich in den Kopf setzte: so daß es wieder nicht vorhanden wäre! Nein, das Wort sie sollen es lassen stahn, und der Leitartikel, der im unmittelbaren Anschluß zu erscheinen hat — seinem Schöpfer ist diese Demütigung des Blattgefühls, dieses Rieseln im Gemäuer, erspart geblieben — schließt lapidar, mit dem kurzen Satz, der immer der beste ist: Poincaré ist erschüttert und Lloyd George gedemütigt. Aber nein, herstellt: Iwango-rod röchelt bereits. Auch nicht; also: Die Zeiten sind hart. Oder noch besser: Die geheime Prostitution hat ein Ende. (Die öffentliche ist im Beginn. Näheres an der Spitze des Blattes.) Und der Economist schließt: Die vorgekommenen Kursvariationen zeigt die nachstehende Kurstabelle:

Für die entsprechend dem § 26 P. G. mit + bezeichneten Artikel und Notizen übernimmt die Redaktion ausschließlich die preßgesetzliche Verantwortung.

Für die entsprechend dem § 26 P. G. mit + bezeichneten Artikel und Notizen (*Ankündigungen und Anpreisungen*) übernimmt die Redaktion ausschließlich die preßgesetzliche Verantwortung.

1 Man soll eine Zeitung nie beim Wort nehmen: mitten in diese Würdigung einer scherzhaften Ratlosigkeit, die das Wesen der gutwilligen Reichspost weit mehr erkennbar macht, als sie ihre Textannoncen, tritt sie selbst mit einem Entschluß; mit einem Beweis noch besseren Willens, wiewohl man dies doch gar nicht mehr für möglich gehalten hätte. Sie hat die delphische Intervention nicht abgewartet, sondern einen steirischen Versuch gemacht, einen allerletzten, durch welchen endlich das unterscheidende Merkmal, mit dem sie aus der Reihe der jüdischen Zeitungen trat, aufgehoben erscheint. Nun steht es da, klein, aber fein. Sie unterscheidet sich ja noch immer dadurch, daß sie, ihrer speziellen Beziehung zum + Rechnung tragend, kein hintangesetztes, sondern ein »vorgesetztes« gewählt hat, was vielleicht der Rechnung zugutekommen mag und etwa auch den monarchistisch überlieferten Respekt vor allem Vorgesetzten betont. Das Prävenire, das sie spielt, wird ihr gewiß für die Zukunft Straffreiheit in Delphi sichern, aber für die Tage, da sie die vornehmste Stelle zur Ankündigung ihrer Käuflichkeit bevorzugte, eher als Schuldbekennnis in Betracht kommen. Doch immerhin gibt sie nun an sichtbarer, etwas weiter unten, bekannt, daß noch einige folgen, wo sie sterblich ist. Da also euer Gnaden eh wissen, wern wir kein Orakel brauchen. Es wäre sonst wirklich »nichts anderes übrig geblieben«. [KK]

Zur Beachtung!
Entgeltliche Ankündigungen und Anpreisungen (§ 26 P. G.) sind
durch + gekennzeichnet.

Zur Beachtung!
Die in den folgenden Rubriken mit + bezeichneten Mitteilungen
sind entgeltliche Ankündigungen. (§ 26 P. G.)

*Im redaktionellen Teil (Kleine Chronik, Lokalbericht, Theater—
und Kunstnachrichten, Economist) enthaltene entgeltliche Mittei-
lungen sind durch + kenntlich gemacht.*

Wahrlich, wenn es erlaubt wäre, ein Bild der Schmach durch ein Bild
der Schönheit zu verdeutlichen: die Entwicklung der Raupe zum Schmetter-
ling könnte nicht so deutlich erkennbar sein wie dieser Fortgang in der Ver-
deutlichung dessen, was man von Natur ist; und die wirkt Wunder. Aber die
Wissenschaft vermag es, ihren Weg abzukürzen. Wie einfach wäre das Resul-
tat zu erreichen gewesen, zu dem die Sonn— und Montagszeitung durch die
geniale Eingebung jenes Teufels gelangte, der bis auf den heutigen Tag der
einzige umsichtige und wirkungssichere Redakteur aller Zeitungen geblieben
ist:

Für die entsprechend dem § 26 P. G. mit + bezeichneten *unent-
geltlichen* Artikel und Notizen übernimmt die Redaktion aus-
schließlich die preßgesetzliche Verantwortung.

Das Schandmal

Was bezahlt ist, erkennbar zu machen,
verlangt das Gesetz, das war ja zum Lachen
und ein Richter sagte, sie hätten recht,
weil solches Verlangen übertrieben sei:
denn daß für jede Reklame geblecht
und keine Zeile gratis geschrieben sei,
das, sagte Herr Wessely, wisse in Wien
der gebildete Leser ohnehin.
Die Presse, von diesem Wahrspruch entzückt,
hat weiter genommen und eingerückt.
Irgendwo war irgendein Hinweis versteckt,
welchen Handel das Zeichen des Kreuzes da deckt:
die Butter am Kopf roch bereits etwas ranzig,
von P. G. stand was da und von 26.
Wenn der gebildete Leser im Zweifel wäre,
so gab ihm das Landesgericht noch die Lehre,
sich bei solcher Lektüre nicht zu bequemen,
nein, auch das Gesetzbuch zur Hand zu nehmen.
Denn die Zeitungen seien die höhern Gewalten,
doch die Leser verpflichtet, sich an die Vorschrift zu halten.
Daß die Presse vom Preßgesetz sich losmacht,
kein Wunder: vis major und sechste Großmacht.
So ungefähr reimte sichs Wessely,
der sein Intresse jenem der Presse lieh.
Doch gibts nicht nur Kellner, bitte sehr bitte gleich,

sondern auch Richter in Österreich.
Und von der Justiz nahm die höchste Instanz
die Schande und gab sie der Presse ganz.
Vorbei die Hoffnung, sichs doch noch zu richten,
um nicht auf den Schandlohn ganz zu verzichten.
Gezwungen, von dem Lohn sich zu trennen
oder die Schande ganz zu bekennen,
zieht, wer heutzutage kein Tor,
ohne Federlesen das letztere vor.
Will eine lieber prostituiert sein,
so muß es halt deutlich angeführt sein;
und nicht der Leser muß sich bequemen,
sondern die Zeitung, das Büchl zu nehmen.
Hatte sie ohnedies durch das Kreuz
beim Käufer schon etwas verloren an Reiz,
so trägt sie wie keine andere Dirne
nunmehr das Berufszeichen auf der Stirne.
Die totale Enthüllung verringert den Lohn,
denn man zahlte ja doch für die Illusion,
und den Leser kann sie nun nicht mehr betrügen.
Doch hofft sie noch Kundschaften dranzukriegen,
die da meinen, daß es ein Publikum gibt,
vor dem sie sie um ihrer selbst willen liebt.
Denn gibt es so manches bei dem Leben,
so muß es auch solche Käuze geben.
Diese letzte Hoffnung, es werde ihr glücken,
bewegt sie, das Schandmal sich aufzudrücken
und lieber in Ehren am Striche zu gehn
als ganz ohne Schandlohn dazustehn.
Denn besser ein magerer Gewinn bei dem Handel
als nichts durch soliden Lebenswandel!
Keine Aussicht mehr, die Welt anzuschmieren
mit dem öffentlich Meinen und sich geheim Prostituierten.
Vollzieht sich selbst dieses nun öffentlich,
so macht man die Rechnung kurz durch den Strich.
Ist die Schande auch größer als der Gewinn,
so bleibt doch zuweilen im Strumpf was drin.
»I bin a Hur!«: mit Müllers tragischer Miene
entschloß sich die Presse als Heroine;
und schrieb's an die Spitze der ersten Seite
und bot gleich zum Kauf den Passanten die zweite
und sie, die seit jeher schon immer erhältlich,
bekannte nun deutlich, wo sie entgeltlich.
Das brauchte nicht langes Überlegen,
nicht gerne tut man's, man tut's aber doch.
Und wahrlich, das caudinische Joch
war eine Siegespforte dagegen!

Hussarek—Sinclair

Welche Mittel in Schwurgerichtsverhandlungen angewandt werden und welcher Aufrichtigkeit die Verteidigung des Christentums fähig ist, hat der Fall des sympathischen Hussarek gezeigt, der Upton Sinclair einen Schurken genannt hatte und dafür zu jener halben Million Kronen verurteilt ward, die dank der Initiative der Habsburger 35 Friedenskronen gleichkommen. In den Berichten waren die folgenden Versionen zu lesen, die alle zusammen wohl ein richtiges Bild von einer Verteidigung geben dürften, die einerseits erklärt, daß sie den Wahrheitsbeweis für den Schurken führe, und andererseits, daß sie das Wort ganz anders gemeint habe.

Im Übrigen hat der Angeklagte nicht behauptet, Sinclair ist ein Schurke, sondern nur gesagt, er halte ihn dafür; es sei dem Leser freigestanden, sich der Meinung anzuschließen.

So in der Reichspost, die in solchem Falle wohl wahrheitsgetreu berichtet. Wenn Herr Hussarek gesagt hätte: Sinclair ist ein Schurke, so wäre dieser es und jener hätte keine Meinung geäußert, sondern eine Tatsache behauptet, deren Berichtigung nach § 23 sich die Reichspost offenbar nicht widersetzt hätte. Aber Schurke bedeutet nicht einmal einen Schurken.

Dr. Hussarek habe nach einem Shakespeareschen Ausdruck gesucht und diesen in dem Wort »Schurke« zu finden geglaubt.

Oder auch so:

Hussarek habe bei Shakespeare gesucht, bis er einen passenden Ausdruck gefunden habe. Das Wort »Schurke« sei ihm dort so häufig aufgestoßen, daß er es gewählt hat.

Man muß sich das nur vorstellen. Hussarek schreibt für die Reichspost — zum Ersatz für Lammasch, der nicht nur tot ist, sondern ihr noch lebend die Mitarbeit verweigert hat — einen Artikel gegen Sinclair, will diesen irgendwie benennen und sucht zu diesem Behufe bei Shakespeare nach einem Ausdruck. Nur weil ihm das Wort »Schurke« dort immer wieder aufstößt, wählt er es; sonst hätte er es nicht getan. Eigentlich hat ihn also Shakespeare verleitet. Aber dieser hat es nicht so gemeint und infolgedessen auch Hussarek nicht, der sich in allem an Shakespeare hält. Denn — sagte der Advokat — :

Dieses Wort bedeutet entweder »ehrlos« oder »geschickt«. Sein Klient habe es in dem Sinne von »geschickt« gemeint.

Meinte der Advokat, der mithin ganz gewiß kein Schurke ist. Aber wie kommt er nur auf die Vermutung, daß es auch »geschickt« bedeute? Wohl so: Wenn bei Shakespeare ein Diener von seinem Herrn irgendwohin geschickt wird, so sagt dieser: Schurk', mach dich fort! oder dergleichen. Eigentlich könnte man also auch sagen, Schurke bedeute so viel wie »Diener«. Herr Hussarek hat von Sinclair allerdings nicht sagen wollen, er halte ihn für seinen Diener, aber ob er wirklich sagen wollte, er halte ihn für geschickt, das mag er mit seinem christlichen Gewissen ausmachen. Ein Angeklagter darf ja lügen, aber er sollte nicht. Freilich, was immer er über jenen sagen wollte und wie immer man »Schurke« deuten will, Sinclair war ihm persönlich nahegetreten, indem er nicht nur den religiösen Empfindungen — die ja nebst den nationalen die zerbrechlichste Materie dieser Welt sind — nahegetreten ist, sondern auch dem österreichischen Patriotismus. Es stellt sich nämlich heraus, daß Sinclair gar kein österreichischer Patriot ist:

Sowohl auf religiösem Gebiete wie auf dem Gebiete des Patriotismus, auf dem Gebiete der österreichischen Vaterlandsliebe hat Upton Sinclair sich schwer verfehlt.

Wofür natürlich der Umstand, daß er ein Kalifornier ist, höchstens als mildernd in Betracht kommt. Ich bin leider kein Kalifornier und kann es darum Hussarek nachfühlen, wie weh das tut, in der österreichischen Vaterlandsliebe verletzt zu werden. Und Hussarek legt Wert auf mein Zeugnis. Nach dem Bericht der Reichspost hat er gegen das Vorbringen des Prof. Singer, er habe im Jahre 1895 mit ihm von der Bereicherung der Klöster gesprochen, eingewendet:

Karl Kraus hat in einem Aufsatz behauptet, daß ich schon 1892 mich im katholischen Sinne betätigte.

Vergebens habe ich dieses Wohlverhaltenszeugnis in der Fackel gesucht und nur gefunden, daß in einem der ersten Hefte ¹ von dem jüngeren Hussarek als einem älteren Betbruder, aber ohne jede zeitliche Limitierung, die Rede war und die lustige Geschichte erzählt wurde, wie sich der ägyptische Erbprinz seinen katholischen Erziehungsversuchen durch die Flucht entzog. In der Republik ist der Karriere des Herrn Hussarek vom Präfekten des Theresianums zum Ministerpräsidenten zwar Einhalt geboten, aber nach der Verurteilung durch die Geschwornen steht der Vorrückung zum Glaubensmartyrer nichts im Wege, versteht sich, wenn der Leitartikel, den die Reichspost unter dem Titel »Eine tapfere Tat« veröffentlicht hat, richtig auf die Beschimpfung eines Mannes, der in Kalifornien wohnt, und auf die Interpretation von »Schurke« bezogen wird und nicht etwa darauf, daß er gleich neben dem Entschluß der Reichspost steht, das Prostitutionszeichen, das ihr der Oberste Gerichtshof beigebracht hat, an die Spitze des Textes zu stellen. Daß die tapfere Tat die Gründung eines Hussarek—Fonds nach sich zieht und die Ovationen der Christenheit vor dem Hause des Glaubenszeugen, der als Angeklagter nicht allein für die Religion, sondern auch für die Wahrheit unschuldig gelitten hat, ist nur selbstverständlich.

Wenn sich aber Sinclair sowohl auf religiösem Gebiete wie auf dem der österreichischen Vaterlandsliebe schwer verfehlt und die diesbezüglichen Gefühle der Reichspost alteriert hat, so hat sie ja keine Ahnung, wie sehr er gar ihren journalistischen nahegetreten ist. Seine Verfehlung auf diesem Gebiete ist höchstens mit der meinigen zu vergleichen und wie gut es der Instinkt der Reichspost hier getroffen hat, mag ihr der folgende Artikel der Jena—Weimarer kommunistischen Zeitung 'Neue Zeitung' dartun — von einem mir unbekanntem Kritiker und über zwei Autoren, von denen ich nur einen kenne — , den der Zufall just ein paar Tage vor dem Sinclair—Prozeß erscheinen ließ und der die Verabredung der deutschen Presse zum Schweigen über mich wieder einmal durchbricht, aber eben auch darum der Wiederholung wert ist, weil er die beiden von der Weltpresse und allem ihr gehorsamen Christensinn derzeit gehäßigsten Autoren in einem Gespann vorführt, mit dem das Bieder-
mannstum zweier Welten wirklich nicht gut zu fahren scheint:

Der Sündenlohn

Upton Sinclair: Der Sündenlohn. Eine Studie über den Journalismus. (Verlag: Der neue Geist. Dr. Peter Reinhold, Leipzig).

Nun haben wir das klassische Werk einer gesellschaftskritischen Betrachtung des modernen Journalismus. Eine Naturgeschichte des Journalismus gibt uns Upton Sinclair in diesem 300seitigen Werk, das im Deutschen veröffentlicht zu haben, ein nicht überschätzbares Verdienst des Reinholdschen Verlages ist. Der Sinn

¹ Heft 27

des Buches wird von Sinclair selbst mit folgenden Worten formuliert:

»Der Zweck dieses Buches liegt nicht darin, den Charakter Upton Sinclairs, sondern das Wesen des Mechanismus zu zeigen, von dem man jeden Tag seines Lebens bezüglich der Nachrichten über die Umwelt abhängt. Wenn dieser Mechanismus mit Vorbedacht und systematisch dazu mißbraucht werden kann, über Upton Sinclair zu lügen, so kann er auch dazu mißbraucht werden, die Volksbewegung in der ganzen Welt zu zerrütten und das Herannahen der sozialen Gerechtigkeit zu hemmen.«

Niemand erscheint berufener, die große Soziologie der Presse zu schreiben als Upton Sinclair, da wohl niemand unserer Tage eine so gewaltige Sukzession unaufhörlicher, symptomatischer Infamien von Seiten der Presse am eigenen Leibe zu spüren Gelegenheit hatte wie dieser heldenhafte amerikanische Publizist, der mit dem ewigen »Trotzdem« auf den Lippen immer wieder, immer wieder den Kampf auf sich nimmt.

Es sei allerdings zunächst gestattet, auch ein Wort über die Einleitung von Professor Singer, dessen Übersetzung bis auf ganz wenige, kleine Ausnahmen ausgezeichnet ist, zu sagen. Leider hat er die »Fackel« in einem Atemzuge mit der »Zukunft« genannt, von welchen beiden Zeitschriften er schreibt: »Kritisieren, nichts als Kritisieren ist wohlfeil, wie man aus der Unzahl von Kritikern der Presse in den Literaten—Kaffeehäusern, aus kongreßlichen Redeturnieren, aus »Zukunft« und »Fackel« zur Genüge ersehen kann.« Er hat Karl Kraus, den größten lebenden Dichter Österreichs und den genialsten Kritiker der heutigen Gesellschaft, den vielleicht Europa aufzuweisen hat, in einen Topf mit Herrn Harden geworfen, mit eben jenem Maximilian Harden, der sich seit 20 Jahren bemüht, in der »Zukunft« deutsch zu schreiben. Er hat vergessen, daß Karl Kraus der unerbittliche und strenge Meister der Sprache — gerade durch sein »nichts als Kritisieren« der einzige aller Kritiker ist, der dieses »Negative« so gewaltig und so genial gesteigert hat, daß es schon längst wieder in das Positive hineinragt, und nur gemessen werden kann an dem gesellschaftskritischen Werke Voltaires. Er hat vielleicht nicht bemerkt, daß das Bleibende, Wertvolle des Sinclairschen Buches die *Kritik der Presse* ist, die Kritik der Presse als ein Teil der Gesellschaftskritik, die notwendig ist, um einzusehen, daß die heutige Ordnung der Dinge von Grund und ganz von Grund auf verschwinden muß, ehe die wesentlichen Dinge dieser Welt anders, besser werden können, eine Einsicht, die Sinclair und Kraus gemeinsam sein dürfte. Das Buch Sinclairs ist in drei große Abschnitte eingeteilt. Nämlich: 1. Der Tatbestand, 2. Die Erklärung und 3. Das Heilmittel. In 34 Kapiteln des ersten Teiles protokolliert Sinclair das Unglaubliche. Er zeigt seine Wunden, die Wunden, die die »Hure Journalismus« diesem einzigartigen Upton Sinclair in 20 langen Jahren des Kampfes für die Befreiung der Menschheit schlug. Kommentarlos erzählt er die Geschichte seiner Leiden und der Atem stockt einem beim Lesen, denn der gewöhnliche Leser hält es nicht für möglich. Endlos zieht die Kette der Intrigen, Bestechungen, der ausgeklügeltsten Lügen zur Vernichtung dieses Mannes an uns

vorbei. Wie ein Anatom zerlegt er den Apparat der Presse, zeigt uns die »harmloseste« Entstellung, die oft nur im Weglassen eines Wortes, ja sogar nur im Weglassen eines Kommas besteht. Ja so ist sie, die kapitalistische Presse, der vorderste Vorposten der ausbeutenden Klassen. Alle Thesen Karl Kraus', des andern größten Kenners und darum Hassers der Presse, werden 10.000 mal erhärtet durch immer wiederkehrende Veröffentlichung von Fällen, niemand wird in diesem Buche geschont. Da stehen sie mit Namen alle die, die täglich, stündlich »den reinen Körper der Wahrheit packen und ihn auf dem Markt verkaufen, die die jungfräulichen Hoffnungen der Menschheit an das ekelhafte Bordell des großen Geschäfts verraten«. Sie marschieren auf: die ganze amerikanische Plutokratie und wir erblicken die millionenfachen Fäden, die diese Plutokratie über die Erde gespannt hat: auf deren Wink hin Hunderte von Millionen der Menschheit in derselben Minute denselben vergifteten Gedanken zu denken gezwungen sind.

Upton Sinclair weiß es: »So und so allein werden wir die Macht der kapitalistischen Presse brechen, indem wir den Kapitalismus selbst brechen.« Man kann über die von ihm vorgeschlagenen Methoden im Einzelnen anderer Meinung sein. Nicht darin liegt der große Wert dieses Werkes, im Einzelnen Wege zu weisen, nein, seine Größe besteht darin, daß es den gesellschaftskritischen Sinn und Instinkt von Tausenden zu wecken imstande ist. Denn das ist der Beginn von allem Sozialismus und seiner Propaganda: daß der Mensch sieht und erkennt: Eines ist sicher, *diese* Gesellschaft ist faul, faul, faul bis auf den Grund. Und das muß der Einfältigste erkennen, der mit Sinclair diese bedeutendste Exekutivmachtposition der heute herrschenden Gesellschaft durchleuchtet. Und deshalb kann dieses Buch, das endlich, endlich die nackte Wahrheit über den Journalismus mit allen seinen tausendfältigen Brechreizen aufweist (Karl Kraus aber ist der große geistige Vater davon), gar nicht genug Verbreitung finden.

Sinclair sagt in einer Schlußanmerkung: »The Brass Check« (der englische Titel des Buches) wird natürlich auf dieselbe Art behandelt werden. Sollte es irgend eine Publizität erlangen, so wird dies nur wegen eines Verleumdungsprozesses der Fall seine. Mögen diese Zeilen bewirken, daß alle, die sie lesen, dieses Buch kaufen und weitergeben. Denn die kapitalistische Presse von fünf Erdteilen kennt keine wichtigere Aufgabe, als es totzuschweigen.

Helft alle, dieses Buch, dieses wahrhafte Protokoll der ewigen Schandtaten des internationalen Journalismus zu verbreiten, auf daß ihr erkennen möget, wie die »vornehmste« Institution, die Presse des »Freien Amerikas« (aber natürlich auch genau so die Europas), des Landes, das sicherlich nicht zu Unrecht das »Land der unbegrenzten Möglichkeiten« genannt wird, aussieht, wie die Presse aussieht, zu der ihr in, heute noch zum Teil aufgezwungener Blindheit blickt, als zu beinahe etwas Heiligem.

Helft dieses Buch Upton Sinclairs verbreiten, auf daß die schurkischste aller Masken der kapitalistischen Gesellschaft um einen Tag früher heruntergerissen werde.

Julius Epstein

Um die Reichspost jedoch über den Unterschied zwischen Sinclair und mir zu beruhigen, kann ich ihr versichern: erstens, daß ich mein Buch »Unter-

gang der Welt durch schwarze Magie« keinesfalls von einem kalifornischen Singer hätte übersetzen lassen und zwar in Erinnerung an all das, was seinerzeit seiner 'Zeit' mit dem Kohlengutmann widerfuhr. Ferner daß ich, wenn mich eine kalifornische Reichspost einen Schurken genannt oder vielmehr es dem Leser anheimgestellt hätte, sich der Meinung anzuschließen, oder wenn ein dortiger Hussarek bei Shakespeare gesucht, bis er einen passenden Ausdruck gefunden hätte, um im Ernstfall zu sagen, er habe ihn im andern Sinne gemeint: daß ich dann nicht geklagt, sondern über die Sache ein Kreuz gemacht hätte, das ich natürlich im andern Sinne meine, indem es nämlich auch das Symbol der christlichen Nächstenliebe bedeuten kann.

Glossen

DIE UNSER HEILIGSTES BESUDELN DÜRFEN

Die im redaktionellen Texte enthaltenen entgeltlichen Mitteilungen sind durch ein vorgesetztes + kenntlich gemacht.

Hussarek—Fonds

Schaffen wir einen Wehrfond der österreichischen Katholiken!

— — Nicht länger mehr zu dulden und zu schweigen, wenn die österreichische Ehre von Geschichtsfälschern besudelt und unser Volk in seinen heiligsten Empfindungen freventlich beleidigt wird.

— — Sich wehren bringt Ehren, *aber verursacht nicht selten hohe Kosten.* Auch *der Verteidigungskrieg, auch der aufgezwungene Kampf kostet Geld, mehr Geld, als der Einzelne, und wäre es der Opferwilligste, aufzubringen im Stande ist.*

Machen wir uns unverweilt an die Schaffung eines *Wehrfonds der österreichischen Katholiken* und nennen wir diesen Fonds »*Hussarek—Fonds*«!

— — Machen wir uns ans Werk! Kein Schmutzfink soll künftig im Vertrauen auf unsere finanzielle Wehrlosigkeit *unser Heiligstes besudeln dürfen* — — Für heute genüge die Anregung, über die Einzelheiten zu reden, wird es früh genug sein, wenn sie auf fruchtbaren Boden gefallen ist.

Da kann man gespannt sein, nicht nur auf das Ergebnis, sondern auch auf die Art und Weise der Verwendung. Schon einmal hat, wenn mein Gedächtnis nicht trügt, ein Verteidigungskrieg, ein aufgezwungener Kampf zum Schutz des Heiligsten Geld gekostet und so sehr zur Verschlechterung der Valuta geführt, daß eine Geldstrafe von einer halben Million heute nicht mehr ist als 35 Kronen in jener Zeit, die vor Ausbruch des heiligen Verteidigungskrieges lag. Schon einmal wurden auch Scherflein beigetragen, allerlei Wehrfonds errichtet, aber es war für die Katz oder vielmehr für jene, die sie machen, und es hat lange gebraucht, bis infolge all dieser Bemühungen wieder so viel Pferdefleisch im Lande war, daß der damals auch errichtete Wehrmann in Eisen

einem Würstelmann Platz machen konnte. Wenn es erlaubt wäre, die Sprache des Erbfeinds zu sprechen, könnte man in solchen Fällen nur sagen: Vedere-mo, was in der Sprache jener, die an der Spitze des Blattes das Kreuz tragen, so viel bedeutet als: Man wird doch da sehn. Nur eines muß schon heute mit Befremden wahrgenommen werden. Welchen Zwecken der Hussarek—Fonds immer dienen mag, wie immer er verhindern will, daß künftig ein Schmutzfink unser Heiligstes besudle, und ob er etwa nur die mit dessen Verteidigung verbundenen Geldstrafen aufbringen soll — erstaunlich bleibt, daß die Reichspost nicht einmal durch die räumliche Nachbarschaft der Proklamation gegen die Besudelung des Heiligsten und der Ankündigung, wie entgeltliche Mitteilungen kenntlich gemacht werden, auf die Idee gebracht wird, zunächst doch deren Ertrag dem Hussarek—Fonds zu widmen und als der opferwilligste Einzelne mit gutem Beispiel voranzugehen. Dies mindestens war doch zu erwarten, wenn ihr nicht schon die Assoziation der Motive zu der Erkenntnis hilft, daß es zur Abwehr der Besudelung des Heiligsten nicht erst eines Hussarek—Fonds bedarf, sondern bloß des Verzichtes, das Zeichen des Glaubens zur Bezeichnung von zweifelhaften Geschäften zu verwenden.

* * *

FÜR DEN FRIEDEN IN MITTELEUROPA

Der Sohn des Herrn der Hyänen hat das Fest der Auferstehung mit einer feierlichen Absage an das Kreuz auf 43 Seiten Textannoncen begangen, als deren Akquisiteure Staatsmänner wirkten, die das Vorwort hatten. Die Proklamation an die Völker und Firmen Mitteleuropas, die der Feier voranging, hatte den folgenden Wortlaut:

Der Sturm des Mißtrauens und der Feindseligkeit, der früher über Europa und das Weltmeer gebräust war, muß endlich dem *schöpferisch belebenden Hauch* des Friedens, des *gemeinsamen Zusammenwirkens*, weichen. Steht diese Bewegung auch erst in ihrem Beginn, so hat sie doch *schon jetzt schöne Früchte* gezeitigt. Die *nachfolgenden Blätter sind berufen, Zeugnis davon zu geben. Zeugnis vom Wiedererwachen des Wirtschaftslebens, der Widerstandskraft unseres Wien, unseres Österreich und seiner Nachbarländer. Zeugnis von der Schaffensfreude ganz Mitteleuropas*, wie es fast unverweilt *nach dem verheerenden Brande des Weltkrieges* in die *Bergungsarbeit* und dann auch an die *Neugründung* geschritten ist.

Wie Finanz, Handel und Industrie sich da die Hände gereicht, um die vom Kriegsausgang aufgezwungenen neuen Wege zu finden und die Umstellung von der Zwangswirtschaft des Krieges und der Nachkriegsjahre zur *freien Wirtschaft* der Vorkriegszeit zu erreichen, wie Finanz, Handel und Industrie über alles Trennende der Grenzen der neugewordenen Staatsgebilde *das Verbindende und ihnen allen Gemeinsame endlich wiedergefunden haben*, auch das *leuchtet aus den nachstehenden Mitteilungen bei all ihrer scharf umreißenen Knappheit* klar hervor.

An Gebiet und damit an staatlicher Macht hat Österreich fast alles verloren, aber *das Unvergängliche* seiner zentralen Weltstellung hat in diesen Jahren schwerster Prüfung seine Feuerprobe glänzend bestanden. Die *Innigkeit seiner ökonomischen Beziehungen* zu den Nachfolgestaaten, zu Deutschland, Holland, der Schweiz

und zu seinem angestammten *Ausfallstor*, zum Balkan, zu Bulgarien und dessen Nachbargebieten, sie tritt uns auf jeder Seite der Gabe, die wir unseren Lesern hier darbieten, immer erneut entgegen.

Das Zusammenarbeiten der Wirtschaft des einen Volkes mit dem des anderen, wie da inmitten des zwischenstaatlichen Wettbewerbes doch stets wieder die *Fäden zu einem alle vereinenden Bande gefunden* werden, in diese Arbeitsteilung zu fruchtbringender *Arbeitsvereinigung* von Land zu Land, in die Ergebnisse dieses verständnisvollen *Zusammenwirkens* gewährt unser Wegweiser durch *Finanzinstitute, Handel und Industrie* Zentraleuropas klaren Einblick. Einen Einblick, der über die nahe und weitere Zukunft beruhigen und zu neuem, kräftigem Schaffen weiter anregen und ermutigen muß.

Es folgten tatsächlich noch einige Nummern, voll schwerer, wenngleich deutlich erkennbarer Beute: nackte Inserate ohne Pathos, doch auch sie aus dem Drang geboren, der Millionen umschlingt und diesen Kuß der ganzen Welt gibt.

Groll und Rache sei vergessen,
Unserm Todfeind sei verziehn.

Und außerdem:

Dem Verdienste seine Kronen!

Das Erträgnis der Osterfeier allein entspricht ziffernmäßig etwa der Summe, die 1871 Frankreich an Deutschland zahlen mußte, übersteigt aber auch effektiv die Summe aller Beträge, die der König von Montenegro je von Österreich erhalten hat. Wird sich Österreich jetzt schadlos halten? Die Staatskasse wird die Unterstützung brauchen können und es wäre nicht der schlechteste Sanierungsgedanke, die Neue Freie Presse durch ein Jahr für den Frieden in Mitteleuropa wirken, auf diese Art schuldig werden zu lassen und dann der Pein und nicht etwa der Amnestie zu überlassen.

Gram und Armut soll sich melden,
Mit den Frohen sich erfreun.

Wird Wessely dem Fest diese Wendung geben?

Ihr stürzt nieder, Millionen?

Nein, so weit wird es nicht kommen.

Unser Schuldbuch sei vernichtet!
Ausgesöhnt die ganze Welt!

Keinen Wermutstropfen in den Hymnus an die Freude, der eigens zu diesem Anlaß gesungen scheint.

Was den großen Ring bewohnt,
huldige der Sympathie!

Wohl, nie hätte ich geahnt, daß die Worte des Herrn der Hyänen:

Nach diesen großen Taten
auf größern Inseraten
die neue Macht beruht

so programmatisch und so buchstäblich in Erfüllung gehen würden und er selbst wäre vor ihr, wäre an solchem Feiertag erfüllter Friedenssehnsucht andächtig geworden. Denn er sprach:

Das Leben abzutasten
mit unbeirrtem Hasten,
seid, Brüder, mir bereit.

Nein, nicht diese Töne; es ist ja nicht die Letzte Nacht, es ist der Tag der Auferstehung; es ist nicht von mir, es ist von Schiller.

Wem der große Wurf gelungen
braucht auch nicht um die Erhaltung zu zittern,
und wer's nie gekonnt, der stehe
nämlich
weinend sich aus *diesem Bund*.

* * *

MICHI

»Aus den Kinderjahren des ersten Bundespräsidenten Österreichs« erzählt Frau Marianne Hainisch, wirklich, im Neuen Wiener Journal.

Möchte es nicht anmaßend erscheinen, daß ich der Aufforderung der geehrten Schriftleitung folge und aus den Kinderjahren meines Sohnes berichte. — — Am 15. August 1858 um die Mittagsstunde wurde das Knäblein in Aue am Fuße des Semmerings geboren. — — Als der fünf Monate alte *Michi* erkrankte, wurde die Krankheit mit Perubarber und ähnlichen Mitteln nicht behoben, und nur der Entschluß, in Wien ärztliche Hilfe zu suchen, rettete das Leben des Säuglings. »Blutentmischung und Knochenerweichung« lautete der Ausspruch der Ärzte. — — Es währte Jahre, bis der Kleine völlig gesundete — — und es war wie ein Wunder, daß im Janre 1874 ein strammer Bursche maturierte. — —

Hat sich herausgemaust.

* * *

MEIN OSTERGRUSS AN DAS »NEUE WIENER JOURNAL«

soll der Wiener Messe gelten. Beginnt, grad auf der Rückseite, Herr Zimmermann, der die hiesige Plantage zu beaufsichtigen hat, also einer, der noch über alle unsere Würdenträger gesetzt ist. Daß ich als österreichischer Staatsbürger geboren bin, kann ich nicht mehr ändern. Wenn man nur wüßte, wie man es ohne Zeitverlust und Formalitäten anstellte, als solcher nicht zu sterben. Vielleicht meldet sich ein Staat mit hübscher Landschaft und einer Sprache, die ich nicht spreche. Auf Hochquellwasser wird verzichtet.

* * *

DER TITEL

Das macht er so:

Schutz für die Wiener Messe.

Drohende passive Resistenz bei Post, Telegraph und Telephon.

Wien, 17. März.

Schützt die Wiener Messe! Was kann es Natürlicheres geben als diese Parole?

No also ich könnte mir, wenn's drauf ankommt, schon was Natürlicheres denken, aber in Gottes Namen, schützt die Wiener Messe. Nach dem Punkt im Titel hätte man allerdings vermuten können, der Schutz sei ihr bereits gewährt und sei eine Tatsache wie die drohende passive Resistenz. Denn diese verlangt er nicht etwa, sondern konstatiert sie, jenen aber verlangt er. Freilich, wenn er verlangt, so ist es auch schon so gut wie erfüllt. Der Wunsch ist

des Gedankens Vater, aber aus Pietät für diesen darf er im Titel kein Rufzeichen machen. Wenn der Titel zum Beispiel der Ausruf wäre: Gott über die Welt!, so wäre es so gesetzt:

Gott über die Welt.

Und ehe man merkt, daß es nur ein Seufzer ist, der folgerichtig zum Schlußsatz führen muß:

Die Zeiten sind zu ernst und die Not zu groß
hätte man den Eindruck, daß er etwas von Gott über die Welt für das Blatt bekommen hat.

* * *

KREUZBRAV

[*Deutsche Hobé — A. — G.*] Die in unserem Freitag—Morgenblatte veröffentlichte Notiz über das Hobé—Syndikat ist durch ein Versehen nicht als entgeltlich gekennzeichnet worden,

So die Neue Freie Presse. Es ergibt sich nun die Rechtsfrage, ob es sich hier um eine Strafanzeige oder um eine Gutmachung handelt. Interessanter noch dürfte die Untersuchung sein, ob nicht auch unter der Strafanzeige das Kreuz zu stehen hätte und ob die Gutmachung nicht erst erfolgt wäre, wenn der Ertrag beider Notizen an die Staatskasse abgeführt ist. Jedenfalls benimmt sich die Neue Freie Presse tadellos und macht sich beinahe würdig, daß ihr der humane Präsident unserer Republik im Gnadenweg den Milliardengewinn ihrer Karsamstagnummer läßt, deren totalen Mangel an Kreuzeln sie kleinweis hereinzubringen sucht. Sie hat zwar ausnahmsweise einmal als öffentliches Mädchen geheime Prostitution getrieben, und es kommt ja bekanntlich vor, daß eine, die dazu befugt ist, sich für eine ausgibt, die dazu nicht befugt ist ¹, aber sie gibt es wenigstens hinterdrein zu. Sie ist zwar im Salon ohne Ehrenkreuz herumgegangen, aber sie holt es am andern Tag nach. Bemerkenswert ist übrigens, daß die Staatsanwaltschaft seinerzeit jenes Mädchen aus dem Wiener—Neustädter Bordell wegen Herabwürdigung des Kreuzzeichens vor Gericht gestellt hat, während' heutzutage nicht einmal die Reichspost wegen Gotteslästerung angeklagt wird. Immerhin muß man zugeben, daß die Neue Freie Presse sich alle Mühe gibt, nebst ihrer Tätigkeit auch der Erfüllung der damit verbundenen Pflichten zu obliegen, so daß angesichts solcher Fleißaufgaben die Vergleichssphäre des Bordells schon der der Schule Platz machen muß. Es sind nicht mehr die schlimmen Mädchen von der Straße, sondern geradezu die braven Buben in der Schule, und wer bis zum Schluß des Jahres am meisten Kreuzel gemacht hat, bekommt zur Belohnung für Fleiß und gute Sitten ein Prämium. In solchen Fällen versammeln sich die Herren Eltern und Vormünder, nämlich die ältesten Abonnenten, die Kinder tragen das Feiertagsgewand einer Pfingstnummer und da der Herr Gesetzgeber persönlich zur Verteilung erschienen ist, erschallt der Chor:

Das ist für die Eltern eine Freud',
Der gnäd'ge Herr lernt selber heut'
Die lieben Kinder kennen,
Die vor Begierde brennen,
Mit Feierkleidern angetan,
Zu zeigen, was ein jeder kann.

Die Neue Freie Presse ist der Willibald Schnabel; sie antwortet prompt: Der Mensch ist endlich auch ein Federvieh, denn gar mancher zeigt, wie er die

1 »Das Ehrenkreuz« in Heft 272

Feer in die Hand nimmt, daß er ein Vieh ist. Die Reichspost ist der Christoph Ries, der zum Schluß die Medaille bekommt, aber, da er nix auf so Sachen hält, sie in Umtausch gegen eine Golatschen dem Willibald überläßt. Dieser verdient sie scheinbar auch, denn er hat sich selbst zum Hierbleiben verurteilt und aus Fleiß eine Strafaufgabe gemacht. Aber es bedarf noch einer strengen Prüfung, was er damit im Schilde führte und ob er, als er freiwillig zu Kreuze kroch, nicht vielleicht scheinheilig war. Denn er gilt in der Klasse als Duckmäuser.

Inschriften

FROMMER BRAUCH

Warum macht die Reichspost bereits
zu jeder Reklame ein Kreuz,
tät' mich einer da fragen.
Das war sicher kein Christ,
weil er wahrscheinlich sonst wüßt',
daß sie Vergelt's Gott! will sagen.

IM ZEICHEN DES KREUZES

Dies Gebet soll uns stärken:
Was wir so merken,
es dient frommen Werken,
in diesen Rubriken
läßt man sich entrücken
und uns soll es glücken,
hier ist es nicht weltlich,
sondern entgeltlich
und per Zeile erhältlich,
wir feiern die Messe,
Gott helfe der Presse
im eignen Interesse,
er möge vor Stürmen
die geehrten Firmen
schützen und schirmen
und zu fernern Aufträgen
soll er sie bewegen,
wir machen den Segen
in seinem Zeichen und Namen
auf Textreklamen.
Amen.

CHRISTENTUM

Seelsorger nennen sich die Pfaffen,
denn sie preisen die Presse und segnen die Waffen.
Jubilatet!
Und schon dies mag auf Erden zum Trost euch gereichen:
Giftgase tragen das Kreuzeszeichen,
und Textinserate.

NATURGEWALT

Ihr klammert euch an den Besitz.
Das hat was, sagt ihr, von Naturgewalten.
Versteht sich, nur der Trieb, ihn zu erhalten;
und dementsprechend würdig zu verwalten.
Das ist der beste Menschheitswitz.
Denn das Verlangen, sich in den Besitz erst zu setzen,
wozu sie jene, die ihn nicht haben, verhetzen,
ist entgegen den göttlichen Gesetzen!

HABGIER UND HABGIER

Ja freilich Habgier: Die es nicht haben,
die möchten's darum den anderen nehmen;
die noch nicht gespeist haben, sind noch nicht satt,
noch lebend, lechzen sie, sich zu erlaben.
Doch hätte die Habgier dessen, der hat,
nicht eher sich vor der andern zu schämen?

DEFINITIONEN

Leben ist, wenn es längst schon kein Leben.
Freiheit ist, wenn Gewalt gleich daneben.
Behörde ist, wenn man sichs richtet.
Zeitung ist, wenn es meistens erdichtet.
Gerücht ist, wenn man nicht weiß, wer's erlogen.
Geschäft ist, wenn man gleichfalls betrogen.
Ordnung ist, wenn man die Unordnung duldet.
Ruin ist, wenn er meist selber verschuldet.
Friede ist, wenn man ihn nicht kann erlangen.
Krieg ist, wenn man nicht angefangen.
Mut ist, wenn oberster Kriegsherr befiehlt.
Gut und Blut ist, wenn Vaterland mordet und stiehlt.
Republik ist, wenn halt nicht Monarchie ist.
Monarchist ist, wenn man ein Vieh ist.

Majestät ist, wenn sie geruht hat.
Kritik ist, wenn man auf wen eine Wut hat.
Theater ist, wenn Direktion in Krisen.
Frühling ist, wenn Herbst auf den Wiesen.
Adel ist, wenn es zu nichts verpflichtet.
Andacht ist, wenn man's vor Leuten verrichtet.
Moral ist, wenn grad niemand dabei ist.
Zweifel ist, wenn es ganz einerlei ist.
Glaube ist, wenn man jenseits den Lohn hat.
Ruhm ist, wenn man sonst nichts davon hat.
Flucht ist, wenn Siegfriedstellung bezogen.
Zusammenbruch ist, wenn alles reiflich erwogen.
Abgrund ist, wenn man davor immer stehn tut.
Wunder ist, wenn es trotzdem gehn tut.
Sanierung ist, wenn die Toten gesunden.
Justiz ist, wenn die Augen verbunden.
Inserat ist, wenn es unten ein Kreuz hat.
Gesetz ist, wenn Umgehn seinen Reiz hat.
Abgeordneter ist, wenn man gegen alles immun ist.
Volkszählung ist, wenn nichts Gscheitres zu tun ist.
Tugend ist, wenn es vorbei mit dem Durst ist.
Staat ist, wenn schon eh alles wurst ist.

Glossen

ETYMOLOGIE

Wenn Monarchisten auf richterliches Verständnis hoffen dürfen, sobald sie Republikaner ermorden, so setzen sie es umsomehr für jene Fälle voraus, wo sie sie nur beleidigen. Denn hier können sie sich sogar damit rechtfertigen, daß sie es nicht so gemeint haben. In dieser Methode werden täglich Fortschritte erzielt. Während aber der Verteidiger des Herrn Hussarek immerhin noch die Möglichkeit offen gelassen hat, daß das Wort »Schurke« nicht nur »geschickt«, sondern auch »ehrlos« bedeute, berief sich jetzt ein anderer monarchistischer Angeklagter, der einen republikanischen Politiker »Schuft« genannt hatte, darauf, daß dieses Wort überhaupt »keine Beleidigung sei: es stamme aus dem Hebräischen 'Schofai' und dieses bedeute 'Volksbeauftragter' oder 'Heerführer'«. Damit konnte er natürlich kein Glück haben, immerhin aber durch ehrliches Bestreben Sympathie erwecken. Von vornherein verloren wäre dagegen ein Republikaner, der etwa einen habsburgischen General einen Schurken und Schuft genannt hätte. Denn daß er habe sagen wollen, jener sei ein geschickter Heerführer, würde man ihm gewiß nicht glauben.

* * *

EIN SCHANDBLATT

Mit der Anteilnahme eines alten Ziegenbocks pflegt unser Weltblatt Gerichtsverhandlungen über brüchige Ehen, die keinen Menschen außer den

Prozeßparteien angehen, aber jeden Schubiack interessieren, zu erschnüffeln. Nicht allein Strafsachen von solcher Materie, nein auch Ehescheidungsfälle beim Zivilgericht sind vor dieser Beteiligung nicht sicher. Die Preisgegebenheit der Menschen, die wegen ihrer privatesten Angelegenheiten die Justiz anrufen müssen, ist eine der schandbarsten Tatsachen dieser Zivilisation, sanktioniert von eben dieser Justiz, die sie gegen die Pein nicht schützt, ihr Familienübel an eine Welt verraten zu sehen, welche in der Tragik des Zusammenbruchs, erbarmungslos vor den Greueln jedes Tags, für derlei noch immer das lebendigste Interesse aufbringt. Aber dankbar für jede Gelegenheit, die die Justiz dem Gerichtssaalberichterstatter bietet, wird der Schmucknotizler hinterdrein satirisch gegen eine richterliche Neugierde, die »mit epischer Breite« das sexuelle Vorleben einer Diebin erörtern lasse, mit einer Breite, die um keinen Zoll mehr bietet als der journalistischen Nachfrage erwünscht ist, und dieselbe Presse, die den ihr wesensverwandten, aber weit sittlicheren Beruf nur mit dem Anfangsbuchstaben bezeichnet, zitiert dann Goethe und macht sich über das judizielle Interesse für die Angelegenheiten eines Gewerbes lustig, »das man vor keuschen Ohren nicht nennen darf«, die sie selbst durch Vorenthaltung des Namens mehr reizt als schont. Mit einem Wort, die Gracchen sind über Aufruhr ungehalten, die Böcke berufen »Sittlichkeit und Kriminalität«, und es ist derselbe heuchlerische Verrat an dem Übel, das man in die Welt gesetzt hat und an dem man schmarotzt, wie der typische Hohn der Presse über den von ihr gezüchteten Kulissentratsch. Wenn das Tribunal zur Szene wird und zu einer, die sich für ihre sittenrichterliche Tendenz am Stoff nicht genugtun kann, und wenn die unvermeidliche Wirkung auf das Auditorium vom Leiter der Vorstellung pünktlich mit dem Verweis quittiert wird: »Wir sind hier in keinem Theater!«, so ersteht zu solcher Zwiespältigkeit auch jedesmal der Theaterplauderer, der eben das hinausträgt, was er tadelnswert findet, und eben das tadelnswert findet, was er hinausträgt. Die Moralbarbarei des Gerichtszimmers wäre, so verabscheuenswert sie ist, ja noch erträglich, wenn nicht auch jedes Wort, das dem Zimmertakt zuwider ist, durch das Megaphon der Berichterstattung gesprochen wäre. Keinem Verhandlungsleiter aber wird es einfallen, die Neue Freie Presse wenigstens beim Wort ihrer satirischen Mißbilligung zu nehmen und, um ihr das Ärgernis zu ersparen, ihrem Vertreter die Tür zu weisen, denn die »Öffentlichkeit« wird nur im Fall flagranter Verletzung dessen, was sie für Sittlichkeit halten, ausgeschlossen und dieser Vorgang gewährleistet erst die Anwesenheit jener Leute, welche die im Raum aufgehobene Öffentlichkeit im weiteren Umfang wieder herstellen, genau so wie sie die zugelassene vervielfachen. Das Schandblatt übt dabei die vornehme Praxis, nicht nur anstößige Ausdrücke, sondern auch Namen durch Anfangsbuchstaben zu ersetzen, versteht sich, wenn es sich um die von Angehörigen der bürgerlichen Kreise handelt. Das sieht dann so aus:

Wien, 12. April. (*Die unentbehrliche Freundin des Gatten.*) Oberlandesgerichtsrat Dr. Weiß (Strafbezirksgericht I) hatte heute über eine *bemerkenswerte* Klage zu verhandeln, welche die Gattin des *Direktorstellvertreters der städtischen Elektrizitätswerke* Frau Elisabeth H. gegen die Private Marianne M. wegen Ehestörung nach § 525 St. G. angestrengt hatte ...

An der Klage ist aber nichts bemerkenswert als die Frechheit, einen Bericht darüber zu bringen, und die Schamlosigkeit seiner Diskretion. Ein Parlament, das da nicht endlich zum Rechten sieht und der Presse, der es endlich das Prostitutionsmerkmal aufgeprägt hat, nicht auch solche Fesseln anlegt, die ihr die Kontrolle fremder Sittlichkeit erschweren, soll der Teufel holen!

*

Wie die Wirklichkeit meinen Blick bedient und meinem Wort auf dem Fuße folgt, ist nachgerade gespenstisch. Kaum hatte ich jenes über das Treiben des Schandblattes und über die Dringlichkeit einer gesetzlichen Remedur niedergeschrieben, so las ich:

(Die Berichterstattung über Scheidungsprozesse in England.) Aus London wird uns geschrieben: Die prozessualen Notwendigkeiten bringen es mit sich, daß bei Verhandlungen von Scheidungsaffären *das intime Privatleben der Parteien mit schonungsloser Deutlichkeit erörtert wird*. Die gerichtliche Untersuchung ist wie die Sonde des Arztes, die an wunde Stellen rührt und ohne Empfindlichkeit und — *Diskretion* gehandhabt werden muß. Daß auch das Gericht zur Ausschaltung der Diskretion genötigt ist, begegnet dem lebhaften Bedauern seiner Funktionäre. Wiederholt haben Richter und Rechtsanwälte diesem Bedauern in offener Verhandlung Ausdruck gegeben ... *In jedem Falle stehen aber die Parteien schutzlos da, deren Leben neugierigen Blicken preisgegeben erscheint*, weil die Verhandlungen öffentlich sind und *eine gewisse Berichterstattung in der Wiedergabe der gerichtlichen Vorfälle den guten Geschmack vermissen läßt*. Selbstverständlich sind diese Fälle *nur vereinzelt*. Aber sie haben kürzlich Lord Balfour veranlaßt, die Aufmerksamkeit der Regierung auf solche Fälle zu lenken, in denen aus Scheidungsprozessen der jüngsten Vergangenheit *selbst in dezente Details zur Publikation kamen*. Mit Befriedigung hob er hervor, daß die meisten Blätter ihrer Pflicht der Berichterstattung mit der größten Diskretion und Dezenz obliegen, *aber es gebe eine kleine Minorität*, die nicht allein gegen den guten Geschmack, sondern auch gegen die öffentliche Moral und, wie er glaube, gegen das Gesetz verstoße. *Lord Balfour regt eine gesetzliche Regelung dieser Frage an*. Lord Buckmaster erklärte, *das Richtige wäre, die Berichterstattung über Scheidungsprozesse bis auf das Resultat überhaupt zu verbieten*. Der Einwand, daß die Publizität als Abschreckungsmittel wirke, erledige sich, wenn man an den großen Skandal denke, daß der Unschuldige *an den Pranger kommt*. Der Lord—Kanzler verwies in seiner Erwiderung auf die Schwierigkeit der Frage ... Er glaube übrigens, daß in Kürze Gelegenheit gegeben sein werde, sich mit dieser Angelegenheit zu beschäftigen, *da ein diesen Gegenstand behandelnder Gesetzesantrag im Unterhaus vorbereitet werde*.

Und wo war es zu lesen? Im Schandblatt.

* * *

EIN ANSTÄNDIGER MENSCH

... Geradezu abstoßend aber wirkt die brutale Derbheit, mit der diese Übersetzung überall dort zu Werke geht, wo heikle Dinge zu sagen sind; höchst überflüssig, daß dort, wo andere Übersetzer mit dem Worte »Metze« *ihr Auslangen fanden*, wohl ein Dutzendmale *das andere, um einen Buchstaben kürzere Wort* gedonnert wird, höchst überflüssig das schmatzende Behagen, mit dem der

verschnittene Diener der Cleopatra die Folgen seines Zustandes witzig andeuten muß. Es wird ja jetzt viel darüber gespottet, was alles im Hofburgtheater den Komtessenohren zuliebe nicht gesprochen werden durfte. Aber diese Komtessenohren bewahrten auch die Ohren *anderer anständiger Leute* vor manchen sprachlichen Unflätigkeiten.

Natürlich der von der Reichspost, der Herr Bretschka. Aber bei Schlegel kommt das gute deutsche Wort Hure mindestens so häufig vor wie das Wort Metze und sogar die Übersetzungen der Bibel scheuen vor jenem keineswegs zurück, so daß Herr Hussarek, wenn er da wie dort suchen wollte, bis er einen passenden Ausdruck für eine Zeitung fände, die ihren redaktionellen Text für entgeltliche Mitteilungen offen hält, keineswegs in Verlegenheit käme. Doch selbst wenn es hier möglich wäre, mit dem Wort »Metze« sein Auslangen zu finden, weil man ja dem Übersetzer gegenüber schon gar keine Verpflichtungen hat — wie macht sich die Stelle bei Goethe:

ich sag' dir's im Vertrauen nur:

Du bist doch nun einmal

eine Metze. Und wie verhält sichs damit: Baudissin, der noch dazu ein Graf ist, läßt in den »Lustigen Weibern von Windsor« den kleinen Wilhelm den zweiten Fall deklinieren: horum, harum, horum. Darauf sagt Frau Hurtig, eine anständige Frau, deren Name zwar bedenklicher klingt als wenn sie etwa Bretschka hieße, die aber im übrigen auf dem Standpunkt der Reichspost steht, zum Schulmeister, der noch dazu ein Pfarrer ist:

Schlimm genug mit der Geschichte vom ersten Fall; muß der Junge auch noch von einem zweiten hören? ... Und erzählt ihm da von Huren und von ihren Haaren und Ohren? — — Ihr tut übel, daß ihr dem Kinde solche Sachen beibringt ... und nach Huren zu schrein, schämt euch!

Also: horum, harum, horum. Und erzählt ihm da von Metzen und von ihren Haaren und Ohren — damit würde wohl die Reichspost ihr Auslangen finden? Der wallisische Pfarrer antwortet schlicht:

Frau, hepe tich wek!

* * *

EIN IMPRESSIONIST

... Was Paul Wegener zu sagen hat, ist grauenhaft, das Wie gibt die überbrückende Grotteske. Er mauschelt die Worte tiefster Qual und windet sich mit den Gebärden des polnischen Gettos. Er *bohrt sich* im Herzen so ekelhaft, wie *man sich* in der Nase bohrt.

Wer sich?

* * *

BAUMEISTERS SHYLOCK

Der Advokat Dr. Paul Wertheimer, der vom Theater wahrscheinlich weniger versteht als eine Kuh von Jurisprudenz, während sie ganz bestimmt bessere Lyrik macht, schreibt nach einer Aufführung des »Kaufmann von Venedig« über Wegeners Shylock:

Er gibt nicht, *wie Baumeister*, wie Schildkraut, den fanatischen — — »Gott der Rache«. Wegener ist anders, abgedämpfter, sach-

lich und ruhiger, massiger möchte man sagen. So ist er schon in seiner Erscheinung: nicht von der *Hagerkeit eines venetianischen Wucherers*, vielmehr von feister Fülle — — *Baumeister war hier dämonischer*, Schildkraut elementarer, Heine heftiger — —

An dem Geschwätz, das noch weiter geht und als charakteristisch für Wegener die »Spannung: wie es sich entladen wird« bezeichnet, ist nicht so sehr die Vorstellung interessant, daß speziell ein venetianischer Wucherer hager sein muß, und nicht einmal die Erinnerung an die berühmte Dämonie Baumeisters (der Adjektivschmuser hätte ebenso ahnungslos, aber richtiger sagen können: Baumeister war hier elementarer, Schildkraut dämonischer). Sondern interessant ist vor allem die Erinnerung, daß Baumeister den Shylock gespielt hat. Niemand außer jenem erinnert sich mehr, und man versuche sich das nur vorzustellen. Aber wahrscheinlich hat ihm einmal wer erzählt, daß der Holländer Bouwmeester als Shylock in Wien gastiert hat — offenbar jemand, der auch Baumeister wie Bomeister ausspricht — , Herr Wertheimer zweifelte gar nicht, daß der Burgschauspieler gemeint sei, und schöpft nun aus dem reichen Schatz seiner Burgtheatererfahrung, den er nur so ausbreitet. Es wäre ein Leichtes gewesen, sich auf einen Druckfehler auszureden. Aber selbst die Mühe einer Notlüge nimmt sich so ein Theaterplauderer nicht, es fällt ja eh keinem auf und so behalten die Leser der Neuen Freien Presse, wenn sie überhaupt was behalten, daß Baumeister den Shylock gespielt hat; nicht anders — denn sie fressen alles — , wie wenn ihnen mit dem Tonfall der Selbstverständlichkeit erzählt würde, die Duse sei als Rosl im »Verschwender« mehr derbkomisch gewesen, wiewohl es eigentlich die Niese war, die jener auch nicht gesehen hat. Aber er wird doch nicht zugeben, daß er sich verhöhrt hat? Nun, was eine Kuh produziert, ist unter allen Umständen von mehr Gewissenhaftigkeit und Ordnungssinn verantwortet als jede Leistung der Wiener Theaterkritik.

* * *

EIN KRITIKER

Wie schmal ist die Flamme geworden, die einst so breit und sengend diesen Szenen entloderte.

Als das Stück neu war und einen neuen, starken Dichter anzukündigen schien, wurde es mit fiebernder Erregung empfangen, wurde von Beifallsexplosionen begrüßt.

Jetzt hört man es in einer Art von *Verlegenheit* an, wie man nach Jahren beim Wiedersehen mit einem Menschen verlegen wird, den man früher einmal geliebt hat und den man jetzt nicht mehr liebenswert findet. *Entzauberung*.

Jetzt empfindet man das *Peinliche dieser bis an die Grenzen unfreiwilliger Komik überspannten Vorgänge*. Die *kitschige und beweislose Konstruiertheit* dieses *Sonderfalles*. Die *unreife Phrasendrescherei* dieses nach Wedekinds Muster *arrangierten Befreiungsrummels*.

Ja wer kann dafür, daß der Herr Salten dem Herrn Hasenclever seinerzeit aufgegessen ist? Er ist halt ein Kritiker wie jener ein Dichter.

Heute ist das Stück auch nicht mehr die Verheißung eines neuen, starken Dichters. Denn der Dichter ist *längst nicht mehr neu*,

Wie wahr ist das

man weiß auch, daß er *nicht so sehr stark* ist. Er hat seinen Anfang nicht mehr erreicht, hat die Verheißung von damals nicht erfüllt. Schade! (*Aber vielleicht tut er es doch noch.*)

Vielleicht. Man wird doch da ... Hasenclever ist eine Enttäuschung, aber vielleicht ist er doch noch eine Hoffnung. Der Kritiker kann sich jedenfalls noch entwickeln. Vielleicht tut er es doch noch:

Bei alledem: *wenn sie auch* schmal geworden ist, eine Flamme *lodert trotzdem* noch immer aus diesen Szenen. *Aufruhr und schöne Leidenschaft der Jugend.* Und *wenn es sich auch* nur um einen konstruierten Sonderfall handelt, es können noch immer *vielle Eltern* aus diesem Stück etwas lernen. Eltern mehr als Söhne und Töchter. Es müssen nur Eltern sein, die lernen wollen.

Also empfindet man eigentlich doch nicht das Peinliche dieser bis an die Grenzen unfreiwilliger Komik überspannten Vorgänge und die unreife Phrasendrescherei dieses arrangierten Befreiungsrummels? Und der Dichter ist eigentlich doch sehr stark und von Entzauberung keine Rede?

Auch gibt es noch *Schönheiten in dem Stück*, die bis heute *nicht verblüht* sind und lange *nicht verblühen* werden. Die Unterredung des Sohnes mit dem Hauslehrer ganz am Anfang. Da ist *reine, dichterisch geformte Menschlichkeit* drin und mit *ergreifendem Klang, Not und Sehnsucht* einer töricht gedrillten, unverstandenen Kindheit. Dann alle Szenen mit dem Fräulein und die Gestalt des Fräuleins. Dann noch *der hohe, musikalische Schwung* vieler Verse.

Kurzum, Hasenclever ist geblieben der er war, Salten aber findet aus den unruhigen Anfängen in die abgeklärte Bejahung. Er ist eben ein Kritiker. Die sonderbare Ökonomie der Menschheit aber zeigt sich an der Entwicklung kritischer Gedankengänge, die überdies den Aufwand von Papier, Tinte und Setzerarbeit erfordert, nicht minder plastisch als an den Bestrebungen der Wäscheputzerinnen, die die Nachthemden total zugeknöpft liefern, so daß man eben die Arbeit verrichten muß, die sie sich hätten ersparen können. Aber wenn man so überhaupt bedenkt, wie viel Menschenkraft täglich durch Ornamentieren, Schwätzen, Grüßen und vor allem durch Schreiben verloren geht, so lernt man begreifen, daß die tiefste Ursache des Weltkriegs, seines Ausgangs und insbesondere seines Verlustes, in dieser passionierten Ablenkung von allem Wesentlichen gelegen ist, die die Hirne der Menschheit zwischen Leben und Zeitung intensiver als jede Zweckleistung beschäftigt.

* * *

WAS TELEGRAPHIERT WERDEN KANN

Man kann noch verstehen, daß die örtliche Gelegenheit zum Mißbrauch der Druckerschwärze den Theaterkritiker verleitet, eine schauspielerische Existenz zu beschmieren. Solange die Bühnenleute sich's gefallen lassen und die Hebung ihres sozialen Niveaus nicht vor allem in der Emanzipation aus dem schmachlichsten Abhängigkeitsverhältnis betätigen, solange sie nicht den Mut aufbringen, in einem Organ der Antikritik jeder journalistischen Büberei und tückischen Verkleinerung ihrer Arbeit auf der Stelle zu begegnen, solange sie den Respekt vor dieser fragwürdigsten Autorität nähren, anstatt sie durch offenen Hohn coram publico zu untergraben, ist eben an dem Zustand nichts zu ändern. Was aber selbst im Bereich journalistischer Möglichkeiten verblüfft, ist das »Verreißen« von Schauspielern vor einem Publikum, das sie

gar nicht kennt und nie auch nur den Namen gehört hat. Der anmutige Paul Goldmann, der es für unerlässlich hält, den Draht für eine Berliner Premiere des Herrn Salten zu belegen, schließt seinen Bericht mit den Worten:

Hans Schindler gefiel als Prinz dem Publikum ebenfalls und fand mehr Beifall, als seine Leistung verdiente.

Es mag richtig sein oder nicht — wiewohl natürlich das letzte Publikum immer noch vom Theater mehr versteht als der erste Kritiker —: wäre es an Ort und Stelle gedruckt, so könnte man noch sagen, daß einer, der etwas gegen einen hat, eben die Gelegenheit bei der Hand hat, es zu betätigen. Man stelle sich aber vor, daß er damit auf das Telegraphenamt geht, oder noch besser, daß er vor einer Muschel steht und es nach Wien spricht. Diese Journalisten sind doch unerschöpflich in der täglichen Ausgestaltung des Mißverhältnisses zwischen ihrem Beruf und jeglichem Maß von Menschenwürde, die es in den anderen Wirksamkeiten noch geben könnte: in Theater, Post— und Telegraphenwesen, Papierfabrikation, Druckerei und sämtlichen Berufen ihrer Leserschaft.

* * *

WAS DIE WIENER BEWEGT

Aus der 'Bohemia':

Um was sich die größten Bühnen Wiens herumstreiten. Die Direktionen des Wiener Burgtheaters und des Deutschen Volkstheaters haben jetzt Auseinandersetzungen wegen Meyer—Försters »Alt—Heidelberg«. Dieses Repertoirestück des Deutschen Volkstheaters wurde im Jahre 1916 auf Wunsch Harry Waldens, der den Prinzen Heinz spielen wollte, ihn auch zu einer Glanzrolle gemacht hat, dem Burgtheater unter der Bedingung überlassen, daß dieses dafür ein anderes Repertoirestück abgebe. Nun möchte Karl Günther den Prinzen Heinz im Deutschen Volkstheater spielen, aber das Burgtheater weigert sich »Alt—Heidelberg« herauszugeben. Wer wird recht behalten? *Diese Frage bewegt nun die Wiener.* Nach allen Revolutionen, nach allen Kämpfen um die neue Kunst sind die größten Bühnen Wiens bei einem Streit um »Alt—Heidelberg« angelangt. *Es wäre lustig, wäre es nur nicht so traurig.*

Wiewohl die 'Bohemia' an Dummheit das Niveau der Wiener Presse überragt und durch die Individualität ihrer Dummheit eigentlich die journalistische Norm sprengt, so gehört doch diese Notiz zu den interessantesten und für die Technik des Journalismus bezeichnendsten, die ich je gelesen habe. Die Verwendung der kritischen Note als des durchsichtigen Vorwands, um einen Theatertratsch weitergeben zu können, ist hier auf eine geradezu typische Art durchgeführt. Dem Schmockblatt, das nicht zögern würde, eine analoge Mitteilung aus der Prager Theaterkanzlei zu übernehmen, ist es natürlich um die Nachricht, die es jederzeit und von überall gern aus erster Hand bekäme, zu tun und nicht um die betrübte Konstatierung der Wiener Rückständigkeit. Die Wendung »Es wäre lustig, wäre es nur nicht so traurig« verdient eben dort, wo die Träne hängt, eine Watschen. Damit sie leichter trockne. Der Schmock druckt den Namen Walden gesperrt, weil er glaubt, damit seinen Lesern etwas Interessantes zu bieten, und er ist bereit, jeden Theatertratsch auf das schärfste zu verdammen, wenn er nur auf diese Weise Gelegenheit erhält, ihn zu verbreiten. Nun kommt aber noch die spezifische Frechheit dazu, aus der Froschperspektive des Prager Theaterlebens, das, wie die Beteiligten

selbst eingestehen, von jedem Winkelinteresse dirigiert wird, über Wien abzuurteilen, während man sich doch alle fünf Finger abschleckt, die einer Wiener Zeitung den Griff verdanken. Wie steht es aber mit der Realität des Wiener Interesses, das von der kritischen Strenge der 'Bohemia' betroffen wird? Die Nachricht ist in Wahrheit völlig uninteressant und höchstens geeignet, von der 'Bohemia' nachgedruckt zu werden, und die alberne Folgerung, daß man in Wien »nach allen Revolutionen, nach allen Kämpfen um die neue Kunst« bei einem Streit um »Alt—Heidelberg« angelangt sei, vermag die völlig belanglose Theatergeschäftssache keineswegs aufzuputzen. Traurig ist daran gar nichts, lustig nur das Bemühen des Schmockblatts, eine in Wien von keinem Menschen bemerkte Nachricht für seine kunstmoralische Höhe herzurichten. Und man beachte nun, wie es diesem Bedürfnis oder vielmehr dem nach einer Notiz eine Wirklichkeit substituiert, die überhaupt nicht vorhanden ist und selbst mit dem stärksten Vergrößerungsglas des Prager Schmocktums nicht zu entdecken wäre. Gewiß kann sich der Streit um »Alt—Heidelberg« nicht mit dem um die »Letzte Nacht« vergleichen und Prag hat da allerdings vor Wien etwas voraus. Aber »bewegt« jener Streit außer den unmittelbar beteiligten Theatergeschäftsleuten auch nur einen Menschen in Wien? Wenn man in einen neuen Volkszählungsbogen die Frage aufnehmen wollte, was jeder Wiener von der Affäre »Alt—Heidelberg« weiß und ob er die Nachricht aus irgendeinem Abendblatt in sein Bewußtsein übernommen hat, die Antwort wäre leichter als die auf die Frage nach der Rassenzugehörigkeit. Nicht drei Leute in einem Theaterkaffeehaus werden darüber ein Wort verloren haben. An eine analoge Berliner Theaternotiz würde keineswegs die dreiste Wendung angeschlossen werden, die Angelegenheit bewege »die Berliner«. Aber »die Wiener« scheinen nun einmal dazu geschaffen, von allem bewegt zu sein, was sich in ihrer Gegend begibt, und wäre es selbst so belanglos, daß in Prag eine Sensation draus werden kann. Würde man die von den dortigen Schmöcken imaginierte Wirklichkeit herstellen, so müßten folgerichtig auf dem Naschmarkt Wetten abgeschlossen werden, ob Herr Günther den Prinzen Heinz spielen wird. Wäre dies aber selbst der Fall, so könnte die Welt unmöglich grauenvoller sein als die von der Zeitung erschaffene und eben dadurch vorhandene Welt. Der Journalist verfährt so: er findet eine Geschichte anrühlich und beschuldigt andere, sie seien in ein Haus eingebrochen, um sie zu erfahren. Aber es stellt sich erstens heraus, daß sie es nicht getan haben, zweitens, daß er die Geschichte selbst erfahren wollte, und drittens, daß er in das Haus eingebrochen ist. Es wäre lustig, wäre es nur nicht so traurig.

* * *

SPIEGELUNG

Wie es gemacht wird, läßt der folgende Fall mit einiger Anschaulichkeit erkennen. Im letzten Heft war zitiert, wie »der ins Kunstressort und nun zur authentischen Deutung der 'Pippa' berufene Gerichtssaalberichterstatter« — der derzeit älteste Weimaraner hat ihm sogar ein Vorwort geschrieben — sich beflissen hat, Herrn Bahr, dem zweitältesten, den »ganzen, großen Reichtum dieses Künstlermenschen« und vor allem auch die »bestrickende Klugheit, die aus dem Herzen kommt« zu attestieren. Namentlich diese sollte er nicht vergebens angesprochen haben, da er, sie selbst bewährend, ihm gleichzeitig seinen zum Verständnis der »Pippa« unentbehrlichen Kommentar zusandte. Kein Wunder, daß nun an der gleichen Stelle sich der Künstlermensch revanchiert, indem er jenem die »geheime Kraft« zuschreibt, »die den echten Kritiker sel-

ber zum Künstler macht«, dessen Kritik durch sie »das was das Kunstwerk abspiegelt, reiner oder jedenfalls dem Verstande faßlicher darbringt als es das Kunstwerk vermag«. Das Kunstwerk sei eine Spiegelung, aber die echte Kritik vermöge als die »Spiegelung jener Spiegelung« eben mehr.

Wie echte Kritik verfährt, können wir nun an einem *glücklichen* Beispiel beobachten. *Ein Kollege*, Emil Kläger, hat ein sehr merkwürdiges Buch verfaßt ...

Aber auch an dem merkwürdigen Feuilleton des Kollegen Bahr, betitelt »Spiegelung«, läßt sich beobachten, wie echte Kritik verfährt. Klägers Kommentar hat zwar vor Hauptmanns Dichtung voraus, daß sich sein Verständnis auch ohne diese erschließt, aber der Kollege Bahr versucht dennoch, auf Klägers tiefere Beweggründe zu kommen. Der Regisseur Heine, der die »Pippa« im Burgtheater inszenierte, hatte nämlich ein Gespräch mit Kläger.

In jenem Gespräch mit Kläger erregte nun Heines scharfe, vielleicht bühnenmäßig überhelle Spiegelung den inneren Widerspruch *des Kollegen*, und gewissermaßen als Gegeninszenierung, um die Wette mit Heine, mag, wenn ich mir's recht vorstelle, Klägers Schrift entstanden sein. *Gerhart* selber hat Klägers Inszenierung gebilligt.

Zuweilen schlummert eben selbst der gute Homer, was ja besonders nach Lektüre eines Kläger'schen Kommentars begreiflich ist.

Eine »Nachdichtung« nennt er's, und mehr spricht Kläger selber auch nicht an, *vielleicht allzu bescheiden*: er hätte *ruhig* von »Um-dichtung« sprechen dürfen, denn indem er ruhig vor sich hin nacherzählt, eignet er es sich an, und umso *reiner*, als es offenbar *ganz unwillkürlich* geschieht.

Man kann aber ruhig behaupten, daß auch »Nachdichtung« schon unbescheiden genug ist. Kläger jedoch bemüht sich, nicht bedeutender zu sein als Hauptmann, und es gelingt ihm ganz unwillkürlich. Hauptmann schrecke »oft auf einmal vor seiner eigenen Naivität zurück«:

Da stockt denn Kläger *unwillkürlich* auch und *dem Leser wird angst, die beiden könnten jetzt anfangen, miteinander an Tiefsinn wetteifern zu wollen*.

Zum Glück aber finden sie sich gleich wieder im Märchen, und es ist schön von Herrn Kläger, seine Leser nicht immer nur schlafen, sondern manchmal auch träumen zu lassen. Hermann aber ist nicht sicher, ob der Kollege mit ihm ganz zufrieden sein wird.

Es wird den Autor *vielleicht überraschen*, und *am Ende nicht einmal angenehm*, wenn ich sein Werk ein Meisterstück von Kritik nenne, Kritik der höchsten Art.

Aber ich würde im Gegenteil eher vermuten, daß Emil zwar nicht überrascht, jedoch angenehm berührt ist. Trotzdem gibt Herr Bahr noch von dem ganzen, großen Reichtum seines Künstlermenschen etwas drauf, und zwar einen »Anhauch des Genius«, und nun ist der Kollege, der ja doch nicht unbescheiden ist, hoffentlich zufrieden. Denn es ergibt sich eine Spiegelung der Spiegelung einer Spiegelung, die nicht nur alles noch reiner abspiegelt, sondern auch etwas vorspiegelt. Also ein ganzer Spiegelberg, den ich kenne. Was aber nun? Sie haben schon so viel für einander getan, daß ihnen zu tun fast nichts mehr übrig bleibt. Mit ihrer Klugheit haben sie sich gegenseitig bestrickt und dem Leser wird angst, die beiden könnten jetzt anfangen, miteinander an Klugheit wetteifern zu wollen. Ob Kläger klüger ist, wird sich ja freilich erst bei der nächsten Bahr—Premiere zeigen. Ich kann mir nicht denken, daß er verstimmt ist und jenem nachtragen wird, daß er ihn einen Meister der Kritik ge-

nannt hat. Nein, man braucht keine Furcht zu haben, zwei Spiegel könnten jetzt anfangen, gegeneinander fechten zu wollen.

* * *

FRAPPANTE ÄHNLICHKEIT

oder

GLÜCK WAS DER BAHR HAT

so daß man es ihm zum 60. Geburtstag nicht erst wünschen muß. Flattert ihm da ein kleines Heft zu, »Balladendrama der Südslawen«, von Camilla Lucerna, einer Lehrerin in Agram, die sich »seit Jahren als Dolmetsch kroatischer und serbischer Dichtung für Deutschland bemüht«, er »notiert« es und sofort gedenken nicht nur wir, sondern auch er selbst des Analogons:

Erinnern wir uns, daß *auch Goethe* durch eine Dame, das Fräulein von Jakob, erst Kenntnis von den »merkwürdigen, für uns auch nach und nach grünenden, blühenden, fruchtenden Produktionen unserer südöstlichen Nachbarn« erhielt ...

Die Ähnlichkeit wird aber mit jedem Tag frappanter. Goethe konnte bekanntlich den Jean Paul nicht schmecken. Es würde nun zur Analogie vollauf genügen, daß Bahr mich nicht schmecken kann, aber die Ehre eines solchen Vergleichs erweist er mir nicht; ich gehöre in eine ganz andere Kategorie, wie sich gleich zeigen wird. Nein, er ist zwar nicht vom Fräulein von Jakob, sondern vom Fräulein Lucerna in die morlackische Richtung und in die Gegend von der edeln Frauen des Asan Aga orientiert, jedoch er kann auch den Jean Paul nicht schmecken; und er »notiert«, daß

sich doch im Grunde sein ganzes Leben immer nur auf Papier abgespielt hat: mit ihm *recht eigentlich* beginnt die deutsche Dichtung auf Papier, von Papier und für Papier zu leben.

Er habe immer wieder einen Versuch gemacht, irgend etwas von Jean Paul auszulesen. »Es gelang mir noch niemals«. Selbst in Bayreuth, wo ihm »beim Rollwenzel—Haus sein Gewissen schlug«, mißlang es ihm immer wieder.

Und ich gab es auf, so beschämend es für mich ist, einzugestehen, daß es einen Dichter gibt, gegen den ich blind und taub bin.

Ganz im Gegensatz etwa zu dem Dichter Alexander Lernet—Holenias, seiner »letzten großen Hoffnung«, und zu dem Theater— und Gerichtssaalberichter-statter Kläger, der ihn auch nicht enttäuscht hat. Es muß aber entschieden etwas zu bedeuten haben, daß sowohl Goethe als Bahr diese Antipathie gegen Jean Paul hatten. Wie steht es nun mit dem Fall Kotzebue? Sehr interessant, hier findet die Abneigung wieder ihr Pendant. Bahr notiert:

Goethe hat die ganze Stammesart der Kotzebues auf die knappe Formel gebracht: »Kotzebue hatte bei seinem ausgezeichneten Talent in seinem Wesen eine gewisse Nullität, die niemand überwindet.«

Also das hat eigentlich schon Goethe notiert, aber Bahr ergänzt es noch vielfach. Kotzebue versprach sich nämlich einen Posten durch Goethes Verwendung und Goethe schlug ihm diese ab. Kotzebue aber redet sich nun ein, ihm dies keineswegs zu verdenken, »sich seinen erbittert enttäuschten Eigennutz nicht eingestehend«. Hier merkt man schon die Ähnlichkeit der Fälle. Aber wenn es vielleicht auch nicht ganz zutreffen mag, daß ich den Mangel an För-

derung durch Herrn Bahr nicht verwinden kann, so springt doch gewiß die Analogie in die Augen, wenn Bahr den Satz notiert:

Kotzebue hatte doch zu seinem Goethehaß wahrhaftig Grund genug an dem Unterschied ihrer beiden Naturen.

Ganz richtig, also braucht man wirklich nicht nach persönlichen Motiven zu suchen. Der Unterschied der Naturen liegt auf der Hand, der Unterschied der Fälle Goethe und Bahr ist aber wieder darin gegeben, daß Goethe seinen Feind wenigstens beim Namen nennt, Bahr jedoch hinter Goethes Schild seine eigene polemische Notdurft verrichtet. Und ferner noch die eines andern Herrn, der ja gleichfalls seine Goethe—Leiden mit mir erlebt—

Hofmannsthal

(damit die Familie beisammen ist)

hat im letzten Heft seiner '*Neuen deutschen Beiträge*' (Verlag der »*Bremer Presse*«, München) Goethes Urteil über Kotzebue wieder abgedruckt mit der Aufschrift: »Goethe über seinen Feind.« *Ich weiß nicht, auf wen er damit eigentlich zielt.*

(ich schon. Und auch, daß die Schwindler jetzt sogar »*Bremer Beiträge*« spielen.)

Denn so dreist sich die »Nullität« jetzt überall regt, »ausgezeichnetes Talent« kann ich eigentlich an ihr nirgends gewahren.

Also leben die Herren Bahr und Hofmannsthal eigentlich ganz ohne Kotzebue! Ja, wo bleibt da die Verwandtschaft? Wozu dann die Heranziehung des Falles, der doch so geeignet war, nebst den Vergleichspunkten Jean Paul und Fräulein von Jakob die Goetheähnlichkeit zu komplettieren? Nun, es stimmt ja auch wirklich nicht. Meine ganze Ähnlichkeit mit Kotzebue, der tatsächlich lustigere Stücke als Goethe geschrieben hat, besteht darin, daß die Lustspiele, die ich nicht schreibe, besser sind als die der Herren Bahr und Hofmannsthal. Und ihre ganze Ähnlichkeit mit Goethe darin, daß ich noch immer eher der Kotzebue bin.

* * *

UNVERWÜSTLICH

20. Februar. Ein Protestant, den *unser Glaube* geheimnisvoll anzieht, trug mir neulich seine Zweifel, Bedenken und Sorgen vor — — Dann aber gab ich *meinem Protestanten* auch zu verstehen, daß *für uns* ein Glaubensgespräch mit *Ungläubigen* eigentlich nicht viel Sinn hat, weil sich das Entscheidende durch Worte nicht mitteilen läßt — — Wie soll man über das eucharistische Geheimnis sprechen mit einem, der *den Gnadenstrahl nicht aus eigener Berührung kennt?* — — Darf man, kann man, soll man von Geheimnissen überhaupt sprechen? Darf man, kann man Geheimnisse verlauten lassen? — —

Und er tut es vor den Andächtigen des Herrn Lippowitz!

* * *

DIE KATHOLISCHE KIRCHE SPITZT AUF FRIEDEL

Kralik gibt unter dem Titel »Erkenntnisse« seiner Befriedigung Ausdruck, daß wir nunmehr »eine Gesamtheit katholischen Literaturschatzes besitzen, dem nichts abgeht, als die Erkenntnis der katholischen Allgemeinheit,

daß er wirklich da ist«. Man könnte mithin auch sagen, daß die katholische Allgemeinheit, der man das gar nicht angesehen hätte, etwas von Literatur versteht, indem sie die Erkenntnis hat, daß der katholische Literaturschatz nicht da ist, und sämtliche Werke der Courths—Mahler noch immer denen von Kralik vorzieht sowie auch denen von Eichert, Trabert oder Trubert, Menghin und Madjera, Nüchtern und Nöbauer, Friedl Schreyvogel (von dem oder der ich für mein Leben gern endlich erfahren möchte, ob der oder die), Bretschka und sogar Schaukal, dem letzten Ritter oder vielmehr Edlen der Republik. Kralik indes, der offen bekennt, sich für die Literatur »nur vom Standpunkt ihres Nutzens, den sie der Religion und der Kultur, der Kirche und dem Staat gewährte, zu interessieren, findet seine Ansprüche in diesen Punkten schon voll erfüllt, wobei er freilich Schriftsteller wie Moses und Paulus, was die »schwungvolle Eindringlichkeit ihrer Schriften« anlangt, noch höher einschätzt als etwa die oben Genannten. Der Optimismus, zu dem er sich aber auch für die Gegenwart und Zukunft des katholischen Schrifttums bekennt, findet sich damit ab, daß »der aufbauenden Literatur allzeit eine zerstörende zur Seite, stand«, die mit der Kirche »auch die weltliche Autorität angegriffen und ins Wanken gebracht hat«. Man müsse da nicht gleich erschrecken. Umso tröstlicher sei es doch gewesen, »daß die genialsten Vertreter der Literatur immer entweder sich zum Katholizismus bekannten oder doch wenigstens ihm nicht entgegenstrebten«.

Shakespeare starb zweifellos als Katholik.

Nur im Vertrauen darauf war ja auch Hussarek berechtigt, ihn als Quelle für den lange gesuchten Ausdruck zu benützen, den er schließlich gegen Sinclair angewendet hat.

Unsere großen deutschen Klassiker wirkten *alle sechs* bewußt oder unbewußt im Sinne einer katholischen Kultur, da sie nur in ihr die volle Bildung und Bildungsmöglichkeit verkörpert fanden. Ich habe das eingehend und wiederholt bis ins Einzelne nachgewiesen.

Und namentlich mit einem der sechs, mit Goethe, dürfte der Wahrheitsbeweis noch besser gelungen sein als der im Hussarek—Prozeß.

Dieser Zug zur Wahrheit des Christentums und der katholischen Kirche durchzieht auch unsere Gegenwartsliteratur.

Und nicht nur deren Verteidigung im Gerichtssaal. Wem fiele da nicht sofort das Beispiel Hermann Bahrs ein, das er ist und das er gegeben hat? Kralik zögert denn auch nicht:

Die *lange vorgesehene* »Bekehrung« Hermann Bahrs zum vollen Katholizismus ist dafür typisch, steht aber nicht allein.

Da hier offenbar auf einen Plan der Vorsehung, in den Kralik noch vor Hermann Bahr eingeweiht war, angespielt wird, können die Führungszeichen unmöglich den Ausdruck eines Mißtrauens gegen den letzten originalen Gottesstreiter für Lippowitz bedeuten. Da sei Gott vor. Nun geht Kralik von der Handel—Mazzetti und der Ilse Stach zu den anderen literarischen Errungenschaften der katholischen Kirche über.

Ebenso bedeutsam war die fast wunderbare Bekehrung M. E. delle Grazie aus früherer Ablehnung des kirchlichen Standpunktes zu vollem Bekenntnis.

Dieses Wunderbare, mit nur gelegentlichen Rückfällen in die Neue Freie Presse, übertrifft noch das Bahrwunder, das sich ganz und gar im Neuen Wiener Journal auswirkt. Das ist aber rationalistisch nur aus der Tatsache zu erklären, daß die Reichspost vorläufig noch nicht die Honorare der Judenpresse

zahlen kann. Metaphysisch gehören jene doch zur Reichspost, und das ist die Hauptsache.

Wir haben uns auch sehr erfreuen dürfen an gleicher Bekenntnisfreude beim lebensprühenden J. A. Lux.

Da bleibt schon nichts übrig als sich in den Glauben zu teilen mit Kralik und diesem Lux, der ein scharfes Auge für Alleinseligmachendes in der Literatur hat. Diese Akquisition bedeutet aber nichts gegen eine andere, auf die die katholische Kirche vorerst freilich nur hoffen kann:

Ich weiß nicht, ob man von Friedell schon das letzte Wort vernommen hat. Und so von manchem andern.

Von mir schon. Und da ist eben der Hase aus dem Pfeffer gelaufen. Und wenn's auch ein falscher wäre, die Kirche sieht sich nach Ersatz um, sie braucht eine satirische Kraft. Wenn sich die Friedellsche durch Kraliks Angebot zu einer ihrer stärksten Wirkungen angeregt fühlen sollte, so wird noch vor der Weihe eine Lachsalmode abgegeben werden. Was wird der Papst sagen, wenn er erfährt, daß seine Kirche einen Fühler nach dieser Richtung ausstreckt? Da kann er wohl nichts sagen als: Weit gebracht! Im Ernst, Kralik scheint durch gelegentlichen religionsphilosophischen Esprit, der in vormals Kuno Fischers Singspielhalle zum Besten gegeben wird, irregeführt zu sein und die Spirituosen, die während der Vorträge verabreicht werden, schon für Spiritualien zu halten. Mit der Einkehr in die Kirche ist aber Essig, wie der lustige Friedell sagt, denn sein Humor hat Gottseidank nicht die geringste Beziehung zu Weihwasser. Kralik ist indes auch sonst voll guter Hoffnung. Seit dem Weltkrieg findet er bei den katholischen Autoren »einen stärkeren Antrieb zur unbedingten Bekenntnistreue«, die katholischen Politiker sind den katholischen Literaten nähergetreten und die katholische Presse erkennt, daß man den Lesern nicht nur schalen Unterhaltungsstoff zu bieten hat, sondern eine geistige Nahrung. Allüberall sprießt's eben von Erkenntnissen. Nie wurden mehr katholische Bücher gedruckt, »als eben jetzt, wo alles aus der Tiefe nach der Höhe strebt«. Bitte, ein untrügliches Indizium:

Ich bin kaum sonst früher so viel in Anspruch genommen worden, neue Bücher, neue Artikel zu schreiben, durch Dichtung von Prologen dem Geiste des Aufstiegs entgegenzukommen usw.

Und wie er entgegenkommt weiß man, man kennt Kraliks Prologe, denn wer so wie er das Gute / aufrecht hält in starkem Mute / der ist eine Säule, der / ist die starke Gegenwehr usw.

Und ich bin überzeugt, daß andere, Jüngere, derlei Erfahrungen noch viel reichlicher werden aufzählen können.

Mag er sich aber auch

in manchem täuschen, nichts soll meine eigene Zuversicht lähmen und *siegessicher* spreche ich mit unserem berühmten alten Seehelden von Lissa: *Muß* Sieg des katholischen Geistes werden!

Oder mit anderen Worten: Die Adria bleibt unser! — Wenn wir schon auf den Friedell verzichten müßten.

* * *

EINE RARITÄT

Liebstöckl ist jetzt sehr en vogue, bei den Juden ist er wie's Kind im Haus, wie stark er aber auch auf Christen wirkt, ersah man neulich bei einem Blick in die Sonn— und Montagszeitung, wo kein Geringerer als Rudolf Holzer seines Wesens Deutung versucht hat:

— — Mühe, Plage, Sorge, Qual im Dienst eines Gewaltigen, Großen in dem des Zeitgenius. — — *Loge*, der durch die Wiener Zeitungsstuben *wabert*. In seiner Kritik ist Loges grimmiger Haß gegen alles Pathetische ... unerbittliche Feindschaft gegen Verlogenheit: kurz *die Elemente hemmungslosen Vernichtungsdranges eines Urgeistes, der nur die Gottheit der Wahrheit anerkennt*. Die Wahrheit im Menschen, im Ding, im Geist, in Kunst und Weltbetrieb. Im Lebenskampf hat dieser Journalist wiederholt sein Antlitz anders gefärbt —

Er hatte nämlich in der 'Reichswehr' des Badeni die Aufgabe, die Deutschen zu verulken

nie den inneren Menschen; das ihn *äußerlich* umgebende lohende, wehende Flammenkleid verändert Loge, doch im Elementaren bleibt er sich selbst getreu; Geist der Natur, reines Element; vulkanisches Element, das freilich auch Rauch, Schwärze, Schlacke und Lava erzeugt.

Um Wotans willen, auch Fehler hat er?

Auch Liebstöckl hält nicht immer rein. *Gewiß nicht!* — — der Leser, der über diese Eskapaden und Ungezogenheiten schmunzelt und lacht, weiß nicht, *was* Liebstöckl der Weg zu dieser Auffassung von Welt und Menschen kostete. *Kostete an Trauer, Freude, Mut, Hoffnung, Zuversicht. Das halbe Leben, den ganzen Menschen!* — — Arthur Schnitzler vergebe mir: *welch' ein Schmock* ist doch sein Journalist Rademacher, verglichen mit Liebstöckl! *Ob man überhaupt darf?* Den sarkastischen, immer aktiven, stets lachenden, immer witzgeladenen Liebstöckl vergleichen mit einer schwer tragischen Gestalt? *Man darf.* — — *ferner weiß ich*, daß er oben in Gießhübel bei Mödling wohnt, *in vielen Nächten monatein, monataus*, nach Theatern, nach Konzerten dort hinaufwandert: *also* ist er auch einer, *der's mit der Natur hat, der Geheimnisse hat mit der Nacht und der Mystik des Alleingehens*. Und überhaupt ein Einsamer ist! *Beweis*: seine verdächtig bitteren Späße: sie sind am Herzen genährt.

Und ich dachte, *Beweis*: daß er oben in Gießhübel wohnt. Wo er Geheimnisse hat mit der Mystik des Alleingehens, während bekanntlich der lichtere Kralik oben in Döbling daran ist, »die Schönheitssynthese der Griechen zu binden« mit noch etwas. Aber im Ernst und wenn uns Liebstöckl auch im Gewande des jüdischen Humors entgegentritt, er weiß mehr von den Dingen im Himmel und auf Erden, als unsre Schulweisheit sich träumt, Liebstöckl ist heute vielleicht der einzige unter den Wiener Theaterkritikern, der sich mit dem Sansara auskennt. Mit jeder Art Mystik vertraut, von aller östlichen Weisheit erfüllt, in den Veden orientiert wie im Talmud, läßt er kein Theaterfeuilleton ohne ein paar Schmonzes aus dem Sanskrit vorübergehen, er weiß sowohl, daß sich Napoleon derzeit im Dewachan aufhält wie daß Eisenbach nun die Elohims erheitert, und da der Held in Andrejew's »Gedanken« die Banalität ausspricht: »Meine Burg ist hier: mein Kopf! ... hinter diesen knöchernen Mauern bin ich vollkommen frei; einsam und frei!«, kann er sich die Bemerkung nicht versagen:

Wußte Andrejew, wußte Wegener, wußte das Publikum, daß hier von jener andern Burg die Rede ist, »im fernen Land, unnahbaren Schritten« und Montsalvat genannt? ...

Liebstöckl wußte; Kunststück. Und da er nicht das geringste Bedenken trägt, in Theaterplaudereien Mahavakya, das große Wort der Sanskritformel, gelas-

sen auszusprechen, und seine Kennerschaft beständig zwischen dem Heiligsten und dem Profansten ehin und eher vermittelt, so scheinen diese Kontraste geradezu zu dem Eindruck zu verschmelzen, daß er Laotseles erzählen wolle, und der Leser der Sonn- und Montagszeitung starrt, wenn er vor ihm den Schleier der Maja hebt, direkt Tat—twam—asi's Ponem entgegen. (Es ist gewiß die grauenhafteste Erkenntnis, die es geben kann, aber Liebstöckl zwingt sie herbei.) In den jenseitigen Angelegenheiten aller Konfessionen bewandert, wurde er denn auch mit einer Mission betraut, als der einzigartige Eisenbach (vor meiner Würdigung in keiner Wiener Theaterrubrik auch nur genannt) sterbenskrank darniederlag. Liebstöckl war, so erzählt er, berufen, Eisenbach jenen Dienst zu erweisen, den dem sterbenden Katholiken der Priester erweist und dessen seelische Wirkung die lebendige Menschheit bis heute nicht ermessen hat.

Er starb, *ohne zu wissen*, wie schlecht es um ihn stand, und sie haben ihn etliche Male gesund gesagt, da er die Zeitungen las; so hatte er bis zum letzten Augenblick eine »gute Presse«. Vor Wochen schrieb man mir: »bitte, *bereiten Sie Eisenbach vor!*« in der Zeitungssprache nennt man das so, wenn einer, den alle Welt gekannt hat, krank liegt und die Ärzte behaupten, daß Hoffnung vorhanden ist. *Dann geht der Redakteur zum Zettelkasten, der »alphabetisch geordnet« ist, tut einen Griff und schüttet alle Ausschnitte*, so im Laufe der Jahre gesammelt worden sind, auf den Schreibtisch. Die »Schmuckfeder« des Blattes schreibt eine stimmungsvolle Einleitung, darin sie ihrem Schmerze Ausdruck gibt, worauf der Redakteur die Ausschnitte *dazuklebt*. Es war mir leider nicht möglich, Heinrich Eisenbach »*vorzubereiten*«. Trotzdem die Ärzte Hoffnung gaben, glaubt' ich nicht an sein Ende. *So starb er*, ohne daß ich ihn »*vorbereitet*« hätte.

Der Laie kapiert erst allmählich, daß Liebstöckl also doch nicht die Aufgabe hatte, Eisenbach, der nicht wußte, wie schlecht es um ihn stand, auf seinen Tod vorzubereiten, sondern nur die, seinen Tod oder vielmehr den Nachruf vorzubereiten. Es ist demnach wieder nur eine Angelegenheit des Jargons und zwar des entsetzlichsten, und es ist eigentlich verletzend, daß eine tiefreligiöse Natur wie Liebstöckl dieses schauerliche Ritual, durch welches der Nachrichten zu einem Nachrichter wird, der den Menschen noch vor dem Tod antritt, mit solcher Gründlichkeit obduziert, daß man erst versteht, warum seine Zeitung die Meldungen über die Erkrankung des Scharfrichters Lang und die Übernahme des Referats durch Liebstöckl nebeneinandergestellt hat. Das ist nun eben das Sonderbare an Liebstöckl, daß er Geheimnisse mit der Mystik des Alleingehens hat, aber keine vor den Leuten. Holzer weist aber auch auf den andern in seinem Wesen vorwaltenden Kontrast hin, auf den Rassenkonflikt, der in Liebstöckls Brust nie restlos ausgetragen wird und mit dem wir beim eigentlichen Liebstöckl—Problem angelangt sind.

— — Liebstöckl, der Virtuose des Jargons, ist ein glühender Deutscher, einer, der ob seiner deutschen Überzeugung und deutschen Wesenheit *im* Kreise, in dem er sich bewegt, *eine Rarität bildet*.

Beweis: Badeni. Aber der Liebstöckl—Verehrer scheint kein so glühender Deutscher zu sein. Denn er will offenbar von »dem« Kreise, in dem sich Liebstöckl bewegt, sprechen und sagt ihm nach, daß er sich »im Kreise« bewegt, also nicht weiterkommt. Aber das ist nicht wahr, da ja der glühende Deutsche eben dem Jargon sein Weiterkommen verdankt, Einen ganz ähnlichen Fall eines Versuchs, die Grenzen der Natur zu erweitern, stellt jetzt der Kammersänger Slezak dar. Der jüdeln schon so, als ob das bei einem geborenen Schlosser

selbstverständlich wäre, und versäumt auch keine Gelegenheit, diese Kunstfertigkeit zu zeigen. Die Christen werden jetzt sehr übermütig. Der Humor des Herrn Slezak bewegt sich ausschließlich in der Richtung, sich ganz gehen zu lassen und einen recht ungebundenen Juden darzustellen, wobei er sich kein einziges Wiener, Prager oder Brünner Blatt vor den Mund nimmt. Schal-lende Heiterkeit, wenn so etwas erscheint, denn das haben die Juden so gerne, wenn ein Andersgläubiger in ihrer Mundart redet:

Zerspringen Sie, wenn Sie mir derartige Schmonzes erzählen, ich kenne meine Brünner und Sie werden sie mir nicht vermiesen ... und gratulieren Sie mir nicht zum Großvater, weil ich Ihnen sonst einen Tritt in den Magen verabreichen müßte.

Der Schalk hat nämlich auch — mit etwas Girardi versetzt — die Nuance, daß er den Großvater, den man solcher Ausgelassenheit ja wirklich nicht ansehen würde, scherzhaft verleugnet. Aber er und Liebstöckl haben gemeinsam, daß sie nur so tun, als wären sie nicht Arier, und die Juden auslachen, die ihnen hereinfliegen. Jener ein Slawe, dieser ein Germane, sind sie zugleich zynisch und fromm und haben beide Musik in sich selbst.

Und Liebstöckl, der Zyniker, ist gottestreu, gottergeben ein schwerblütiger deutscher Denker, *ein Kenner der Wissenheiten um die Musik, ein deutscher Adam voll deutscher Sachlichkeit, Ehrlichkeit, Gerechtigkeit. Jüdeln, Kasuistik, Dialektik, die »Drehs« — alles Maske, Maske, Maske!!*

Eben, nicht einmal das ist echt.

Die angenommenen Waffen der Gegner, Waffen, die er besser führen lernte als die Echtgeborenen.

Damit er also die jüdischen Journalisten zu überlisten vermag, die sich noch dazu genieren würden, solche Waffen zu gebrauchen, hält sich ein jüdisches Montagsblatt diesen Urgeist, der zugleich Grütze und »Sechel«¹ hat. Das ist wohl schon die äußerste Perversität.

Er wäre doch nicht der glänzende Journalist, hätte er nicht die malerische und bildnerische Kraft des Jargons und des typisch—jüdischen Witzes *als Ausdrucksmittel für seinen besonderen Leserkreis erkannt.*

Den Lesern desselben Montagsblattes von einem andern Goi, also ihnen gesagt. »'s ist kuhter, anschlakhafter Kopf«, sagt der wallisische Pfarrer bei Shakespeare. Und das Judentum hat mit Liebstöckl den Treffer gemacht, auf den die katholische Kirche vorerst nur hoffen kann, wenn sie auf Friedell spitzt. Dieser kann natürlich mehr, aber sie sollen ihn nicht haben, denn eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, eh daß ein Geistreicher in die Reichspost gelangt. Da lernt weit früher ein Christ perfekt mauscheln.

Wer kann wissen, ob nicht heute der Hans Liebstöckl gar nicht so ferne stehende Zacharias Werner die Pointenkraft des Lozzelachs, die Plastik und Intensität des rituellen Jargons, die Kaustik der Börsenlogik zur Erzeugung der höchsten rednerischen und journalistischen Treffschärfe verwenden würde?

Niemand kann wissen. Und vor allem kann ein armer Bodenständiger nicht wissen, daß Lozzelach ein Plural ist.

Daß ein Abraham a Sancta Clara von heute davon Gebrauch machen würde, *ist gar kein Zweifel.* »Und wenn sie zerspringen, stamme ich aus einer alten Wiener Bürgerfamilie und bin Katholik!« ... *mit diesem Zitat aus einem seiner letzten Aufsätze schließt sich das Geheimnis dieses Menschenwesens.*

1 Sechel - jidd. Verstand

Und wenn ich zerspringe. Beweis, daß er aus einer alten Wiener Bürgerfamilie stammt und Katholik ist: nicht nur, daß er dieses Bekenntnis mit dem Mut des Wahrheitsfanatikers in jeder Theatergarderobe ablegt (wobei er auch aus dem Umstand, daß es eine Offiziersfamilie ist, kein Hehl macht), sondern daß — und jetzt sage ich ihm das Ärgste nach, Fachmänner behaupten es — beim Jüdeln sein Können leider doch hinter dem redlichen Wollen zurückbleiben muß. Allein das verschlägt oder wie er sagen würde: »unterfängt« dem Rudolf Holzer nichts, der auch nicht deutsch kann. Daß aber ein gut rituelles Montagsblatt eine solche Unzulänglichkeit noch von einem andern Goi herausstreichen läßt, heißt zum Schaden den Spott für den besonderen Leserkreis fügen. Jener freilich glaubt in seiner Harmlosigkeit, daß er es vielmehr mit dem Liebstöckl verdorben habe.

... *Gefährlich ist's, den Leu zu wecken, sage ich mir* und überprüfe das *Wagnis*, den Kritiker Liebstöckl kritisiert zu haben; *nicht*, als ob ich fürchtete, daß er, der Streitbarsten einer, einen Schwertstreich übelnimmt und außerdem: wenn schon! (um mit ihm zu sprechen), *sondern* ...

Also was denn? Das nämliche:

weil man doch nicht gern *beim* Zausen fremder Federn selbst gezaust wird.

Aber erstens hat er gar nicht gezaust, zweitens würde er nicht beim Zausen, sondern nachher gezaust, und drittens fürchtet er also doch.

Man fängt nicht ohne Zagen gerade mit einem *gerissenen*, glänzenden Fechter an; andererseits freilich: gibt es ein köstlicheres Vergnügen, als einen Partner zu haben, von der unberechenbaren geistigen Lebendigkeit, dem schäumenden Temperament *eines Liebstöckls*? *Also hab' ich's gewagt!*

Rudolf Holzer

Seit Hutten in einer Schwurgerichtsverhandlung den berühmten Wahlspruch: ich kann mich nicht erinnern! getan hat ¹, ist in deutschen und jüdischen Gauen fürwahr kein trutziger Bekenntnis abgelegt worden. Dennoch dürfte dieser Holzer nicht allzuviel riskiert und von dem Zorn »eines Liebstöckls« — siehe, er ist abwandlungsfähig — nichts zu befürchten haben. Ist ja doch dieser wurzelechte Arier, der uns anmutet wie der Setzkastenkobold jüdischer Zeitungen und mit der Alraune Zuckerkanndl den Zauberkreis der Wiener Geistigkeit schließt, selbst schuld an den Exzessen der ihm nachstrebenden arischen Talente, die, schlicht und für die Reichspost geboren, es ihm neuestens an Springlebendigkeit gleichzutun versuchen. Liebstöckl, wenngleich er sich im Jargon übernimmt, war gewiß seiner ganzen Anlage nach berufen, unter den witzigen Hausjuden und lustigen oder kaiserlichen Räten, die sich manch ein österreichischer Ministerpräsident hielt, eine Rolle zu spielen; als ein besonderer Fall von Mimikry nicht zu verwechseln mit dem Typus des Redaktionschristen, der gerade wegen seiner Unassimilierbarkeit gehalten wird. Es war wirklich eine österreichische Rarität, daß ein Mann, der ungefähr aussieht wie man sich die Lage der Deutschen in Österreich vorstellt, so zwischen Heinzelmännchen und Gambrinus, und dem man nicht zutrauen würde, daß er von jüdischen Dingen mehr weiß als was der »Datteleben« zum »Moritzche« sagt — daß er eine quirlende Plauderbegabung verriet, um die ihn die launigsten Kommunalasatiriker der Neuen Freien Presse beneiden konnten. Wenn er nicht bei so vielen Gelegenheiten versichert hätte, daß er aus einer alten österreichischen Bürgerfamilie stamme — und damit öffnet sich das Geheimnis dieses Menschenwesens —, man hätte es nicht geglaubt, umsoweni-

1 s. Heft 69 # 02

ger als seine Photographie in keinem der Fälle beilag. Wenn er sich dafür nicht hören läßt, traut man ihm bei einem Pogrom eine mehr aktive Rolle zu. Welch einen Gipfelpunkt des Analphabetismus aber dieser hoffnungslose arische Nachwuchs erklimmt, wenn er den Sprüngen des Urgeistes nachtanzt, zeigt dieser arme Holzer, der die Sehnsucht des Schuhplattlers nach dem Fox-trott schon in herzbrechender Weise verkörpert und gegen den wahrlich Ludwig Ullmann, der Musivische, ein Ludwig Speidel ist. Und den man, um dem christlich—germanischen Schönheitsideal aufzuhelfen, endlich doch zu dem Burgtheaterdirektor machen müßte, als der er immer nur in den Zeiten einer »Krise« auftaucht, um dann irgendwo im Innviertel der Reichspost oder im Feuilleton eines Judenblattes zu verschwinden.

Bunte Begebenheiten

Seit jener göttliche Regisseur
dort erschaffen sein Welttheater,
geht in die eigene Kirche nicht mehr
der gute Himmelvater.

Wo er hinblickt, steht ein Dramaturg
und gibt den sakralen Stempel.
Doch was tut Gott? Nicht um die Burg
betritt er mehr diesen Tempel.

Die Plätze gleich vorn beim Hochaltar
sind reserviert für die Fremden,
dort kann man am besten auch sehn, wie der Bahr
wechselt die Büßerhemden.

Und täglich betet ihm nach jeder Schmock,
wenn von Kultur sie schmocken:
Herr, gib uns unser täglich Barock!
Und da läuten die Kirchenglocken.

Mit dem Zirkus ist das Geschäft vorbei,
jedoch mit der Kirche gelungen,
drum gloria in excelsis sei
von der Presse dem Reinhardt gesungen.

Zu dieser Hofmannsthal—Premier'
wallen Büßer von allen Enden,
die Kirche leiht die Kulissen her,
die Presse tut Weihrauch spenden.

Es empfangen die heilige Sensation
aus Wien die Premierenbekannten,
die Pfarrer tun es um Gottes Lohn
und lehren die Komödianten.

Nein, was sich im Sommer in Salzburg tut,
da erblick' ich eine Soutane,
die Sonne brennt und bei dieser Glut
steckt drin, par Dieu, der Kahane.

Mit Zungen reden die Frommen heut
über Gottes und Reinhardts Walten.
Am stärksten wird dieser gebenedeit
von dem ganz inspirierten Salten.

Die Wohlgemuth ward auferweckt,
ein Wunder ohnegleichen;
andere beteten wieder direkt
zur Moissi der Schmerzensreichen.

Die Seele lechzt nach dem Gnadentrunk,
Miserere wird das Geseres,
die Valuta aus tiefster Erniedrigung
ringt nach Hebung des Fremdenverkehrs.

Von Calderon ein mystischer Hauch:
man verspricht sich von diesem Genre,
speziell jedoch von Hofmannsthal auch
eine Zugkraft für Amerikaner.

Sich läutern lassen ist ihnen noch neu,
aber gut für die spätere Reise.
Man steht ihnen bei, damit Ehre sei
Gott in der Höhe der Preise.

Und unter heiligem Schutze gedeiht
der Hotel— und Theaterhandel,
man bemerkte u. a. die Persönlichkeit
der Berta Zuckerkandl.

Sie fühlt sich entrückt und von Olbrich erbaut
und da kann man wieder nur sagen,
die Kirche, die selbst das verdaut,
hat einen guten Magen.

Ganz eingeweiht die Monstranz übernahm
Hochwürden die Preßkanaille.
Die Muttergottes dafür bekam
die Tapferkeitsmedaille.

Doch da noch verzückt an der Kirchentür
sie zu Prominenten beten,
entschloß sich der liebe Gott, eben hier
auf der Stelle auszutreten.

Dichters Klage

Unsere Sprache hat keine Hüter mehr; keine Gesetze schonen sie; lieblos wird mit ihr verfahren; daher weigert sie auch die Frucht, ihr geschundener Leib gebiert nicht mehr und verwirrt in geheimnisvoller Rache die Sinne und Geister der Menschen.

Solches klagt Herr Jakob Wassermann und zwar — die Sprache hat doch noch ein gutes Wort geboren —: ausgerechnet in der Neuen Freien Presse. Und zu dieser Klage verführt ihn die Begeisterung für die Dante—Übersetzung des Herrn Rudolf Borchardt, der die Sprache wieder gebärfähig gemacht und mit ihr die folgenden Terzinen gezeugt hat (wobei Herr Wassermann »aufmerksam macht, daß der Hiatus beim lauten Sprechen zu verschleifen ist«. Nachträgliche Reklamationen werden nicht berücksichtigt):

Wir läsen eines Tages durch Kurzweil
Von Lanzelot, wie Minne ihn unterjochte,
Allein selbzeit und wähten kein Unheil.

Mehr denn einmal die Blicke uns schon verflochte
Zu lesen das, und schuf uns Farbe krankend;
Doch war's ein Punkt nur, der uns übermochte:

Als wir da war'n, wo solchem Freunde dankend,
Kuß ward, was sehnlich Lachen eh gewesen,
Trank mir den Mund, am ganzen Leibe wankend,

na und so weiter, es können auch Druckfehler sein. Herr Wassermann empfing es »wie eine Botschaft, unmißverständliche Versicherung, daß das Gut der Sprache, Gut der Phantasie, also auch Gut des Herzens, um etwas Kostbares und nie wieder zu Verlierendes bereichert worden war«. Natürlich gibt er zu, daß der Leser vor »solcher Fülle des Fremden, fremden Wortes und fremden Bildes, gewaltsamer Struktur und neuartiger oder aus verschütteten Sprachquellen wiedergehobenen Prägung« seine eigene Flüchtigkeit und Ratlosigkeit »zu einem Unvermögen und einer Verschrobenheit des Autors stempeln wird, was in solchen Fällen die Regel ist«. Aber die Ausnahme wäre, daß der Leser nicht recht hätte, und gerade die trifft hier nicht zu. Denn wenn bei Herrn Borchardt wirklich »alles unwegsam, verschlossen, trotzig, von eherner Folgerichtigkeit und granitener Härte« ist, also jener schöpferische Stand erreicht, vor dem der Durchschnittsleser zurückschrickt, so möge er es doch versuchen, zunächst mit diesem das äußere Verständigungsmittel der Sprache gemein zu haben und dann erst unverständlich zu sein! Unwegsamkeit ist spielend zu erzielen, wenn man Dante aus dem Deutschen ins Mittelhochdeutsche übersetzt; aber auf die kommt es keines Unwegs an. »Ein so ungeheures Gedicht wie das Dantesche«, meint Herr Wassermann, könne »in dem Deutsch unserer Epoche ganz unmöglich wiedergegeben, nicht einmal umrissen werden«. Aber auch kein Originalwerk kann demnach in der heutigen deutschen Sprache entstehen. Dies wird offenbar aus dem Umstand erschlossen, daß weit und breit keines entsteht. Nun, Herr Wassermann kann von dieser Schwierigkeit ein Lied singen:

In *diesem Bezug* sind wir so verarmt, daß von dem Grad der Verarmung nur die wenigen Dichter, *denen es aufgegeben ist*, mit sol-

chem *Handwerkszeug* Bild und Gestalt hervorzubringen, wissen und darunter leiden. Sie müssen sich wegträumen vom hoffnungslos Mittleren und das *ehemals* rein *gewesene Becken* mit *verzweifelten Händen* vom Spülicht des Alltags und Kehricht der Mode erst einigermaßen säubern, ehe sie dazu gelangen können, aus ihm zu schöpfen.

Ist das ein Jammer! Sie müssen sich zugleich wegträumen und säubern. Aber seit wann sind denn die Herrschaften genötigt, wenn sie schaffen wollen, aus einem Schaffel zu schöpfen? (Und aus einem ehemals rein »gewesenen«, das also wohl damals schon nicht mehr rein war.) Und warum verwenden sie denn zur Beseitigung von Spülicht und Kehricht ihre verzweifelten Hände? Und überdies ist ihnen die Sprache auch noch ein Handwerkszeug. Ja, mit der Sprache ist's eben schwer. Bei den anderen Künsten würden Farbe und Stein vielleicht doch nicht mit Pinsel und Meißel verwechselt werden. Aber Herr Wassermann wollte jedenfalls sagen, daß der Dichter *aus dem Zeug* der Sprache schaffe, und dieses sei eben minderwertig geworden.

Die Flexionen verlieren ihre Festigkeit, Grammatik und Syntax werden nachgiebiger, die Verba unheilvoll geschwächt und verweiblicht, die substantivische Kraft des Satzgebildes macht mehr und mehr einer adjektivischen Unbestimmtheit Platz.

Aber wenn der l. u. über Wassermann schreibt, ist's doch schön. Und im Feuilletonenteil wird die alte Schopenhauerklage angestimmt. Als ob der Zustand nicht bloß die Verluderung der Empfänglichkeit bedeuten würde und den wahren Geber hindern könnte, die Flexionen wieder zu festigen, es mit einer unnachgiebigen Syntax zu halten, die Verba zu stärken und substantivische Kraft statt adjektivischer Unbestimmtheit zu bewahren. Nein, er muß sich statt dessen wie Herr Borchardt »am Mittelhochdeutschen des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts schulen und in die provencalische und toskanische Minnedichtung versenken«! Herr Wassermann hält sich allerdings in diesem Bezug schon mit etwas Schopenhauer schadlos, spricht von Borchardts Unternehmen, »*als welches* durchaus für sich besteht« und mit keiner der früheren *Disziplinen* und Fassungen irgend verwandt ist« — was von einer Übersetzung zu sagen ziemlich sinnlos ist und von dem Bestreben kommt, »alt« zu schreiben —, und sagt, es gehe um etwas, worauf deutsche Augen und Ohren *nicht zuvor* gestellt sind«. Sagte er das alles auf Wassermannisch, es klänge beiweitem nicht so tiefgründig. Den Lesern der Neuen Freien Presse — ausgerechnet — erzählt er, er erblicke in Borchardts Werk (das selbstverständlich »bei der 'Bremer Presse' gedruckt ist«) »eine Bereicherung des Goldbestandes unserer Literatur, der keine papierene Fälschung etwas anzuhaben vermag«, und fordert sie zu »Aufblick und Hingabe« auf »und damit Befreiung von den marternden Geschäften und Häßlichkeiten des Tages«. Aber sie werden, wenn mehr denn einmal die Blicke uns schon verflochte zu lesen das, und schuf uns Farbe krankend, gleichwohl nur im Aufblick zum Stachelgrünen Rettung suchen. Ihr Undank bewiese aber nicht das geringste für die sprachschöpferische Qualität des Borchardt'schen Werkes. Denn die Trivialität wird erst zu schanden an der Sprachschöpfung, die, so weit entfernt vom Mittelhochdeutschen wie jene selbst, eben aus dem Zeug der Trivialität Bild und Gestalt hervorbringt. Herr Wassermann und der »engere Kreis von Freunden« um Borchardt mögen zur Kenntnis nehmen, daß das möglich ist. Daß im Zitat eines Zeitungsausschnittes Sprachschöpfung sein kann und mehr als in einer Dante—Übersetzung. Daß die beiden Verse mit dem Naturreim »Wessely — Presse lieb«, deren Verfasser sich keineswegs vom hoffnungslos Mittleren wegträumen mußte, ja daß sogar die Verse:

man bemerkte u. a. die Persönlichkeit
der Berta Zuckerkandl

reinste Lyrik sind. Kein Becken mußte da vom Spülicht des Alltags und Kehricht der Mode »zuvörderst« gesäubert werden. Denn es kommt in der Literatur nicht auf das Wort an, sondern darauf, wo und wie es steht. Unverständlich sei das Verständliche. Für verschroben halte philiströse Ratlosigkeit das Einfache. Eben dieses bedarf dreimaliger Lektüre, um die Wortgestalt erkennbar zu machen. Die Herren Dichter brauchen eine andere Sprache? Ich werde ihnen was malen; besser dichten sollen sie, dann wirds schon gehn! Mir ist seit den Tagen, da ich die unbeholfensten Schulaufsätze gemacht habe, selbst der Wortbestand der heutigen Sprache Gottseidank nicht so weit erschlossen wie etwa dem Dichter der Renate Fuchs. Wenn ich ein Substantiv brauche, lasse ich mir ein Fremdwort einfallen, um im Fremdwörterbuch nach Synonymen zu suchen, und wenn ich ein Adjektiv brauche, so schlage ich halt im Ullmann nach. Und doch bin ich auch in Verlegenheit vor dem Reichtum an Wortgestalt, bevor ich das Wort habe, und würde auf Volapük ein besseres Gedicht zustandebringen als die um Borchardt und Wassermann. Es ist freilich sehr beklagenswert, daß die Zeitungswelt, die den Ruhm dieser Herrschaften besorgt, auch die Verflachung der Sprache durchgeführt hat. Aber was der Zustand den Dichter angehen soll, habe ich nie verstanden. Das welkste Wort blüht doch unter seinen Händen, die gar nicht verzweifelt sein müssen, es wäre denn vor der Fülle, die da ersteht, und im Bewußtsein der Nichtempfänglichkeit einer Zeitungswelt vor eben diesem Wunder. Sie spürt nur Papier, und ein und dasselbe Wort ist doch zugleich Papier und Gold. Der große Maler muß auch mit Kot malen können, und dies steht mir noch über der den Philister erschütternden Sicherheit, daß er mit Farbe Kot malen kann. Alles andere sind Ästhetenfaxen, die der Kunst von der andern Seite her so wenig nahe kommen wie der Philistersinn. Von der Relativität des Wortwerts, von der Veränderlichkeit der Wortmaterie zwischen Gestaltung und Nichtgestaltung wie innerhalb der Gestaltung, von dem, was zwischen den Worten Atem, Raum und Leben hat, ist da wie dort keine Ahnung. Was mir die Blicke verflochte zu schreiben das, zwingt mich nicht ins dreizehnte Jahrhundert. Mit Zeug und Handwerkszeug zufrieden, bringe ich aus der Trivialsprache Bild und Gestalt des heutigen Lebens hervor. Aber selbst um ein Liebesgedicht zu machen (das um kein Gran mehr Lyrik enthielte als jeder Satz einer Glosse), habe ich mich nie in die provencalische und toskanische Minnedichtung versenkt.

Inschriften

THYRSIGERI MULTI; PAUCOS AFFLAVIT IACCHUS

In einem Wörterbuch find' ich das gottvolle Wort.
Wer wohl der Schöpfer war, der solches Anschau gewährt hat
und den Kontrast gestellt, stärker als in dem Wort
christlich ordnender Güte, das zur Erklärung daneben
und, die nicht auserwählt, die Berufenen nennt.
Viele Stabträger sind, doch wenig von Bacchus Erfüllte;
und die Letzten der Kunst werden die Ersten nicht sein.

Lärmend erraffen sie zu Efeu und Weinlaub den Lorbeer
und sie tragen den Stab, ohne des Gottes zu sein.
Thyrsigeri multi: es sondert die Spreu von dem Weizen,
und es bricht über sie, Unberufne, den Stab.

GOETHE UND HOFMANNSTHAL

Will Hofmannsthal Goethes Entwicklung begleiten,
so wirkt es noch in die fernsten Zeiten.
Was immer auch dieser jenem leiht,
es reicht für beider Unsterblichkeit.
Müssen die, die späterhin beide lesen,
denn wissen, welcher der Ältre gewesen?
Die hundert Jahre, welche dazwischen,
werden weitere hundert wieder verwischen.
Nach tausend aber ist's schon egal,
ob Goethe oder Hofmannsthal.

WEIMAR IN WIEN

Was les' ich da? Er will mich »so belehren als ergetzen«?
Das ist er wohl hundert Jahr' schon gewöhnt.
So weit muß ich mich zurückversetzen —
was hör' ich da? Ein Posthorn ertönt.
Und mich gleich die Erinnerung überkam,
wie der Großherzog die Großherzogin nahm.
(Eine entfernte Verwandtschaft mag sich immerhin zeigen:
Iste schrieb das Tagebuch, ille den Reigen.)

WIEDERGEBURT

Lange Jahre war das Theater verraten
an Kastraten und Literaten.
Wann bringt die Zeit wieder Spieler hervor,
die Bühnenfüllenden, die Lebendigen,
oder wann rafften empor sich die Toten
und heften die Warnung ans Bühnentor:
Den hier Unzuständigen
ist der Eintritt verboten!

DER NEUE REZITATOR

Was zuckt vor den Augen? Welch pochender Ton
will Einlaß in unsere Ohren?
Die Zeitung sagt, die Revolution
spritzt jenem aus allen Poren.

Er springt mit zappelnden Beinchen vor
und gebärdet sich überaus rührig
und reckt den Zeigefinger empor
und droht der Goetheschen Lyrik.

Widerstrebt auch der Vers der Persönlichkeit,
so pariert er sofort dem Rütteln
und ein Tausendsasa wird in kürzester Zeit
aus Gedächtnis und Ärmel ihn schütteln.

Man schüttele die Verse vor dem Gebrauch,
daß der Kainz sich geselle den Neidern,
und zu diesem Behufe empfiehlt es sich auch,
sie am Schlusse wie Honig zu schleudern.

Dem Männeken fließts, halli und hallo,
von der Waterkant und weiter südlich;
mit bitteren Einschlägen vorwiegend froh
läuft das deutsche Wort unerjüdlich.

Doch wie sie räuspert und wie sie sich schneuzt
die katarrhalische Menge,
da wird ihr gehörig eingeheizt
mit kabarettthafter Strenge.

Sie findet jeden Tadel am Platz,
auch an jenen, die unbesetzt bleiben.
Wer zu spät oder gar nicht kommt, der hats
sich selber zuzuschreiben.

Leibhaftig tanzt und hämmert brumm — brumm —
der Aron und dreht sich bacchantisch
und wie ein Bock vor dem Publikum
und durch und durch dilettantisch.

Und wie ein Bock — jetzt hab' ich es dick —
tanzt der Aron für Jakobs Töchter;
die Paukenschläge besorgt die Kritik,
ich liefere das Gelächter.

Wie es wallet und siedet und niemand zischt,
sondern dankt für die köstlichen Gaben:
wenn das Frohe sich mit dem Bitteren mischt,
man kann nicht genug davon haben.

Es ist über alle Maßen beliebt
und immer von neuem labend,
was der rarste Gast ihnen täglich gibt

an dem unbedingt letzten Abend.

Alles auswendig können, das ist eine Kunst;
wenn was fehlt, wird keinem was fehlen.
Denn inwendig ist es gleichfalls verhunzt
in den heutigen Vortragssälen.

Die Jugend entbrennt an dem brennenden Geist,
der aus freiestem Kopfe und Leibe
sich an Goethe und Pallenberg beweist
nebst anderem Zeitvertreibe.

Es ist die verkörperte Revolution,
und er ihr markantester Barde,
und ich übergebe mich vor dem Ton,
denn ich bin von der weißen Garde.

Kleinigkeiten

Es ist schwer, wenn man erschüttert ist, von Grund erschüttert unter dem unmittelbaren Eindruck eines künstlerischen Erlebnisses, darüber Rechenschaft ablegen zu müssen. Man fühlt im eigenen Herzen die Unendlichkeit im Herzen eines Dichters, seinen Sprung in den Weltenraum, und man möchte schweigen ...

Man möchte, aber man kann nicht, und darum muß Herr Moriz Scheyer, der Flachsten einer, über Werfels »Schweiger« sprechen. Selbst nach seiner Kritik scheint es sich aber um eine dämonische Angelegenheit zu handeln, bei der zwei Seelen in der Dichterbrust um den Erfolg ringen, nämlich Csokor mit Müller, der offenbar von jenem überschrien wird, wobei Werfel den Sieg davonträgt. Jener Scheyer jedoch hat sich kürzlich mit Recht, wenngleich ohne Talent über die Publikation eines holländischen Verlegers aufgehalten, für welche die österreichische Regierung Geld hinausgeworfen hat und in der das Kapitel »Österreichs Dichtung seit dem Umsturz« vom Kasmaderschen Standpunkt behandelt scheint, indem als die Repräsentanten der österreichischen Dichtung die Parnassiens der Reichspost dem Ausland vorgeführt werden. Dagegen muß Scheyer bemängeln, daß unter anderen die Herren Salten und Dörmann, man denke nur, überhaupt nicht vorkommen und ein Kronionshaupt wie Decsey, der überdies sogar Redaktionskollege des Scheyer ist, mit einem Satz abgetan wird. Er trägt aber noch in einer besondern Notiz der Vollständigkeit halber nach, daß unter den nicht genannten Namen der österreichischen Dichtung »sich auch Sil Vara befindet«. Sonst fehlt offenbar keiner. Aber sich vorzustellen, daß ich mich in der ganz und gar vervollständigten Liste wohlfühlen würde, dazu gehört schon einige Phantasie. Ich muß es ja nur immer feststellen, um die abgründige Schweinerei dieses Literaturwesens zu beweisen, denn ich habe weiß Gott kein stärkeres Beispiel zur Hand; daß es mich aber für die schamlose Nichtbeachtung mit dem allerpersönlichsten Nervenglück entschädigt, nicht beachtet zu sein und in allen diesen Katalogen, Lexikons, Anthologien, Zeitschriften, Zeitungen und sonstigen Protokollen des Schwachsinn und der Impotenz nicht zu existieren, das sollte man

mir glauben. Stets habe ich, wo meine Erlaubnis notwendig war, diese verweigert. Den Schüttelfrost vor jeder Berührung mit irgendetwas, was Literatur ist, nennt dann eben diese: »Eitelkeit«. Denn sie glauben wirklich, daß ich von mir so viel halte wie sie von sich. In Wahrheit halte ich gar nichts von mir, hasse jeden Satz von mir nachdem er gedruckt ist, und bin nur, während ich ihn schreibe, davon durchdrungen — und da kann man mir schon ein Urteil zutrauen —, daß im Spatium zwischen zwei Worten von mir mehr Dichtung steckt als in einem Jahrzehnt der österreichischen Literatur, ja selbst in einem Zeitungsausschnitt, den ich zitiere, mehr als im ganzen Dasein dessen, der sein Autor war. Es ist aber rührend zu beobachten, wie gerechte Naturen die unerträgliche Verteilung des zeitlichen Ruhms, die mir Erholung und Nahrung ist, dann und wann zu tadeln sich verpflichtet fühlen. Eines unserer dürftigsten Maxis, das ich neulich verscheucht zu haben wähnte — es hatte im Kriegsarchiv die Aufgabe, Wind für die stählernen Schwingen des Doppelaars zu machen und das verjüngte Österreich aus einer Glorie von Ruhmesstrahlen emporsteigen zu lassen, und spottet jetzt über die Propaganda, die damals »den Jammer der k. u. k. Staatlichkeit zum Gelächter von Freund und Feind spazieren führte« —, macht sich nun gleichfalls über das holländische Österreich—Werk lustig, und fragt: »'Neuösterreich' (was ist das?)«. Unter den Zitate, die es, so unzuständig es zur Aburteilung amtlicher Kunstpropaganda sein mag, aus dem Kapitel »Literatur« beibringt, ist immerhin die Mitteilung dankenswert, daß jener Analphabet Peter Altenberg einen »geistvollen Plauderer und Bummler« nennt. Es hält sich aber auch für verpflichtet, in der Reihe der vorkommenden Autoren zu bemängeln:

... nichts über den destruktiven Kraus.

Die Destruktion scheint also nicht vollständig gewesen zu sein, und ich werde schon zu einem ausdrücklichen Verbot der Nennung meines Namens in wie immer geartetem Zusammenhang schreiten müssen. Es schließt, voraussetzend, daß der seinige, wenn er auch in jener Reihe mit Recht fehlen mag, doch in der Welt hinlänglich bekannt ist, mit dem Satz:

Ich bin gewiß nicht einseitig, ich kenne keine Richtungen, keine »Rassen«: man sehe sich das Autorenverzeichnis meiner Sammlung »Die Wiedergabe« an, die von mir geleitete Musikzeitschrift, man frage nach, wie ich ausländische Spenden verteilt habe. Eben darum darf ich das Pfui! über Machenschaften wie diese aussprechen. Und noch einmal Pfui!

Dies Pathos war nicht zu erwarten. Wer ist dieses Ich, das sich in dem, was es nicht kennt, mit Wilhelm II. vergleichen kann? Vielleicht gibt ein ruhigerer Text das richtigere Bild:

Druckfehlerberichtigung. Paul Stefan schreibt uns: Nicht von »Nebochanten«, sondern von den Nebachanten gewisser Renaissance-dramen hatte ich gestern gesprochen.

Da ist einmal dem Armen das kleine Gut im Kärntnerland wirklich genommen worden ¹. Pech, einmal macht man einen Witz und wiewohl er schon stadtbekannt ist, will der Setzer nicht, sondern stellt das Wort her, das ihm der Eigenart des Autors besser zu entsprechen scheint. Ich bin gewiß nicht einseitig, ich kenne keine Richtungen, keine Rassen, keine Parteien, ich kenne nur — also, damit mir der Setzer nicht ein a für ein o vormache — sagen wir halt: Kulturrepräsentanten.

* * *

1 s. Seite 9

Im Taggekribbel achte nur der Milbe,
was macht es, daß sie's selber nicht versteht.

Der Vorwurf, daß ich mich mit Kleinigkeiten abgebe, könnte wohl durch eine Befassung mit dem Paul Stefan erhärtet werden, das muß ich schon zugeben. Aber was hilft, ich bin nun einmal so geartet und auf die Gefahr hin, daß man mich auch der Feigheit zeihen möchte, kann ich nicht umhin, habe nicht nur an jedem Tierchen mein Pläsierchen, sondern glaube auch, je kleiner es ist, umso deutlicher machen zu können, wie schlimm eine Zeit dran ist, die einem solchen die Wirksamkeit auf wichtigem Meinungsposten ermöglicht. Diese Inkarnation des Begriffs Nebbich ist nämlich berufen, das Wiener Kunstleben für die größte Schweizer Zeitung zu vertreten, und diese Tatsache ist gewiß nicht weniger grotesk als daß ich gegen den Paul Stefan polemisch werde. Und ganz abgesehen davon, unterschätzt man doch außerordentlich meinen Spieltrieb, der ja durch die noch weit groteskere Tatsache angeregt werden muß, daß der Paul Stefan gegen mich polemisch wird. Schon die Bemerkung über den »destruktiven Kraus« hatte es mir angetan, aber ich kann nichts dafür, ich muß ihn noch berühmter machen, denn er, der bisher nur auf dem Postweg es versucht hat, mich zu einem Verständnis für seine kulturelle Kriegsdienstleistung zu bekehren, erzählt allen Ernstes — nach vier Spalten von hoffnungslosem Deutsch — den Schweizern, wie ganz anders als ich, er während des Kriegs seinen Männerstolz vor Königsthronen durchgehalten habe

In eigener Sache. Wer viel Zeit und Papier hat, kann an seinen Kritikern Kritik üben, und das hat Karl Kraus nach der »Letzten Nacht« in dem jüngsten Band seiner »Fackel« weidlich getan. Was er dabei über mich vorbringt, ist, sowie seine Drohungen gegen mich, seine und seiner Leser Privatangelegenheit; ich glaube nicht, daß er mir heute Verleger, Redaktionen, Mitarbeiter abtreiben wird; er sollte sich aber auch diesmal genauer erkundigen und mir nicht vorhalten, daß ich während des Krieges die »Lichtgestalt der Erzherzogin Maria Josepha« angeschwärmt hätte. Ich habe sie damals nicht angeschwärmt, ich beschimpfe sie jetzt nicht. Meine Zeitungsaufsätze über Franz Josephs Tod und Karls Thronbesteigung können auch heute vor dem Geschmack eines noch so plötzlichen Demokraten und Pazifisten bestehen (ich war beides seit jeher). Möge doch Karl Kraus zuerst den Balken aus dem Aug des Autors ziehen, der Franz Josephs Kriegsmanifest das einzige wahre Kriegsgedicht genannt hat!

Da ich im Gegensatz zu einem Kulturmissionär ein solcher Nichtstuer bin, daß ich sogar Zeit und Papier habe, um noch an den Kritikern der Kritik meiner Kritiker Kritik zu üben, so kann ich der Versuchung nicht widerstehen, und nebst dem Behagen an der sich da aufspielenden Figur will's die Sache, die schon von einiger Wichtigkeit ist. Der Paul Stefan erzählt also den Zürchern, die sich was Schönes von mir denken werden, ich hätte Drohungen gegen ihn ausgestoßen, und wenn sie nicht überzeugt sind, daß es sich um Blausäure und Gummiknüttel handelt, so können sie zur Not kombinieren, ich hätte dem Stefan gedroht, ich würde ihm Verleger, Redaktionen und Mitarbeiter abtreiben. Aber er spielt offenbar nur auf etwas an, wovon die Zürcher nichts ahnen können, und es scheint hier faktisch eine Privatangelegenheit bereinigt zu werden, indem ich wahrscheinlich einmal auf irgendjemandes Frage, ob ich den Paul Stefan für einen Kulturfaktor halte, mit mehr Rücksicht auf künstlerische als auf ökonomische Interessen eingegangen bin. Ich weiß es nicht, aber ich traue mir's schon zu. In Wahrheit habe ich natürlich nicht nur

nicht die Absicht, ihm Verleger, Redaktionen und Mitarbeiter abzutreiben, da mit der Beseitigung des einen Stefan gar nichts getan wäre, indem ja noch tausend übrigbleiben oder nachwachsen, nein ganz im Gegenteil trage ich im Sinne des Caligula das Verlangen, daß alle in die Neue Freie Presse kämen, also gewiß an den schönsten Posten, damit ich es bequemer hätte. Dem letzten Heft der Fackel ist aber weiß Gott nichts derartiges zu entnehmen, und jene Schweizer Leser, die sich nun dafür interessieren, werden sich gröblich irregeführt und über das Wiener Kunstleben falsch informiert fühlen. Dagegen werden sie in jenem eine einzige Drohung finden, aber auch keine besonders gefährliche, und eigentlich mehr eine Hoffnung: nämlich daß ich dem Stefan, der über die Tatsache der Aufführung der »Letzten Nacht« einfältige Witze gemacht hat, sie »selbst wenn er sie in Zürich zu verstecken glaubt, schon noch abzugewöhnen hoffe«. Ich habe diese Hoffnung, trotz seinem Rückfall nicht aufgegeben. Der Paul Stefan versucht aber auch im Ernst, mit mir anzubinden, was freilich erheiternder ist. Er wirft mir Ungenauigkeit einer Erkundigung über ihn vor, denn ich hätte ihm vorgehalten, daß er während des Krieges die Lichtgestalt der Erzherzogin Maria Josefa angeschwärmt habe. Aber er informiert die Schweizer über mich noch viel ungenauer als ich die Wiener über ihn, wiewohl er es doch an der Hand eines neuen Heftes der Fackel viel leichter hatte als ich, dem ein altes Heft des 'Donauland' nicht zur Hand war. Ich habe nicht behauptet, daß er die Lichtgestalt der Erzherzogin Maria Josefa angeschwärmt hat, sondern nur davon gesprochen, daß ich in der »Letzten Nacht« den Chorus von Leuten nicht brauchen könnte, »die als zur Literatur Untaugliche ihre Kriegsdienstleistung in Aufsätzen über 'Kaiser und Kaiserin' nebst der Lichtgestalt der Kaiserin—Mutter Erzherzogin Maria Josefa sowie dem ganzen Erzhaus absolviert« haben. Damit ist nicht einmal gesagt, daß der Ausdruck »Lichtgestalt« von Stefan herrührt, sondern bloß die Fibelsphäre dargestellt, in der die Literaten damals wirken mußten, wenn sie es vorzogen, Oberleutnants im Kriegsarchiv statt an der Front zu sein, deren Verabscheuung ihnen von mir ja zuallerletzt verübelt wurde. Immerhin aber habe ich damals von Schriftstellern und weit wertvolleren gewußt, die mit dem gleichen Widerwillen im Dienste einer ungefühlten Sache anders entschieden haben und daran zugrundegegangen sind und lieber für das Vaterland gestorben, als dafür Propaganda zu machen, daß andere für das Vaterland starben. Überdies schien mir bei vollster Achtung vor dem Selbsterhaltungstrieb, der unter allen Umständen natürlicher war als die Begeisterung für die k. u. k. Monarchie, die moralische Bedenklichkeit des Auswegs in die Kriegsjournalistik vor allem darin gelegen, daß hier die beiden Triebe vereinigt schienen, daß zum Zweck der Selbsterhaltung die Erhaltung der habsburgischen Hausmacht propagiert wurde, und daß jener natürlichere Drang nicht mit dem gleichfalls gefahrlosen, sittlich höherwertigen, aber unscheinbaren Posten eines Krankenpflegers oder Mehlmessers vorliebnahm. Wie bin ich aber nur — anstatt mich genauer nach der literarischen Kriegsleistung des Pazifisten Stefan zu erkundigen — auf den Ausdruck »Lichtgestalt« gekommen? Ich gestehe rundweg, daß ich, leichtfertig wie ich bin, seinen Aufsatz »Kaiser und Kaiserin« — und um diesen, nicht um Zeitungsaufsätze über Franz Josephs Tod und Karls Thronbesteigung handelt es sich — nicht gelesen hatte. So wenig wie die Zeitungsaufsätze. Hätte ich das getan, so wäre der Paul Stefan heute noch weit berühmter. Ich halte mich von solchen Anregungen geflissentlich, wie ich nur kann, ferne, bin unglücklich, wenn mir jemand so was einsendet, und lasse es mir an Kritiken und Waschzetteln genügen, die schon annähernd das Richtige treffen werden. Ich schrieb also im Mai 1917 die Glosse »Literaten unterm Doppelaar« und da war an der Hand des Wasch-

zettels der Nr. 1 des 'Donauland', welches das Organ des Kriegsarchivs war — unter Mitarbeit des Generalmajors Hoen, des Obersten Veltze sowie der Patrioten Kralik, Müller und Bahr — die Wirksamkeit der Kriegsliteraten dargestellt. Der Waschzettel, der dort zitiert war, enthielt die folgenden Sätze:

... In diesen Tagen, da das verjüngte Österreich aus einer Glorie von Ruhmesstrahlen emporsteigt, ist die Gründung einer vaterländischen illustrierten Monatsschrift, die *noch dazu* alles Gewöhnliche weit hinter sich läßt, ganz besonders zu begrüßen ... »Kaiser und Kaiserin« heißt der erste Artikel, den *Oberleutnant Dr. Paul Stefan* geschrieben hat. *Das ganze Leben* des hohen Paares zieht beim Lesen der ersten Seiten, *schlicht und warm* erzählt, *an uns vorüber*. Wie eine *Lichtgestalt* aus dem Lande der Barmherzigkeit grüßt das Bild der Kaiserinmutter Erzherzogin Maria Josefa, wie ein goldlockiges Engelchen aus glücklichen Zukunftstagen lächelt uns der kleine Kronprinz entgegen, und als ein Vorbild mitleidiger Menschenliebe erscheint der edel—schöne Kopf der Schwester Michaela, der Erzherzogin Maria Therese. Wir sehen unsern Kaiser als Thronfolger bei den Truppen im Felde, auf den felsigen Höhen von Vielgereuth, das heldenkühne Vorgehen seiner Truppen verfolgend

Diese redaktionelle Auskunft, von der ich nicht annehmen konnte, daß sie lügenhaft oder lückenhaft sei, und die wohl die Vermutung nahelegte, daß der Herr Oberleutnant sich auch mit der Lichtgestalt, dem goldlockigen Engelchen usw., kurz mit dem ganzen Erzhaus befasse, war die Grundlage der im letzten Heft enthaltenen Charakteristik. Nun habe ich mir, von Herrn Stefan wegen ungenauer Erkundigung getadelt, unter großer Mühe jenes Heft des noch vor der Monarchie eingegangenen 'Donauland' verschafft und muß tatsächlich zugeben, daß der Herr Oberleutnant, dem es ganz gewiß übel anstände, meine Drohungen zu fürchten, und der sogar den Mut vor dem Feind bewährt, sich für einen der besten Pazifisten zu halten, die Lichtgestalt der Kaiserinmutter weder angeschwärmt noch als solche apostrophiert hat; was ich ja auch nicht behauptet habe, wiewohl es mir gewiß undenkbar erschienen wäre, daß er etwa ein unfreundliches Bild von ihr gezeichnet hätte. Aber in Wahrheit glaubte ich doch nach dem Waschzettel, er gehe ganz besonders auf die Lichtgestalt ein. Tatsache ist nun, daß diese wie auch das Vorbild der Schwester Michaela und das Engelchen bloß als Lichtbilder grüßen, mit denen der Aufsatz des Oberleutnants geschmückt ist. Tatsächlich begnügt er sich, von der Erzherzogin Maria Josefa, der Mutter des Kaisers, das folgende auszusagen:

Als er geboren wurde, lebte noch — 1887 — Kronprinz Rudolf. Die Eltern, Erzherzog Otto und Erzherzogin Maria Josefa, *freuten sich* des Sohnes, doch ihr Schloß Persenbeug *träumte nicht davon*, die Kindheit eines Kaisers zu hegen.

Das ist in der Tat schlichter als ich erwartet hätte. Ob diese Aussage auf einer genaueren Erkundigung beruht als die meine, weiß ich nicht. Da ich aber nun einmal den schönen bildergeschmückten Aufsatz des Pazifisten (seit jeher) vor mir habe, so reizt es mich zu untersuchen, ob er gleich jenen mir unbekanntem Zeitungsaufsätzen auch heute vor dem Geschmack eines noch so plötzlichen Demokraten und Pazifisten bestehen könnte. Und da doch offenbar ich als ein solcher gemeint bin, so bin ich auch maßgebend, es zu beurteilen. »'Neuösterreich' (was ist das?)« hat Herr Stefan kürzlich gefragt, der in jenem Aufsatz »ein neues Zeitalter« grüßt und »die erlauchte Jugend, die dieses

Zeitalter verkörpert«. Ich fische nebst der Freude der Eltern über die Geburt des Sohnes die folgenden Perlen:

Der Vater

(bekannt in der Geschichte unter anderem durch den Kavalleristengalopp über einen Sarg und den Überfall auf einen Demokraten, der im Parlament davon gesprochen hatte)

war Offizier und so ging *diese frühe Jugend* mit nach den Garnisonen Brünn, Enns, nach Prag und Ödenburg.

Hartes Soldatenleben.

Als Brigadier brachte Erzherzog Otto seinen Sohn ins Augartenpalais nach Wien und der Elfjährige kam in die Villa Wartholz bei Reichenau, die dem Erzherzog lieb geworden, dem Kaiser lieb geblieben ist ... Der Schüler liebt das Griechische, *schwärmt für Homer*; Geschichte *fesselt* ihn. *Aber* in der ländlichen Freiheit *Personbeugs bildet sich der Reiter*.

Aber jetzt! Jetzt kommt der Ernst des Lebens. Und überhaupt noch sehr viele Aber.

Wieder ein Jahr danach *der richtige Dienst* (Oktober 1905) als Leutnant und Zugskommandant der 1. Eskadron des 7. Dragonerregiments in Bilin. *Dort wohnt er in der Kaserne*, ist Kamerad unter Kameraden, lebt in jeder Äußerlichkeit das gleiche Leben und tut den gleichen Dienst.

(Strafweise soll er ins dortige Schloß transferiert worden sein.)

Ein Regimentsrennen in Brandeis bringt ihm einen ersten Preis. Aber in den Jahren 1906 — 1908 gehören dem Dienst nur die Sommermonate; die übrigen *fordert die Ausbildung des künftigen Thronerben*.

Wie macht man das? Prager Universitätsprofessoren kommen auf den Hradschin.

Ihren Worten folgt ein aufmerksamer und begabter Hörer.

Und so folgsam wie nur ein Kriegsarchivliterat, dem der Oberst Veltze diesen Aufsatz aufgibt.

... Rittmeister, führt er seit 1909 die fünfte Eskadron seines Regiments: sie wird *eine Musterschwadron* und wahrt noch heute die Tradition des *um jeden Mann persönlich besorgten* Kommandanten.

Aber, da sie nicht das Glück hatten, ins Kriegsarchiv zu kommen, leben sie alle nicht mehr. Dafür bringt das Jahr 1911 die Verlobung und Vermählung mit Zita. Begeisterter Empfang in Brandeis.

Erzherzogin Zita, *Offiziersfrau wie eine andere*, wird ein Schutzgeist der Siebener—Dragoner.

Nun folgt ein Reiterbravourstück, aber ganz ein anderes als das des Vaters!

Und als das Regiment nach Ostgalizien muß, führt der Rittmeister Erzherzog Karl seine Eskadron, im März und April 1912, als *Reiter* durch Mähren, Schlesien und Galizien *bis nach Kolomea*. Die Erzherzogin *geleitet ihn von Station zu Station*.

Warum sollte sie auch aus dem Hofsalonwagen ausgestiegen sein?

Aber

das rauhe Leben meldet sich:

noch derselbe Herbst fordert ein Scheiden vom Regiment, der Jugend.

Scheint die Sonne noch so schön, der Erzherzog muß in die Wiener Stiftskaserne,

lernt die Praxis des Infanteriedienstes, *achtet genau* auf die Schieß— und Gefechtsausbildung und wird, im Mai 1914, ein verdienter, dienstfahrener Oberstleutnant.

Infolgedessen kann der Weltkrieg beginnen. Wir sehen ihn, als Obersten, an den großen Entscheidungen teilnehmen; wichtige Missionen werden ihm anvertraut.

Denn er sieht, er berichtet, er befeuert als Führer; *Mittler* zwischen der Armee und ihrem greisen Kaiser und König, *grüßt er jeden einzelnen Soldaten in immer neuen Abschnitten der ungeheuren Front von seinem Herrscher.*

Da starben sie getrost.

Aber er selbst, der Herrscher von morgen, *scheut nicht Not und und Gefahr*, um in Schönbrunn *von jedem Mann und jedem Graben da vorne* melden zu können.

In Schönbrunn muß es sehr gefährlich gewesen sein. Nichts blieb ihm erspart. Millionen Namen, tausend Gräben; unermüdlich arbeitend. Genau erkundigte er sich, wer von einer Handgranate zerrissen wurde, wer an' Bauchschuß hat und er steht mir nicht grad, wer am Drahtverhau hing, wer weiße Haare bekam, wer verhungert ist, wer verdächtig wär oder gar Deserteur.

Treue gegen einen solchen Führer ist selbstverständlich; *aber* der Erzherzog, der seit Grodek mitten unter den Seinen ist, wo immer es eine Entscheidung gilt, wird jedem, dem er begegnet, *sein Prinz, sein Offizier, sein Kamerad, sein gütiger Freund.*

Die Spationierungen sind von *seinem* Biographen. Und bitte:

Ein junger Kaiser hat die *Seinen* in tiefster Not und in größtem Heldentum geschaut: *das vergißt sich nicht ...*

Wiewohl er die Seinen im Kriegsarchiv nie zu Gesicht bekommen hat. Aber: er »gewann die Herzen«, wengleich der Erzherzog »es nicht liebte«, daß darüber viel geschrieben werde. Man kann jedoch nicht umhin. Franz Joseph, der »schon in jungen Jahren Großes und Schweres im Kriege gesehen hatte«, dankte »dem Menschen und Offizier«. Aber nun erfolgt die große Offensive, der »Schlag«, den sie »im wahrsten Sinne des Wortes unter seinen Augen rüsteten«. Man kommt vorwärts.

Zwischen Brand— und Astachtal, über Col santo und Coston führt die *Lawine* dieses Angriffes hinab.

Der Sieger steht auf italienischem Boden. Aber?

Doch der russische *Hordenansturm* im Norden ruft das Korps zur Verteidigung, seinen Führer *aber* nach der gefährdeten Front.

Diese Offensive war also ganz etwas anderes als eine Lawine! Das waren Horden. Karl ist inzwischen Generaloberst geworden.

Aber lauter und dringender *heischt ihn sein Schicksal.*

Bald ist ihm nicht nur die ganze Wehrmacht unterstellt, nein, er »muß auch für zwei Staaten sorgen«, er wird Kaiser und König. Er erläßt ein Manifest, das man gar nicht genug loben kann.

Auch die Antwort, die er *verblendeten Feinden* geben mußte, ist folgerichtig und deutlich gewesen.

»Hier aber« wendet sich Stefan »ab, von dem fesselnden Schauspiel dieses Aufstieges«, recht hat er.

Der Gefährtin dieses Weges gelte unsere Huldigung!

Und die muß ich schon ziemlich in extenso hersetzen, denn sie stellt die Lichtgestalt der Schwiegermutter, die also nur als Lichtbild den Aufsatz schmückt, tief in den Schatten. Was nun folgt, zeugt von einer Tiefgründigkeit des Studi-

ums, von einer Genauigkeit der Erkundigung, die tatsächlich meine, mehr oberflächlichen satirischen Eindrücken zugeneigte Art beschämt:

Die Kaiserin und Königin ist im Jahre 1892 in Pianore in Italien geboren. Ihre Namenspatronin, die heilige Zita, war in Lucca, also in der Landschaft von Pianore, beigesetzt; *aber es ist doch auch bezeichnend für die Eltern der Prinzessin*, daß sie den Namen einer um ihrer Demut und Pflichterfüllung willen gepriesenen *heiligen Magd* für ihr Kind wählten. Und Zita, die Kaiserin, bekannte sich längst und bekennt sich noch heute zu ihrem Leitspruch: »Plus pour vous que pour moi«. Mehr für euch als für mich! Ihre Kindheit und ihre Jungmädchenjahre waren Güte und *Eifer*. Der Liebling des Landvolkes *rings um* ihr Heimatschloß begann *ernsthaft zu studieren*. Die Salesianerinnen von Zangberg in Bayern *nahmen* die Elfjährige *auf* ... Nach fünf Lehrjahren in Zangberg kam ein Jahr weiterer Ausbildung in der Abtei Ste. Cecile der Benediktinerinnen von Ryde auf der Insel Wight.

Dies alles weiß ein pazifistischer Schriftsteller, dessen Namenspatron nicht einmal der heilige Stefan, sondern bloß der heilige Grünfeld aus Brünn war. Denn Stefan ist, wie ebenso genaue Historiker berichten, nur ein *nom de guerre* (versteht sich, soweit das Archiv in Betracht kommt.) Und wie feinfühlig er dort wo die Forschung keine Anhaltspunkte bietet, errät, was für die Eltern der Prinzessin bezeichnend war. Aber, Zita wird Mutter, »und vor allem Mutter«: der »reizende Kronprinz Franz Josef Otto« wird geboren. (Der Waschzettel tut ein Übriges und sagt goldlockiges Engelchen.) Aber: auch die Geburtsdaten der drei folgenden Geschwister sind dem Stefan noch bekannt; von da ab versagt er. Zum Schlusse gibt er noch, nachdem er Zita als »Schutzfrau und tätige Helferin der Caritas« gepriesen hat, der Hoffnung Ausdruck, daß »eine gleich bedeutende Zeremonie«, nämlich wie die ungarische Krönung, »auch in Österreich nicht ausbleiben wird«. Wir haben doch die Überlieferung der ständigen Erbhuldigungen, »die nur auszubauen wäre«! Zur Vertiefung des Bündnisses mit Deutschland aber spricht Stefan den Gedanken aus:

Und *der Feldherr des Weltkrieges* wird der Krone des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation würdig sein, die ja 1804 die Krone Österreichs geworden ist; *irgend welche Beziehungen zu dem neuen Deutschen Reiche* blieben dabei *vollkommen ausgeschlossen*, wie sich *wohl von selbst versteht*.

Er drückt sich nur schlecht aus, aber noch gründlicher wurde es dann durch den Sixtusbrief bewerkstelligt, so daß die Krönung, auf der das Kriegsarchiv bestand, überflüssig wurde. Stefan hat sich das so vorgestellt:

An der Schwelle besserer Tage, an der Pforte eines *neuen*, nach den Leiden eines Krieges verinnerlichten *Reiches* stünden dann, auch sichtbar gekrönt, diese beiden als erste: Kaiser und Kaiserin.

Aber, da infolge ungünstiger Witterung alles abgesagt wurde und das Kriegsarchiv geschlossen ist, da das 'Donauland' sein Erscheinen eingestellt und seine programmatische Feststellung: »Mit hellem Hammerschlag pocht die Jugend ans Tor der Monarchie« sich in einem wesentlich anderen Sinne bewahrt hat, kann der Paul Stefan heute nur noch fragen: Neuösterreich, was ist das? Etwa wie man fragt: Mama, was ist das ein Oberleutnant?

Aber: nachdem ich den Splitter in seinem Aug, der ihn verhindert hat, schon damals Neuösterreich nicht zu erblicken, bemerkt habe, ist es auch höchste Zeit, daß ich des Balkens im eigenen gewahr werde und das Geständnis ablege, daß alles was da ein bewährter Demokrat über Karl und Zita ge-

schrieben hat und was, wie man sieht, noch heute bestehen könnte, einfach nichts ist gegen das, was ich selbst dem Franz Joseph nachgerufen habe. Denn ich habe, Stefan sagt es, sein Kriegsmanifest das einzige wahre Kriegsgedicht genannt und wengleich der Wortlaut dieses Urteils nicht ganz genau zitiert ist, so muß ich doch zugeben, daß er es wesentlich richtig wiedergegeben hat. Es ist wahr: ich habe jenes erhabene Manifest das »Gedicht« genannt, »das die tatenvolle Zeit eingeleitete, das einzige Gedicht, das sie bis nun hervorgebracht hat«. Das steht in dem Aufsatz 'In dieser großen Zeit' (Anfang November 1914) und wiewohl ich es bereits dort auch den »menschlichsten Anschlag« (Plakat und Plan), den die Straße unserm Auge »widerfahren« lassen konnte, genannt habe, stehen im Nachruf' (Januar 1919) noch die Worte:

Mit einem Satz, der wahrhaftig die volle Bürde der Altersweisheit trägt und die ganze Würde des Schwergeprüften kürzer als jeder Satz, der zur Brandmarkung des Ungeheuers dient mit einem Satz, dessen angemäzte Tiefe nur darum echt war, weil der Verfasser ein anderer war, ein Stilkünstler aus dem Ministerium, der glaubte und darum erlebte (der an die Fackel und dennoch an Österreich glaubte), mit einem Satz, dessen ausgesparte Fülle den Schwall aller Kriegsslyrik aufwog: mit einem »ich habe alles reiflich erwogen«, springt die Vergangenheit, die sich nicht zu helfen weiß, der Welt an die Gurgel.

Es ist also ganz richtig, daß ich 1914 — 1919 der Ansicht war, dieses Manifest sei das stärkste, das einzige, das wahre Kriegsgedicht, und ich muß gestehen, daß ich dieser Ansicht auch heute noch bin. Ich hielt und halte dieses Manifest, diese eine isolierte Zeile — so groß wie das Unglück, welches sie beschloß —, diese Katastrophe von fünf Worten, diese vortönende Stimme vom Mars, für stärker als Lissauers Haßgesang, als Ginzkeys Gluck—gluck, als alles was Kernstock und Strobl und das ganze Kriegsarchiv zur Befeuerung der Front hervorgebracht haben. Nun ist es aber doch eigentlich ganz ausgeschlossen, daß es unter den lesenden Menschen und gar unter jenen, die Schriftsteller sind, einen Kretin gegeben haben kann, dem, wenn er selbst im November 1914 das Lob dieses Kriegsgedichtes für ein Lob dessen, der es signiert hat, und für ein Lob des Krieges gehalten hätte, nicht der himmelschreiende Widerspruch zu dem ganzen sonstigen Inhalt ebendesselben Aufsatzes, der den stärksten Abscheu gegen den Krieg bekundet, aufgefallen wäre. Nein, einen solchen Kretin kann es nicht gegeben haben, denn selbst er hätte mich ja für einen Tollhäusler halten müssen, der eine Absage an den Krieg mit einem Hymnus auf das Kriegsmanifest einleitet — vorausgesetzt, daß er nicht auch enthüllen wollte, ich hätte darin jene Zeit die »große Zeit« genannt. Natürlich weiß auch der Stefan, was da gesagt war und daß ich nur die Konsequenz des tiefsten Kriegshasses, dessen Ausdruck die Fackel von Kriegsbeginn war, einhalte, diese beispielloso ununterbrochene Reihe in Schrift und Rede begangener und wie durch ein Wunder ermöglichter Delikte gegen Kriegsgewalt und Majestät fortsetze, wenn ich die Worte: »Ich habe alles reiflich erwogen« noch heute und immer das einzige wahre Kriegsgedicht jener großen Zeit nenne, und daß diese Meinung in Marsferne von der Propaganda des Kriegsarchivs wirkt. Wenn er sich als Oberleutnant für dieses gegen die Front entschieden hat, so wird er gewiß auch vor der Wahl zwischen einer abgründigen Dummheit und der Fälschung eines geistigen Sachverhalts — ein drittes gibt es hier nicht — sich eher zu dieser bekennen. Er hätte somit nach der Schweiz ein Wort von mir berichtet, das wie es ist in geradezu teuflischem Kontrast zu den Millionen gegen den Krieg geschriebener Worte zu

stehen scheint, ohne auch nur auf diesen Kontrast, der ihm ja unbegreiflich sein könnte, hinzuweisen, ohne auch nur anzudeuten, daß ihm dieses Wort als das einzige kriegsbejahende auffiel; er hat vor Lesern, die eben nur meinen Namen als den eines sich heute pazifistisch gebärdenden Autors gehört haben mögen, diesen als einen Menschen entlarvt, der, da er Franz Josephs Kriegsmanifest verhimmelt hat, offenbar ein Kriegspropagandist, war, welcher erst dank der Konjunktur des Umsturzes umgesattelt und hinterdrein »Die letzten Tage der Menschheit« geschrieben hat. Diese Fälschung aber wäre wieder von einer derart ungeheuerlichen Schamlosigkeit, daß man doch wieder lieber den Beweggrund ehrlicher Dummheit annehmen wollte. Herr Stefan wird am besten wissen, was in ihm vorgegangen ist, als er in eigener Sache das Wort nahm. Es scheint, wenn ich alles reiflich erwogen habe, sowohl ausgeschlossen, daß ein Mensch so töricht, wie daß er so böswillig sein kann, was immer ich in einem Aufsatz, der der Kriegslüge den Krieg erklärt, über Franz Josephs Kriegswillen gesagt haben mag, es in die Kategorie jener Erzhauschmeicheleien zu stellen, die die Mitte zwischen Salonblatt und Fibel einhalten. Völlig absurd, sich vorzustellen, daß solches ein immerhin versierter Literat unternimmt, der auf genaue Erkundigung Wert legt und dem doch, wenn er wirklich den Sinn nicht kapiert hätte, unmöglich entgangen sein kann, daß ich diesen schon einmal (Nr. 531 — 543, S. 127—133 ¹) einem böswilligen Schwachkopf klar gemacht habe, 1920, als ich Franz Josephs Kriegsgedicht selbst noch über die Revolutionsgedichte stellte (kein Wunder, es war von einem Stilschüler der Fackel verfaßt) und darlegte, wie hier »die Sprache der Majestät in Obhut genommen scheint, ihr Verbrechen amnestiert von der Majestät der Sprache«. Ich frage mich vergebens, wie ein gewiß harmloser Mensch wie dieser Stefan sich von der journalistischen Gelegenheit so verführen lassen konnte, durch einen aus einem Kampfwerk von fünf Jahren herausgerissenen Satz mich dem Ausland als einen Autor vorzustellen, dessen Tätigkeit während des Krieges sich zu den kleinen Arschleckereien der Erzhausliteraten wie der Balken zum Splitter verhalte — wissend, daß ich keine Möglichkeit habe, die Richtigstellung eines so verzerrten Sachverhalts vor eben jenen Lesern zu erzielen, die ihn zur Kenntnis genommen haben, und nur die, vor dem eigenen Forum mich wieder einmal über das Mißverhältnis zur Geringfügigkeit des Anlasses hinwegzusetzen, um eine nach allerhand Richtungen beträchtliche Sache zu erledigen. Wenn er den Schweizer Lesern deutlich gesagt hätte, ich sei einer, der am 1. August 1914 plötzlich Demokrat und Pazifist geworden ist, nachdem ich bis dahin das Gegenteil gewesen sei, so wäre es eine Ansicht und ich hätte nichts dagegen, da ich gewiß nie von seiner Kapazität verlangt hätte, daß sie die schnurgerade Linie, die aus jedem Wort der Vorkriegsfackel zu jedem der Kriegsfackel führt, erkenne, indem ich ja doch auch intelligenteren Köpfen den Sinn für alle »Widersprüche«, die sich da ergeben mögen, zugutehalte. Für die Schweizer Leser steht aber nun fest, daß ich einem Historiker, der seit jeher Demokrat und Pazifist war und heute gestrost wiederholen könnte, was er im Krieg über das Erzhaus erscheinen ließ, der heute nicht beschimpft, was er damals nicht angeschwärmt hat, nahegetreten bin, während ich selbst durch die Enthüllung dessen, was ich damals geschrieben habe, heute, wo ich die von mir angeschwärmten Gestalten beschimpfe, glatt vor aller Welt beschämt werden kann. Ich glaube, daß dies, wiewohl von einem ziemlich bescheidenen Kopf vollführt, ein Meisterstück des Journalismus bedeutet und mit weit mehr Recht noch jenes Pful! verdienen dürfte, das er selbst mit so überraschender Energie vor dem Versuch aufbringt, Holland über die österreichische Literatur zu betrügen. Da es sich in-

1 Seite 76 ff. »Mir bleibt doch nichts erspart ... «

des um einen im Grund gutartigen Fall handelt, so bleibt vielleicht doch nur die andere Erklärung übrig. Aber auch die Hoffnung, daß der Stefan in sich gehen und sich nie wieder dazu hinreißen lassen wird, gleich alles, was ihm so einfällt, nach Zürich zu schicken. Ich könnte mich, so häßlich diese Tat war, nur schweren Herzens dazu entschließen, seinen Namen nicht mehr für ein ehrliches Pseudonym zu halten, sondern für den Vornamen von Großmann.

Großmann

Ich kann nicht anders. Es zieht mich immer mehr. Ich bleib bei ihm. Daß mir doch geglaubt würde: es ist ganz das Hochgefühl der immer schon ersehnten, immer vorgestellten, vorbestimmten Umarmung. Man versteht dann plötzlich nicht, warum nicht längst; warum man sich das versagt, warum man so lange gewartet hat. Und was man sich alles zu sagen, was man nachzuholen hat! Wir verleben jetzt unsere Honigwochen; lasse man doch, wen gehts an. Nennt's Narrheit, nennt es Johannistrieb, nennt's wie ihr wollt — nur laßt mich. Es wird sich abkühlen, es werden ruhigere Zeiten kommen, gönnt mir diesen Rausch. Das eine Höchste, was das Leben schmückt, wenn sich ein Herz, entzückend und entzückt, dem Herzen schenkt in süßem Selbstvergesen! Man schleife mich nach Tyburn, Glied für Glied zerreiße man mit glühender Feuerzange ... O ich weiß, er erwidert meine Gefühle, er kann es nur nicht so sagen. Aber ich spreche das Unsägliche aus. Am besten ist mein Schatz in Hosenrollen, da macht er die Leute einfach verrückt. Neulich sah ich ihn in »Pagenstreiche«. Fritz Hurlebusch, immer zu Schelmereien aufgelegt, verdreht Bäschen und Mühmchen die Köpfe. Ob Großmann einem Ohm Maikäfer ins Bett praktizieren könnte? Nicht doch, er ist munter, aber nicht ausgelassen. »Sprung nach Wien« liest man und denkt schon, was es da wieder Loses geben wird. Leichtfuß schon im Titel; nicht: Ein Sprung nach Wien, sondern Sprung nach Wien, so ganz beiläufig, aus dem Fußgelenk. Also warum sprang er wieder einmal nach Wien? »Sonntag vormittags bummle ich durch die Alserstraße.« Dann geht er in ein Café und beobachtet Billardspieler. Aber er tut nur so, Spitzbub, hat sicher anderes im Sinn. Bosel, der die Lilien auf dem Felde kleidet und nur Sprung über den Schottenring machen muß, um Polizisten die gleiche Wohltat zu erweisen, Bosel, der Redakteure ernährt, will sich auch Großmanns erbarmen. Wenn man aber zu diesem Behufe schon einmal in Wien ist, stellt man eben muntere Beobachtungen an. Großmann kommt »zu Freunden« (die auch interessant sein müssen).

Im Kinderzimmer heilige Stille. Was ist denn los? Warum schreien die Bälger nicht?

Erica aber, siehe da, hat auf der Brust ein Reißbrett und auf dem stehen die andern Kinder.

Im ersten Augenblick fahre ich entsetzt zurück

— wie anschaulich: man sieht förmlich, wie er nicht entsetzt ist und nicht zurückfährt, fällt ihm gar nicht ein —

aber mein Freund, der Vater der Bande, lächelt: »Es sieht nur so bedrohlich aus. Die Kinder haben das oft erprobt. Erica spielt Breitbart«.

Ernst, aber zuversichtlich, fügt Großmann hinzu: »Ein Breitbartgeschlecht wächst da empor«. Wiewohl also immerhin noch Hoffnung wäre gegenüber

der Möglichkeit eines Großmanngeschlechts, ist natürlich kein Wort wahr, das heißt, dann schon gar nicht, wenn es wahr sein sollte und Erica wirklich Breitbart gespielt hätte. Man glaubt's ihm eben nicht. Großmann versucht's darum vor einem Auslagefenster, und zwar eines Blumenladens. Diskret deutet er diegasse an. Denn zwischen den Blumen sind Holzschnitte und Photographien schöner Frauen, und er ist delikate.

Unter dem Holzschnitt ist mit einem Reißnagel ein kleiner Zettel befestigt: »Verkäuflich.« Er ist ein bißchen unordentlich angebracht. Unzweifelhaft gilt der Zettel nur dem Holzschnitt. Aber die Hälfte des Zettels reicht zum Damenporträt hinüber. Nun, es ist jedenfalls ein verlockendes Auslagefenster.

Versteht man? Also Großmann meint — also man versteht. Und man fragt nur noch, ob die Blume, durch die er es sagt, und jene, vor denen er gestanden ist, nicht a tempo verwelkt sind. Dann aber wird er indiskreter. Es treibt ihn nämlich in die Hofapotheke, denn er will uns einreden:

Ich wollte doch abends meinen Freunden ein paar Flaschen Wein mitbringen.

Weil es aber Sonntag ist und alle Läden geschlossen sind, versucht er in der Hofapotheke drei Flaschen Muskateller aufzutreiben. Da er bekanntlich am äußersten Rande der sozialdemokratischen Partei steht, kommt's ja nicht mehr drauf an. Die junge Verkäuferin sagt: »Wählen Sie.« Und nun entspinnt sich der folgende Dialog:

Während die Flaschen aus dem Keller gebracht werden, *kann ich mich nicht enthalten*, zu sagen: »Wie schön, daß Sie auch diese Heilmittel führen.«

Die junge Dame erwidert: »Man kuriert sich nicht nur mit Medizinen.« *Dazu ein sehr taktvolles, sehr liebenswürdiges, halb—ernstes Blick—Lächeln.* Ich bin versucht zu sagen: »Auch ein freundlicher Blick kann heilen«, aber ich verschluck es. *Man soll nicht alles zu Wort machen.*

Also das verdient schon mehr als drei Flaschen Muskateller. Das ist zu süß. Und wem sich etwa der Magen umdreht, kuriere sich mit Medizinen. Wo gibts das heute noch? Nur ein Hauch, ein Duft, und man weiß alles. Verhalten, und doch. Entsagender Charmeur. Nicht mehr Pagenstreiche, sondern Sonnenthal, Hartmann, älterer Bonvivant mit Glücksverzicht am Schluß. Oder vielmehr eine Kreuzung, die das feinere Lustspiel bisher noch nicht gekannt hat: ganz zart angedeuteter, aber hinreißend mieser Baldower. Die Partnerin ist natürlich fürs Leben zu bedauern. Wenn es sich überhaupt zugetragen hat, müßte man ihre Darstellung hören, vielleicht verschluckt sie nichts und macht alles zu Wort.

Ja, am wirksamsten ist Großmann halt doch, wenn er unter all der Heiterkeit, die er ausströmt, die Träne nicht verbirgt. Denn er hat sie; er hat den Herzenston. Nimmt man dazu die schlichte Gradheit, so kann man sich schon denken, daß sich da ein Philippe Derblay herauswächst, vielleicht ein Risler. Über das Maß bürgerlicher Tragik wird er nicht hinauskommen, der heroische Zug scheint ihm zu fehlen. Seine Force ist wie gesagt die Träne; aber nur eine. Wenn er versuchte zu verschwenden, so ergäbe sich vielleicht der Eindruck, daß ein Krokodil eine Niobe dagegen ist. Aber er selbst weiß echt und unecht wohl zu unterscheiden, er hat einen untrüglichen Blick für die Grenzen fremder schauspielerischer Begabung. Da kommt ihm wieder seine Bösewichtsnatur zu statten. Wir haben ihn in Hosenrollen, als Bonvivant, als gesetzten Liebhaber gesehen, aber er könnte auch Shakespearesche Intriganten mittleren Kalibers hinlegen wie keiner vor ihm. Kein Jago natürlich oder gar

Richard III., aber Borachio, Oswald und so. Natürlich habe ich da die Schlierseer Regie im Auge, die den Holzknecht von einem Holzknecht spielen läßt, und ich halte Großmann für einen wirklich bösen Menschen, der aus purer Lust am Bösen seine elenden Zeitungsartikel schreibt. Diese Lust hat er kürzlich in exemplarischer Weise an dem Leichnam jener erlauchten Künstlerin betätigt, die jedem, der dieses Menschenwunder einmal erlebt hat, unvergeßlich bleiben wird. Ruhm, Ende und die Ergriffenheit einer Welt aber sind die unwiderlegliche Tatsache, vor der jeder, dem der Name nur Schall war, ach tend verstummt. Man schaudert vor der Ruchlosigkeit der Sätze, in denen sich eine minderwertige Seele in der Besudelung des Wertes, der Weiblichkeit und des Todes genug tut:

... und damals war sie schon eine fünfundfünfzigjährige Frau. Ihr Gesicht hager und *staubig*, ihre Hakennase hart und eigensinnig, *ihr Auge* klein und *stechend*, der berühmte Haarwuschel, der über die spitze Stirn hing, verfärbt und glanzlos ... Ich hörte sie in L'Aiglon und es *schnarrte* ein französisches Grammophon in mein Ohr. Da hatte sie *ihren dürftigen Körper* in ein Militärkostüm gesteckt und die Unsinnlichkeit *ihres greisenhaften Leibes* wirkte gespenstisch. Dann erinnere ich mich, sie als Phädra Racinesche Verse *herunterrollen* gehört zu haben. Es war, als hätte eine Gipsmaske Stimme bekommen. Immer wieder drängte sich der Eindruck des Gespenstischen vor. Etwas Grausiges, Lebloses, *Entsetzlich—Unsterbliches* sprach aus *diesem angeweißten Gesicht* ... Den widerwärtigsten Lärm veranstaltete sie bei Lebzeiten *mit ihrem hageren Leibe*. Sie legte sich in einen mit weißer Seide ausgeschlagenen Sarg, den Kopf auf ein Kissen, das *mit vergilbten Liebesbriefen vollgestopft* war, und in diesem Zustand ließ sich *die alte Person* für die Zeitungen photographieren.

Spürt nicht, wer ihn nicht kennt, daß es der stechendste Blick sein muß, der da ein Naturwunder verunstaltet? Die gräßlichste Stimme, die so gegen die schönste tönt? Daß das häßlichste Gesicht, vor dem wenn es stumm ist das Leben zu den Hyänen fliehen möchte, vor so entblößtem Leichnam spricht? Seht hier, auf dies Gemälde und auf dies! Wer sie nie gesehen hat, achtet sie. Wer ihn nie gesehen hat, haßt ihn. Es ist ein Unmensch. Der tote Leib ist ihm ein gefundenes Fressen, er kann die »zehn Gebote der Sarah« zitieren, die seinerzeit irgendein Schmock ihr aufgebracht hat. Das vierte lautet: »Du sollst entscheiden, was in deinem Leben unwesentlich ist, und das wesentlichste sollst du ausschalten können.« Er ergänzt es:

Auf eine verkaufte Nacht, auf einen geopferten Kameraden darf es dir nicht ankommen.

Wäre er als Weib zur Welt gekommen, wer weiß, ob er einen Käufer fände, aber daß er noch keinen Kameraden geopfert haben sollte, dünkt den entferntesten Leser unwahrscheinlich. Zum fünften ruft er triumphierend:

Hier ist sie *beinahe nackt*.

»Die Sarah« nennt er sie immer, der Großmann.

... Die Sarah war die erste, die auf der Bühne den Mut zur Magerkeit hatte. Es war, wie man aus diesem Gebot sieht, keine natürliche Magerkeit, sondern eine abgerungene. *Vielleicht fehlte deshalb der Magerkeit der Sarah jeder Reiz.*

Zum neunten bemerkt der Bösewicht grinsend:

So wird man achtzig Jahre.

Und hat die vollkommene Ruchlosigkeit, diesen Schlußpunkt zu setzen:

Selbst ihr Tod war schließlich nur mehr ein Ereignis im Dienste der Journale.

Stefan Großmann

Nein, erbärmlicheres dürfte, seitdem es diese Einrichtung mit dem Abteil für Großmänner gibt, in keinem gestanden sein. Herr Lippowitz, dem die Zeitung, die es gedruckt hat, die Ehre absprach, um gleich auf der Rückseite der Leichenschändung Raum zu geben, hätte es nicht über sich gebracht. Man muß es doch für ausgeschlossen halten, daß Sarah Bernhardt, die angeblich nichts im Herzen hatte als die Sucht nach der Reklame, die die Sorte erst macht und dann veregelt, den Großmann einmal hinausgeworfen hat; sie hätte es ebenso gewiß getan, als sie keine Gelegenheit dazu hatte. Nein, reine Ranküne gegen Wert und Natur ist hier das persönliche Motiv. Es ist einer jener Fälle, die den schweren Mangel einer Gesetzgebung beklagen lassen, die das Rechtsgut der Sittlichkeit so falsch begrenzt. Hier empfindet der Leser nichts als Wehrlosigkeit, steht vor der Lektüre wie vor einer Tat, die nach Sühne ruft, und gibt mir Unrecht, der dem Verüber nicht das Maß Franz Moors zuerkennen wollte. Aber es bleibt, da das Gesetz den Fall unberücksichtigt läßt, die Norm der Ehre brachiale Vergeltung nur dem beleidigten Eigeninteresse zubilligt und die publizistische Moral das Delikt als Pikanterie, den Täter als geschätzten Mitarbeiter wertet, nichts übrig als daß einer für alle, die in solcher Hyänenzeit noch Menschliches bewahrt haben, den Abscheu nicht verschluckt, sondern zu Wort macht. Und dem besudelten Andenken der Begnadeten etwa noch Genugtuung bietet durch die Wiederholung ehrfürchtiger Worte, die der gleichzeitige Eindruck derselben Phädra nach Jahrzehnten angeregt hat. In der 'Weltbühne' schreibt Siegfried Jacobsohn:

Meine große Erinnerung an Sarah Bernhardt heißt: Phädra. Sie könnte eine Figur Racines aus ihrer Starrheit erlösen und ihr doch die kalte Pracht der Antike erhalten. Sie konnte die Alexandriner — Phalangen der pseudoklassischen Tragödie für unser Ohr bezwingen, ohne den Stil zu verletzen. Sie konnte wie eine Königin agieren und doch ein zerängstetes Weib sein. Wenn Phädra zuerst erscheint — mit Sarahs bleichem Antlitz und heißen, feuchten, verwachten Augen, hoch aufgerichtet und auf die Schultern ihrer Vertrauten gelehnt —, spricht sie Klagelaute der Erschöpfung: »N'allons point plus avant.« Die Melodie dieser Klagelaute in Sarahs Munde — es war wie das Adagio eines Trauermarsches. Man fühlte, daß eine innere Glut sie verzehrte, der sie wie einer dämonischen Gewalt untertan war, und die sie dem Grabe zutrieb. In dem verblutenden Ton ihrer Apostrophierung der Sonne weinte eine schicksalsgeweihte Seele: »Soleil! je te viens voir pour la dernière fois!« Das erste Geständnis ihrer blutschänderischen Leidenschaft legte sie wie im Fieber ab, wie von Naturmächten gestachelt und gehetzt, einer stürmenden Leidenschaft, einer ungeheuern Begierde, einer entnervenden Wollust. In dem willenlosen Erguß aber vibrierte die Scham und das Grauen vor sich selber. Dieser Selbstschauer verstärkte sich in dem brünstigen Bekenntnis vor dem Stiefsohn. Wie ein Schiff im Sturm fliegt Racines Phädra zwischen beiden Empfindungen hin und her. Sarah zog verwegen alle Register ungebrochener, unverwüstlicher Triebe. Wie mußten diese Register geklungen haben, als ihr Organ noch vollschmetternder Töne fähig war und nicht im Affekt sich kreischend überschlugt. Aber das Entsetzen vor der Nacht des Erebus, vor dem Richter der Unterwelt im vierten Akt hatte auch noch vor

zwanzig Jahren die Großartigkeit des Orkans. Die Ruhepunkte wiederum waren künstlerisch wundervoll gedämpft, in Moll. Eine dodonische Orakelstimme schien in manchem Moment aus dieser Frau zu sprechen. Wenn dann während der kurzen Selbstanklage im fünften Akt das Gift der Medea seine Wirkung begann, gings uns noch einmal »durch Mark und Bein«: endlich trat die Kälte des Todes an dies düster glühende Herz. Es war die Leistung einer Sechzigerin. Kein Wunder, daß die Achtzigerin in den Sielen gestorben ist.

Diese Genugtuung war am Tatort, wo sich sonst keine öffentliche Stimme erhoben hat, zu gewähren. Die empfindlichere Sühne wäre, daß Bosel kein Geld gibt, um in Berlin eine Zeitung zu ermöglichen, die solchen Geistes voll sein wird, und Sprung nach Wien sich nicht rentiert hat. Er hat ja ohnedies das 'Tagebuch'. Da steckt er voll Schelmereien und macht, daß man die hässlichen Dinge, deren er manchmal fähig ist, vergißt. Ich sage es offen, ich liebe ihn nicht, wenn er solche Artikel wie über die arme Sarah Bernhardt schreibt. Er muß Gamin sein, lächeln, wenngleich unter Tränen, tändeln, liebäugeln, bunte Abenteuer bestehen, im Regen durch die Wieden laufen und nach einem Wagen (ja auch nur nach einem Menschen) schreien, lachend die Wahrheit sagen, selbst wenn sie erlogen ist, kurzum ein Mausi sein. Ich habe Jackie Coogan nicht gesehen, kann also nicht vergleichen; aber warum filmt man Großmann nicht, wie leicht wäre das bei seinen Verbindungen. Man ahnt ja gar nicht, wie jung mich Großmann macht. Sein Frohsinn hat etwas Ansteckendes, wie die Masern, und ganze Nächte durchlache ich am Schreibtisch. Ich kann vor Lachen manchmal nicht weiterschreiben; so papieren, wie er sich vorstellt, ist mein Dasein also nicht, das aus der Papierwelt, in der sein und hundert andere Bilder mir täglich auftauchen, unerschöpfliche Heiterkeit empfängt, und von der lacht noch jedes Komma, das ich ihnen abgewinne. Ach nein, ich bin kein »satirischer Routinier«, wie er aus dem Grunde glaubt, weil er auch keiner ist, sondern fühle mich immer wie neugeboren. Und nicht nur, daß Großmann mich anregt, an seiner Gestalt zu arbeiten, nein ich produziere überhaupt leichter, seit ich an ihn denken muß. Man bringt viel mehr vor sich, und in allem was ich schaffe, ist eine Spur von Großmann. »Tunk' ich ein den Maurerpemsel, zeigt sich mir ihr Bild im Kalk«, singt ein solcher Erotiker bei Nestroy. Aber ganz hungerissen bin ich doch, wenn er antwortet; wenn er nicht gelesen hat, was ich über ihn geschrieben habe, und dennoch antwortet. Da ist er in meinem Element. Ich (der ihn immer liest) wußte genau, daß er auch diesmal wieder sagen werde, Bekannte aus Wien hätten Ihm erzählt. Nun da offenbar selbst jene Wiener Publizistik, die ihn ihren geschätzten Mitarbeiter nennt, nicht mehr dafür zu haben ist und ihm auch nicht mehr zu dem Thema einfällt, während er mich doch ewig produktiv erhält, macht er es so: er druckt in seinem 'Tagebuch', dessen Leser er gewiß nur schweren Herzens auf die Fackel aufmerksam macht, den Mist ab, den er unter dem Titel »Der Papierzwerg« in Wien hinterlassen hat, und bezieht sich in der Einleitung auf den letzten Aufsatz der Fackel, ohne mit einer Silbe zu verraten, daß dieser sich auf den Papierzwerg bezieht, so daß die Berliner Leser glauben, der Papierzwerg sei die Antwort. Die werden Augen machen, wenn sie sich daraufhin die Fackel anschauen und finden werden, daß alle Nichtswürdigkeiten und Windbeutelereien, die ihnen nunmehr als Antwort vorgesetzt werden, bereits abgetan sind. Nur da und dort sind neue eingesetzt, zum Beispiel über die Aufführung der »Letzten Nacht«, nebst etwas Speichelfluß gegen »einen oder den anderen senilen Sozialdemokraten«, dem ich außer der Bourgeoisie gefalle (zum Zeichen, daß er die Abschüttelung durch die

Arbeiter—Zeitung zur Kenntnis genommen hat). Er spricht von den »Letzten Tagen der Menschheit« oder wie es heißt, und ist natürlich nur obenhin informiert, »das Stück« — nicht etwa die »Letzte Nacht«, von der weiß er nichts — sei in Wien aufgeführt worden. (Man stelle sich eine Aufführung der »Letzten Tage der Menschheit« vor.) Der Spitzbub erzählt nun, er »wollte«, wiewohl er den Schöpfer zu gut kenne, um auf die Schöpfung neugierig zu sein, »sich trotzdem das Stück ansehen«, als er auf Sprung in Wien war. Er kam nicht mehr dazu:

es war, *wie mir im Theater gesagt wurde*, nach ein paar Aufführungen abgesetzt worden, weil die paar Vorstellungen, trotzdem Arbeitervereine zum Stopfen benutzt wurden, hundeleer blieben.

»Dieselbe Bourgeoisie« fülle zwar meine Vorlesungen, »aber sie verlangt vom Ochsen nur Rindfleisch«, nämlich »Bosheiten«, wegen deren sie sich den Kraus halte, als »Spaßmacher der intelligenten, neidischen Hof— und Gerichtsadvokaten«. Was für ein trauriges Gewerbe!, bemerkt Großmann schlicht, der wie nur wenige die Unsittlichkeit meiner Existenz erkannt hat. Wie das Glück die Gaben ohne Wahl verteilt: diese Hof— und Gerichtsadvokaten kämen doch mit dem pikanten Inhalt des 'Tagebuch' weit mehr auf ihre Kosten, und selbst die Staatsanwälte halten sich den Großmann nicht! Wie er sich gleichwohl bemüht, mir gerecht zu werden: man denke nur, er war eigens ins Theater gesprungen, aber zu spät gekommen, die »Letzten Tage der Menschheit« waren schon abgesetzt. Und nach ein paar Vorstellungen, also nach mehr, als ursprünglich geplant waren. Hätte er die letzte, die die zwölfte war, erreicht, so hätte er freilich umkehren müssen, weil er keine Karte mehr bekommen hätte. Daß ich zunächst keine weiteren gewünscht habe und solche nur zuließe, wenn es eine Möglichkeit gäbe, die Bourgeoisie von ihnen auszuschließen, muß der Schelm nicht wissen. Daß es mehr für als gegen das Werk beweisen würde, wenn das widerwillig zugelassene Experiment wirklich nur ein paar Mal hätte wiederholt werden können, und daß meine Vorlesungen — und von welcher Art Publikum — gefüllt sind, ob ich nun aus den »Letzten Tagen der Menschheit« lese oder von Großmann, weiß er. Und daß er die Aufführungen der Kunststelle als die Methode bezeichnet, Arbeitervereine »zum Stopfen zu benutzen«, ist bei einem am äußersten Rande der Partei stehenden, gelegentlich ungehorsamen Genossen nicht auffallend. Aber nicht auf der tatsächlichen Lüge, die schließlich auch andere Journalisten treffen, beruht Großmanns Reiz, sondern auf der Verstellung. Nicht daß die »Letzte Nacht« schon nach ein paar Aufführungen abgesetzt werden mußte, sondern daß er es an der Abendkasse erfährt, nachdem er guten Willens hingegangen ist, das ist sein Schmelz. Und darum ist es gut, daß man auch in Berlin den Artikel, wo er ihn entfaltet, kennenlernt. Neu ist, wie gesagt, die Einleitung. Wie schon oft gesagt:

Bekannte aus Wien erzählen mir, der Fackelkraus habe wieder ein halbes Heft gegen mich zusammengestichelt.

Ich durfte also vermuten, es sei durchaus der alte Papierzweig. Das Motiv ist fast so bekannt wie etwa der letzte Abend jenes Rezitators, es ist die Art, wie der Ritter Blaubart die Boulotte am Hof des Königs Bobèche einführt:

»Das ist das sechstmal, was er uns wird erzählen, ist stets dasselbe Einerlei.«

»Ist stets dasselbe Einerlei.«

»O ich kenne diesen Mann.«

»Majestät! —« »Nun wohlan!«

»Hört ihn an!«

»Wieder mal ist es gekommen,

Daß ein Weib ich mir genommen.«
»Das hat er uns schon oft gesagt.«
»Nach ehrwürdig alter Sitte
Meld' ich dies in eurer Mitte.«
»Das hat er uns schon oft gesagt.« ...
»Euch nun stell' ich vor das holde Wesen,
Das für diesmal ich mir auserlesen.«
»'s ist schon gut, Euch nicht plagt.«
»Das hat er uns schon oft gesagt.«
»Versammelt hier in diesem Saal,
Habt Ihr's schon oft gehört, so hört es noch einmal.
»Tralalala ... «

Aber da er Charme hat, wirkt's doch immer neu. Oh auch dies:

Mit dem Fackelkraus von Berlin aus zu polemisieren, ist ein Vergnügen. Man bekommt nämlich nie die Antwort zu lesen. Die »Fackel« leuchtet nur bis Meidling oder Floridsdorf. Ich *könnte mir ja mit beharrlichen Anstrengungen* eines der roten Klatschhefte anschaffen, aber dazu fehlt mir der Impuls.

Wart Herzerl, wozu sich anstrengen, ich könnte ja — damit er nicht immer nur auf die doch ungenauen Informationen der Bekannten aus Wien angewiesen ist — ihm die Beschaffung der Fackel erleichtern, indem ich ihm die Hefte, in denen etwas über ihn steht, (also jedes) zuschicken lasse, aber selbstverständlich nur gegen Revanche, das heißt wenn er sich verpflichtet, mir dafür nicht das Tagebuch' zu schicken. Er meint indes, er halte es auch so aus, mit den Jahren verliere sich bei ihm die Empfindlichkeit für Lob und Tadel, Beschimpfung und Huldigung. (Interessante Leute müssen das sein, die Großmann huldigen.) Mein Geschrei, nachdem er mir auf den Fuß getreten ist, sei ihm ziemlich gleichgültig, sagt er.

Der Fußtritt kann nötig sein, bei dem Geschrei mich aufzuhalten, ist überflüssig.

Merkwürdig, daß er's trotzdem tut und ohne doch vom Geschrei mehr gehört zu haben als was die Bekannten ihm zutragen, und daß doch eigentlich die Fußtritte nur die Antwort auf das Geschrei sind. Und daß er sich gar entschließt, von Berlin aus zu polemisieren. Es ist eben, wenngleich überflüssig, ein Vergnügen. Und gerade weil man ohne Grundlage arbeitet. Denn es muß rein so sein, daß er dort nie die Antwort zu lesen bekommt, nämlich das Geschrei, und immer nur das, was den Fußtritt nötig gemacht hat. Er bekommt dort offenbar stets das vorhergehende, aber nie das nächste Heft zu Gesicht. Die Fackel erscheint eben unregelmäßig.

Übrigens könnte ich den kleinen Kraus zugrunde richten.

Wie? Weiß er am Ende etwas auf mir, während ich es doch stets ablehnen würde, ihm anders denn als unersättlicher Betrachter einer künstlerischen Gestalt gegenüberzustehen? Nicht doch, er meint materiell. Wie denn? Er wird doch nicht wie damals, als er meine Bekanntschaft anknüpfte —? Nicht doch:

Ich nehme an

— was also nimmt er an? Nicht das, was man annimmt, was einer seiner Gegner angenommen hat, was er — vor einem Ehrenrat — nicht beweisen konnte und was gegenüber dieser Fülle von Eigenart zu vermuten, die ganz bestimmt weitab von allen Normen der journalistischen Korruption wirkt, etwa an den Versuch denken läßt, den Nestroy so unvergeßlich mit dem Wort bezeichnet hat: »Das ist g'rad so viel, als wenn man einem Walfisch eine Biskoten gibt!«. Also keine Spur, sondern er nimmt bloß an, daß ich auf seinen in Wien er-

schienenen Aufsatz über den Papierzwerg »in einem Buch geantwortet« habe. Wie er das erraten hat! Fast ist es so und in einem Epigramm habe ich mich ganz zu dieser Möglichkeit bekannt. Aber wie sollen sich die Berliner Leser da auskennen, wenn sie hören, der Papierzwerg sei schon erschienen, und es sich doch herausstellt, daß er nun erst folgt? Und wieso richtet er mich zugrunde, wo er mich im Gegenteil doch belebt?

Da ich Niemanden auftreiben kann, der die Geduld hatte, diese nichts—als—nur—persönlichen Sticheleien zu Ende zu lesen, so würde ich durch eine lange detaillierte Antwort eine Serie von Fackelbänden heraufbeschwören. Diese Bibliothek könnte aber höchstens zwei Leser finden, den Fackelkraus selbst, und mich (wenn ich nicht von so niedriger Dickhäutigkeit wäre).

Und nun charakterisiert er diese Sticheleien des Näheren, erwähnt sogar das Pathos am Schluß, das er freilich mit dem des Moriz Benedikt vergleicht. Immerhin besteht doch der Verdacht, daß er den Aufsatz kennt, daß dieser noch einen zweiten Leser außer mir gefunden hat, der sich nur schnell durch die Klammerbemerkung von dem ausgerutschten Geständnis entlasten wollte, durch die »niedrige Dickhäutigkeit«, die indes auch wieder ausgerutscht sein dürfte. Aber wenn er sagt, daß er sonst niemanden auftreiben kann, so treibt er über. Daß er sich sehr bemüht haben wird, glaube ich ja nicht. Doch es haben ohnedies so viel Leute in Berlin den Aufsatz »Großmann« gelesen, daß der Schwindler sich eben genötigt sah, an Ort und Stelle etwas zu unternehmen, wenngleich nur den Versuch, sie mit dem bereits abgestunkenen Angriff hineinzulegen. Ja, wiewohl ich weiß Gott nichts dazu tue, daß die Fackel über Meidling oder Floridsdorf und selbst nur bis dahin gelangt, gibt es doch Menschen in Deutschland, die den Fall ganz genau kennen, und einer, der den Erstdruck des Papierzwergs in Breslau las — was doch gewiß kurios ist — schrieb dem Schöpfer seine Zustimmung, denn er habe nun exemplarisch dargestellt, daß es die Art der Zwerge sei, Riesen zu ihresgleichen herabmindern zu wollen. Aber das kommt wieder nur von der unregelmäßigen Expedition. Der eine liest die Fackel, der andere nicht. Den letzten Aufsatz hat nicht einmal der, den er zunächst betraf, zu Gesicht bekommen, und er hat sich vergebens bemüht, einen andern Leser aufzutreiben. Wiewohl also der Aufsatz in Berlin nicht die geringste Spur hinterlassen hat, tut Großmann ein Übriges und nimmt von ihm Notiz. Ist das eigentlich klug? Die Fackel hat in Berlin keine Leser, eben diese merken, daß Großmann ihnen alten Dreck vorsetzt, und beginnen auch dem 'Tagebuch' zu mißtrauen, dessen ahnungslose Freunde jedoch auf die Fackel erst aufmerksam gemacht werden. Das ist doch eigentlich Opfermut, so shylockisch auf dem eigenen Pfund Fleisch zu bestehen; er richtet sich zugrunde. Aber wie er mich zugrunde richten könnte, hat er eigentlich noch immer nicht erklärt, und die Kausalität zwischen dem Umstand, daß er keinen Leser der Fackel auftreiben kann, und der Serie von Fackelbänden, die erscheinen wird, ist just auch nicht einleuchtend. Sie ist höchstens in schlechtem Deutsch begründet. Er wollte wohl sagen: eine lange Antwort von ihm würde eine Serie von Fackelbänden heraufbeschwören, und dies wäre, da sie außer mir und ihm niemand liest, ruinös für mich. Wie er irrt! Abgesehen davon, daß ich im Gegensatz zu ihm seine Antwort wirklich nicht brauchen würde, um Fackelbände mit der Betrachtung seiner Eigenart zu füllen, ahnt er gar nicht, wie dankbar ich ihm für jedes Stichwort bin. Und dabei denke ich nur an die Befriedigung, die mir selbst das Schaffen an seiner Gestalt bereitet. Es ist ein Nirwana—Erlebnis. Abgelenkt von allem Irdischen, nehme ich bei dieser Versenkung in das Nichts auf die Leser nicht die geringste Rücksicht. Wenn er aber wüßte, wie sie — und es finden sich immer mehr als zwei

— gar nicht genug Großmann kriegen können, er würde größenwahnsinnig. Ich habe jetzt zweimal das Epigramm »Großmann« aus dem Manuskript vorgetragen. Der Titel ist mit der ersten Zeile in unlöslichem Zusammenhang. Kaum hatte ich jenen gesprochen, zerriß mir diesen ein Beifallsjubel, wie ich ihn selten gehört habe. So populär ist er; so habe ich schon meine Entrückung auf meine Hörerschaft übertragen. Sie machen Nirwana mit; sie versenken sich alle. Er war bisher ein kleiner Zeitungsfaiseur und ist durch mich eine Figur geworden. Glaubt er, daß ich ihn je verleugnen könnte? Glaubt er, daß wenn ich schon frei von jeglicher Rücksicht auf Leserwünsche bin, mich nicht auch der reine Einklang von Gestalten und Empfangen belebt? Ich kann es ihm sagen, er ist heute ein Schlager. Ich könnte zweitausend Seiten über ihn schreiben und die Leute würden dessen so wenig überdrüssig wie ich selbst, denn sie wissen, wie es erlebt und gemeint ist und daß an seinem schäbigen Anlaß immer von neuem eine Welt erscheint. Und dazu muß man noch sagen, solche zwanzig Seiten spannendster Romanlektüre *sind* zweitausend. Wenn man ihn reden hört, würde man glauben, ich überschätze ihn und weil er ja tatsächlich eine Null ist, müßten zwanzig Seiten, die von ihm handeln, breites Geschwätz sein und alles ließe sich in zwanzig Zeilen sagen. Immer weist er ja darauf hin, er habe nur so wenig über mich geschrieben und ich um so viel mehr über ihn. Aber in Wahrheit sind seine zwanzig Zeilen breites Geschwätz und meine zwanzig Seiten von einer Knappheit, von der man kein Wort wegnehmen könnte. Mehr als das Skelett der Sprache gebe ich ja nie, da sind wirklich nur noch Knochen und durchsichtige Haut, kein Fett, nichts zum Anhalten wie bei üppigen Naturen seinesgleichen. Hätte er sich nicht durch den launigen Einfall, daß ich wegen gewisser Lokalverdienste ein »Ehrengrab der Stadt Wien« verdient habe, engagiert, er könnte einst den hageren Leib meiner Sprache schänden, wiewohl sich ihm der Eindruck des Gespenstischen, Entsetzlich—Unsterblichen doch schon heute aufdrängen muß. Ja, sie war die erste, die in der Literatur den Mut zur Magerkeit hatte. Und sie bedarf nicht einmal der Nahrung des Stoffes, sie lebt und produziert ganz aus sich selbst heraus. Ob Großmann »antwortet« oder Sprung nach Wien macht, das ist ihr gehupft wie gesprungen; wenn sie bloß an ihn denkt, lebt sie. So wird man achtzig Jahre. Mache er sich darum keine Sorgen wegen der wirtschaftlichen Situation der Fackel. Nie werde ich genötigt sein, den Kommissionär des 'Tagebuch' um Anschluß und Verbreitung anzuschnorren. Das macht sich alles von selbst, ich singe wie der Vogel singt, wem auch kein Lustig—Lied ist und obgleich mir kein Bosel einen goldenen Käfig baut. An Stoff fehlt's nicht, wenn nur Großmann gesund bleibt und so alt wird wie ich. Mit zwanzig Kronen hat unsere Beziehung begonnen, mit zwanzig Seiten wird sie nicht enden. Er sollte jene, valorisiert, dem Fonds für ein ihm bekanntes Grab zuwenden. Oder doch nicht; ich sehe ihn nicht gern an Gräbern. Sein Blick ist Schändung; verunehrt Tote um die Nachkommen zu kränken, oder selbst ohne ersichtlichen Zweck. Hat den Leichnam einer jungen Schauspielerin entblößt und den einer alten beschimpft. Nein, wir wollen die Toten ruhen lassen und uns wechselseitig beleben. Ein Bekannter, der beim Anblick der zwanzig Seiten fast so erschrak wie Großmann selbst und es gleichfalls für zu viel zu halten schien, fragte. »Warum pracken Sie den nicht mit ein paar Tatsachen nieder, zum Beispiel mit der Darstellung seines Benehmens gegen den armen Altenberg und dessen Bruder?« »Weil ich mir ihn erhalten will!«, sagte ich. »Ich will gegen Großmann nichts anderes beweisen, als was er selbst behauptet. Weitere Tatsachen wären eine unwillkommene Draufgabe für den Fall, daß er sich durch eine Wiederholung dessen, was er selbst erzählt, beleidigt fühlen sollte. Aber auch dann würde ich so lange als möglich versuchen, durch seine

Persönlichkeit auf die Richter zu wirken. Als der verstorbene Graf Szögyenyi, österreichischer Botschafter in Berlin, seiner Gattin zum erstenmal in Rom die Peterskirche zeigte, soll er mit einer überzeugenden Handbewegung ausgerufen haben: Irma ich bitte! ... So würde ich auf Großmann zeigen; dies wäre mein Wahrheitsbeweis.« Glaubt er, daß eine irdische Rücksicht mich abhalten könnte, ihn auf meine Art zu betrachten? Ein Augenblick gelebt im Paradiese, na und so weiter und in erotischen Dingen entscheidet kein Sachverhalt, sondern die Vision und wenn man mir auch hundertmal sagte, daß an Großmann eigentlich nicht so viel dran sei. Man kann für ihn zugrundegehen. Aber ihn zugrunderichten wie er den kleinen Kraus? Wovon sollte der dann leben? Hat sich stets mit Kleinigkeiten abgegeben, mein Herrgott: bekennt er im Gegensatz zu jenem Bösewicht, in den Großmann allmählich hineinwächst. Doch um zu malen, was er nur getan hat, genügt mir der Sarah Bernhardt—Artikel. An Gräber führe ich ihn nicht gern, da ist er mir antipathisch. Er ist Bonvivant, Schwerenöter, Herzensdieb, er spielt sich jetzt ins ältere Fach hinüber und es besteht alle Aussicht, daß er unverwüstlich ist, indem es selbst mir nicht gelingen würde, ihn zu verwüsten. Da er als Durchschnittsjournalist Bericht und Ereignis raummäßig vergleicht, muß es ihm wie dem Durchschnittsleser auffallen, daß ich an so wenig so viel wende. Wie diese Dinge um das Künstlerische und um das Thematische noch immer mißverstanden werden! Ich habe unzählige Seiten gegen Maximilian Harden geschrieben, ich könnte sie nie zu einem Band vereinigen, denn dies Angriffsobjekt hat zwar ein weit größeres Format als der Stefan Großmann, aber es bliebe doch immer nur Herr Maximilian Harden, den es wirklich überschätzen hieße. Der Stefan Großmann ist viel kleiner, aber »Großmann« gibt es und »Harden« gibt es nicht. Jenen konnte ich machen, diesen nur erledigen. Es kann kein Buch Maximilian Harden heißen, das wäre Überschätzung, und es gibt keines, das Harden heißt. Es kann umsoweniger eines geben, das Stefan Großmann heißt, aber ich brauchte überhaupt nichts anderes zu schreiben als Bücher, die »Großmann« heißen, und alles wäre darin enthalten. Wäre die Quantität des Geschriebenen von der des Beschriebenen bestimmt, welches der heutigen Objekte wäre denn dann nicht überschätzt? welchem der Vertreter des geistigen Übels widerführe nicht schon mit einer Seite »zu viel Ehre«? Zwanzig über Großmann — das ist vorweg so absurd, daß auch der stupideste Betrachter der Dimension dahinter kommen müßte, es bedeute doch etwas ganz anderes. Nein, dies Maß findet in meiner Art, die Dinge zu sehen, keine Anwendung. Wohl aber gebe ich zu, daß auch der künstlerischen Reaktion auf die Erscheinungen der Wirklichkeit noch andere Methoden offen sind. Vom Standpunkt des rein stofflichen Interesses würden alle Äußerungen, Handlungen und Sprünge, die Großmann je unternehmen könnte, zusammen kaum zehn Fackelzeilen einer Antwort und Würdigung wert sein, das gestehe ich ohne weiters zu. Aber auch künstlerisch gibt es ein abgekürztes Verfahren, das ich zwar im Satzbau betätige, aber nicht mit der summarischen Endgültigkeit, die sich bei dem Ausspruch beruhigt und nicht mehr um die fortwirkende Realität bekümmert. Das ist Natursache und ich beneide die Temperamente, die solcher Schöpfung ein für allemal fähig sind. Es entstehen Worte, die ihre Bündigkeit dann für ein Jahrhundert bewähren und, wiewohl auf mündliche Überlieferung angewiesen, den Anlaß so überdauern wie nur das geistigere Werk sprachlicher Gestaltung, das von solchen Ephemerem angeregt ist. Die Aufforderung des Götz von Berlichingen, gewiß ein anschauliches Beispiel einer abgekürzten Polemik, mag, als sie das erstemal im Leben gesprochen wurde, so lebendig gewirkt haben wie sie im Sprachmilieu der Dichtung wirkt und wie sie im heutigen Leben zu einer konventionellen Redensart erstarrt ist. Ich

wäre einer so persönlichen Anleitung im Verkehr mit Großmann nicht fähig. Ich hab ihn gern, er soll mich auch gern haben, aber so würde ich's doch nie sagen. Und was wäre es auch gegen die schlichte Aufklärung, die jener urwüchsige Wiener Komiker (dafür allein schon ein Prominenter) dem am äußersten Rande der Volksbühne stehenden Großmann erteilt hat als Antwort auf dessen kategorische Behauptung, er sei der Direktor und müsse als solcher respektiert werden. »Was san Sö? a Direktor — ?« Doch kein solcher Negierer wie ich, belehrte er ihn nicht nur, daß er es nicht sei, sondern sagte ihm auch, was er sei. Und traf den Nagel auf das Gegenteil.

Inschriften

GROSSMANN

—schon allein der Titel
ist doch ein Romankapitel.
Sag nicht, daß es zu viel Ehre
für den Namensträger wäre.
In naturgedrungenen Sätzen
ist nicht Raum fürs Überschätzen.
Leser, die am Stoff verweilen,
schreckt zuweilen der Geruch.
Stefan Großmann — nicht zehn Zeilen!
Großmann — mindestens ein Buch!

SATIRISCHES BETRACHTEN

Und wie ich passe und wie es mir paßt,
und wie es sich wendet, es fesselt mich nur,
ich folge der Spur und mich reizt der Kontur
und wie mein Blick das mich Fassende faßt,
und wie es lockt und ladet zu Gast,
sie läßt mich nimmermehr los die Figur
und es drängt die Natur zu der Halbnatur,
und ich fühle, ich bin in sie verhaßt.

IM FÜNFUNDZWANZIGSTEN JAHR

Sollt' ich nicht endlich meinen Angriff dämpfen?
Feige ist gegen Wehrlose kämpfen.
Mir zu Leibe zu gehn, hemmt sie fremde Gewalt.
Und zu Geiste: die eigene Mißgestalt.

Gottfried Keller: Vom Niederreißen

(»Der grüne Heinrich«)

Es gibt eine Redensart, daß man nicht nur niederreißen, sondern auch wissen müsse aufzubauen, welche Phrase von gemütlichen und oberflächlichen Leuten allerwegs angebracht wird, wo ihnen eine sichtende Tätigkeit unbequem entgegentritt. Diese Redensart ist da am Platze, wo obenhin abgesprochen oder aus törichter Neigung verneint wird; sonst aber ist sie ohne Verstand. Denn man reißt nicht stets nieder, um wieder aufzubauen; im Gegenteil, man reißt recht mit Fleiß nieder, um freien Raum für Licht und Luft zu gewinnen, welche überall sich von selbst einfinden, wo ein sperrender Gegenstand weggenommen ist. Wenn man den Dingen ins Gesicht schaut und sie mit Aufrichtigkeit behandelt, so ist nichts negativ, sondern alles ist positiv, um diesen Pfefferkuchenausdruck zu gebrauchen.

Notizen

Der sich erinnernde Löwy weiß von »Nestroy im Burgtheater« zu berichten, daß Kainz als Zwirn »eine seiner köstlichsten, wienerischsten, von tausend Humoren erfüllten Gestalten schuf«, wiewohl es bekanntlich keine peinlichere Tatsache der Theatergeschichte gibt als Kainz' Verkleidungen ins Wienerische, unter denen allerdings der Valentin den Vorrang sensationeller Humorlosigkeit behauptet hat. (Nebenbei: der Herr Treßler als Weinberl muß ja ein Hauptjux sein; wollte ich mir den machen, hineinzugehen, es könnte eine ziemlich ernste Angelegenheit werden, höchstens aufzuheitern durch seinen Plan, auch den Fiesco zu spielen. Er scheint von dem Umstand, daß auch Kainz ein unmöglicher Weinberl gewesen wäre, seine Möglichkeit als Fiesco abzuleiten.) Von Raimund im Burgtheater weiß der sich erinnernde Löwy, daß dort der »Verschwender« im Repertoire steht und für Girardi »die Aufführung des 'Alpenkönig und Menschenfeind' beabsichtigt war«; daß aber mit ihm der »Bauer als Millionär« aufgeführt wurde, weiß er nicht. Von Nestroy sagt er: er »hatte um so weniger Ursache, das Dichterkraut hochzutragen, als ja, wie bekannt, nahezu sämtliche Possen, die er geschrieben, nach französischen Vorbildern entstanden sind«; dies zum Abschluß eines Geschwätzes über die Parodie »Weder Lorbeerbaum noch Bettelstab«, deren Ausklang er wie folgt zitiert:

Ein steiler Felsen ist der Ruhm,
Ein Lorbeerbaum wächst drauf,
Viel' kraxeln drum und dran herum,
Doch wenige kommen 'nauf.
Darneben ist ein Präzipißeß,
's geht kerzengrad hinab.
Es heißt: der Bettelstab.
Wer nicht enorm bei Kräften is,
Soll nicht auf'n Felsen steigen,
Er rutscht und fällt ins Präzipißeß,
Viel Beispiel' tun das zeigen.

Die Mittelstraßen ist ein breiter Raum,
Die führt kommod talab,
Es wächst zwar drauf kein Lorbeerbaum,
Doch auch kein Bettelstab.

Die Interpunktion ist hier verbessert, aber die Übersetzung von Präzipið in Bettelstab beibehalten.

Es heißt: — der Bettelstab

Der öde Überraschungsgedankenstrich ist eigentlich ganz am Platze. Nicht der Abschreiber und keiner seiner Leser hat gemerkt, daß eine Verszeile fehlen muß:

Da drunt' ein Holz zu finden is,

denn weder der Unsinn fällt ihnen auf noch das Geklapper. Aber da Nestroy bekanntlich »bis zum Lorbeer sich nicht versteigt« und nicht die geringste Ursache hatte, das Dichterhaupt hochzutragen, so versschlägt es für sein Andenken wenig, daß im Spülicht der Zeitung ein Gedicht von ihm untersinkt, wenn ich nicht zufällig um die Rettung bemüht bin. Es gibt keine Instanz, die jene zwingen könnte, in einem solchen Fall zu berichtigen, der doch auch viel zu unerheblich ist, um es freiwillig zu tun, und der Löwy hat hier kein Interesse, sich zu erinnern.

* * *

Herr Salten überträgt seinen dumpfen Groll gegen mich auf Nestroy, ist aber wohl auch durch eine feine Charakteristik, die Alfred Polgar gelegentlich der Burgtheateraufführung des »Jux« schrieb, gereizt:

Man will Nestroy nicht sterben lassen, weil noch manches an ihm lebendig ist.

Wirklich eine übel angebrachte Humanität.

Auch weil die älteren und die alten Herren unter den Wienern bedingungslos daran festhalten, daß er noch lebt. *Allein, sie irren sich. Er lebt nicht mehr.*

Aber doch manches von ihm?

Sie können sich nur so gut erinnern, ihn einst, an längst versunkenen Theaterabenden, als scharfes Lebenselixier verspürt zu haben. Und ihre Erinnerung spielt mit, wenn man heute Nestroy spielt.

Ja wieso denn? Ich bin in den vierziger Jahren fast nie ins Theater gegangen und habe später nicht so viele anständige Nestroy—Aufführungen mitgemacht.

Ohne dieses starke, aber stark täuschende Hilfsmittel der Erinnerung gewahrt man immer wieder, so oft an einem Nestroy—Stück Wiederbelebungsversuche angestellt werden, daß dieser einst so exemplarisch originelle Dramatiker gerade in seinen wichtigsten Organen abgestorben ist.

Lebendig blieb seine von Geist durchblitzte, von Spott gesalzene, von *Dreh* und Schliff gespitzte Sprache. *Lebendig blieb* sein Tempo, das über alle Hindernisse der Wahrscheinlichkeit, der Zusammenhänge und Motivierung hinwegstürmt, das früher einmal hinreißend gewesen sein muß, das *heute jedoch an uns vorbeibläst.*

Und blieb dennoch lebendig?

Aber die Handlung seiner Possen ist tot. Tot sind seine Konflikte, seine Situationen und seine zu Puppen erstarrten Figuren.

Wäre es nicht das Endgültige über Nestroy, so würde ich dem Herrn Salten raten, in eine meiner Vorlesungen zu gehen, da wird er sich schon überzeu-

gen, wie lebendig Nestroy ist. Er schöpft sein Urteil aus dem Eindruck der Burgtheateraufführung, die er aber »sympathisch« und deren Treßler er »späßig« findet. Da kennt man sich so wenig aus wie Herr Salten. Viel freundlicher steht der Herr Decsey Nestroy gegenüber, aber auch die Burgtheateraufführung findet er überaus echt. (So daß ich mich vielleicht doch, wiewohl mir der »Jux« weniger sympathisch ist, zur Wiederbelebung entschließen werde.) Jeder rede dort

wie ihm der Schnabel wuchs (bis auf Herrn Treßler, dessen Weinberl kein Wiener ist).

Aber er ahnt wohl nicht, daß er in diesem Imperfektum eine Nestroy—Wendung zitiert (und damit wohl insbesondere das Wienertum des Herrn Treßler trifft). Denn so ziemlich Alles sei im Burgtheater »echtes, echtestes Wien« gewesen.

Die Komödie hat den Ton der Selbstironie, gewährt eine reizende Modenschau, deren Rahmen Remigius Geyling schuf, *kurz*, man fühlte sich im Burgtheater *wie zu Hause*. Man darf einmal lachen.

Decseys scheinen also echtes Wienertum und eine Modenschau im Hause zu haben, und außerdem herrscht dort Selbstironie und man lacht einmal. Während jedoch Salten mehr gehässig feststellt, daß Nestroy nicht mehr lebt, meint Decsey, man freue sich, daß Nestroy schon tot ist; denn sonst hätte er nicht im Burgtheater aufgeführt werden können. Aber man sollte meinen, daß dieser Umstand eher danach angetan sei, das Bedauern darüber, daß Nestroy schon tot ist, zu vermehren.

* * *

Die in Nr. 608 — 612 enthaltene Programm—Notiz zum »Lumpazivagabundus« ergänzend, vergegenwärtigt nachträgliche Erinnerung das Bild des echtsten Knieriem, den der Verfasser vor etwa zwei Jahrzehnten in einem Sommertheater gesehen hat: des Nestroyspielers Oskar *Sachs*, dessen Wucht und Fähigkeit, aus dem Satzbau als Gestalt hervorzutreten, beträchtlich ist und seit dem Hinweis in »Nestroy und die Nachwelt« in eben deren Theater-niederung noch mehr verkannt und vergeudet wurde. (Oder eigentlich: die Vorstellung seiner Kongruenz mit der Gestalt des Knieriem war stärker als die Erinnerung, ihn auch als diesen gesehen zu haben.) Der Nachtrag ist doppelt geboten in den Tagen des Burgtheaterjuxes (von dem Schauderdinge erzählt werden) und da der Unfug der Maskerade eines Schusters, hinter dem sich die Frau Niese verbirgt, wieder einmal gewagt, ja durch die Damen Leim und Zwirn vervollständigt wird und Opersänger in einer nicht vorkommenden »Konzertszene« auftreten. Daß eine so schundige Zeit kein vollwertiges Theater erschaffen kann, ist begreiflich. Aber daß sie auch die spärlichen Reste von Wert und Eigenart nicht achtet und daß zum Beispiel keine Bühne nach dem von mir entdeckten und erweckten Meisterstück »Eine Wohnung zu vermieten« (mit Sachs als Cajetan) langt, scheint schon eine Anstrengung der Wurstigkeit zu bedeuten.

Festsaal des Ingenieur— und Architektenvereines, 30. April, 7 Uhr:

Eine Wohnung zu vermieten in der Stadt, Eine Wohnung zu vermieten in der Vorstadt, Eine Wohnung mit Garten zu haben in Hietzing, Posse mit Gesang in drei Akten von Johann Nestroy. Mu-

sik von Viktor Junk. (Mit den Zusatzstrophen zu dem Entree, dem Couplet und zum Schlußgesang.)

Programm—Notiz wie am 26. Januar.

Der volle Ertrag (inkl. einer Spende von K 100.000): K 3.35.400 für den hungernden Invaliden, der vor dem Verhandlungssaal zusammenbrach, für andere Notleidende, das Kinderasyl »Kahlenbergerdorf« und den Fonds zur Errichtung eines Grabsteines für Peter Altenberg.

Diesem sind zugeflossen: ... = K 7.546.340, c K 660, poln. M 20.500, M 114.076 und schwed. K 10.

Zum Abschluß der Sammlung, der bedauerlicher Weise noch nicht erfolgen kann, fehlen noch etwa zwei Millionen Kronen, deren Bereitstellung aus dem Ertrag der Vorlesungen leicht wäre, aber andere wohltätige Zwecke verkürzen würde. In jedem Fall wird das Programm des 14. Mai den Abschluß der Sammlung mitteilen und bald danach wird die Aufstellung des Grabsteines erfolgen.

Stadtratssitzungssaal, 1. Mai, 6 Uhr (Veranstaltung der Kunststelle):

Der böse Geist Lumpazivagabundus oder Das liederliche Kleeblatt, Zauberposse mit Gesang in drei Akten von Johann Nestroy. Musik von Adolph Müller sen. (Mit den Zusatzstrophen zum Kometenlied.)

Programm—Notiz: Schlußbemerkung vom 5. November.

Der volle Ertrag: K 1.500.000 für den Arbeiterverein »Kinderfreunde« und die »Bereitschaft«.

Kleiner Konzerthausaal, 5. Mai, 7 Uhr:

I. Aus: Rehabilitierung der Justiz, Reglementierung der journalistischen Prostitution. — In diesem Land / Inschriften: Naturgewalt; Habgier und Habgier; Den Monarchisten; Frommer Brauch; Im Zeichen des Kreuzes; Christentum; Bahr am Sonntag / Bunte Begebenheiten. — Mussolinis Bezähmung / Von der Moissi / Für Amateure / Der Berliner in Wien / Goethes Volk / Motivenbericht zur Einführung der Prügelstrafe.

II. Definitionen / Inschriften: Goethe und Hofmannsthal; Thyrsgeri multi ... / Frappante Ähnlichkeit. — Goetheaffen / Inschriften: Der neue Rezitator (mit Vorbemerkung); Der Harden'sche Text; Großmann; Satirisches Betrachten; Im fünfundzwanzigsten Jahr / Das arme Leben / An den Bürger. — Frau Fanto trägt ein Ecu—Creme—Crepe Souplekleid.

III. Traumstück.

Ein Teil des Ertrags — wie 15. Februar —: K 478.205 für einen Notleidenden.

Vor »Der neue Rezitator«:

Mit diesem Epigramm werde ich einem der stärksten künstlerischen Mißeindrücke meines Lebens gerecht, einem Einbruch in meine Abgeschiedenheit und Zurückgebliebenheit, in der ich, so selten zum Glück solche Ausnahmen sind, immer nur staunen kann, was das Ohr dieser Zeit als Musik erträgt, und schaudern ob der Vorstellung, daß es die Empfänglichkeit derselben Jugend ist, die mein eigenes Wort berührt — und würde dieses in fremdem Munde noch so grimmig verstümmelt und entstellt. Wenn ich solcher

Vorstellung physisch beiwohne, so ist's mir, als spielte sich dies alles dreißig Jahre ¹ nach meinem Tode ab, wo der Autor vogelfrei ist; als wäre die Loge das Grab und ich drehte mich schon um wie jene andern, die dem Unglück nicht mehr wehren können. Aber als Toter ermangle ich auch jeglicher Sentimentalität für das aufstrebende Leben und bin pietätlos gegen Beweise der Anhänglichkeit; denn in Dingen der Kunst gibt es nur Würde und Wahrheit. Ich werde diesem Mißeindruck, der mir mit Goethes »Nachtgesang« die Ruhe stört — von einem Körper gespielt, auswendig, nicht inwendig gesprochen —, umso gerechter, als der Anlaß durch ein Mißverständnis, an dem ich leider Schuld trage, an Ausbreitung gewinnt und ich verpflichtet bin, entgegen einer urteilsverirrten Hörerschaft und der sie begleitenden Zeitungskritik zu sagen, daß ich augenblicklich keine ärgere Pein kenne — in Tat und Ruf nicht — als diesen Ohrensall »froher Abende mit bitteren Einschlügen«, dieser letzten und unbedingt letzten Abende, die tagtäglich von noch einem Abend und noch einem letzten Abend und noch *zwei* Abenden und *noch* zwei Abenden und dann noch zwölf Abenden gefolgt sind.

Ebenda, 12. Mai, 7 Uhr:

I. Thomas Carlyle: Die Monarchisten / Lionardo da Vinci: Prophezeiung. — Christentum / Das Schandmal / Inschriften: Frommer Brauch; Im Zeichen des Kreuzes; Standpunkt gegenüber der Revolution; Die Kriegsgurgel; Derselbe; Österreichs Pietät; Wilhelm; Schluß! — Die unser Heiligstes besudeln dürfen / Der Berliner in Wien / Spiegelung. — Goetheaffen / Bunte Begebenheiten. — Das Ehrenkreuz / Kreuzbrav.

II. Michi / Der Titel / Die 'Bohemia' / Kunstleben in Prag / Selbsthilfe / Das ist Verderbtheit / Wiener Faschingsleben 1913. — Ein Separée—Abenteuer

III. Definitionen / Inschriften: Legende; Der Wechselbalg; Der Kampfhahn; Theaterkritik; Wiedergeburt; Der neue Rezitator; Im fünfundzwanzigsten Jahr; Der Grund / in diesem Land / Das arme Leben / Offenbach / Jugend / Todesfurcht.

Ein Teil des Ertrags — wie 5. Mai —: K 272.050 für eine Notleidende.

Dem Grabsteinfonds sind zugeflossen: ... = K 7.974.340, c K 664,5, poln. M 20.500, M 114.096, schwed. K 10 und Lei 20.

Die Sammlung wird nicht am 14., sondern erst am 19. Mai abgeschlossen.

Mittlerer Konzerthausaal, 14. Mai, 7 Uhr:

I. Er wird frech. — Peter Altenberg / Inschriften: Habgier und Habgier; Naturgewalt / An den Bürger / Inschriften: Den Monarchisten; Wilhelm; Schluß I; Die Psychoanalytiker; Großmann; Satirisches Betrachten; Der Grund; Bahr am Sonntag; Goethe und Hofmannsthal. — Die katholische Kirche spitzt auf Friedell. — Szenen: Elfriede Ritter / Kriegsarchiv / Erzherzog Friedrich / Bei Udine / Armeeoberkommando.

II. Brunnenvergiftung.

III. Vor einem Springbrunnen / Als Bobby starb / Traum / Unter dem Wasserfall / Nächtliche Stunde / Der Bauer, der Hund und der Soldat / Der sterbende Soldat / Der tote Wald / Die Raben / Die weiblichen Hilfskräfte / Zum ewigen Frieden.

¹ In Deutschland sind es heute 70 Jahre, weshalb meine KK—Texte seit 2007 im Internet verfügbar sind.

Ein Teil des Ertrags — wie 12. Mal —: K 309.800 für eine Notleidende.

Kleiner Konzerthausaal, 19. Mai, ½ 4 Uhr:

Shakespeare, Die lustigen Weiber von Windsor, nach der Baudis-
sin'schen Übersetzung (Schlegel—Tieck) bearbeitet vom Vorleser.
(Begleitung: Viktor Junk).

Programm-bemerkung wie bei den früheren Vorlesungen.

Der volle Ertrag — zu ermäßigten Preisen — : K 443.900 für die Verpfle-
gung der Zöglinge des Blindeninstitutes (II. Wittelsbachstraße 5). Dem Grab-
fonds sind zugeflossen: ... = K 9.339.340, c K 664,50, poln. M 20.500, M
114.096, schwed. K 10 und Lei 20 (Eine Sammlung im Auditorium vom 14.
Mai hatte K 1.085.000 gebracht).

Das Ergebnis (mit dem Erlös aus fremden Valuten = K 1.948.927) ist so-
mit: K 11.288.267. Die Sammlung wird abgeschlossen, allen Spendern Dank
gesagt und der etwa notwendige Restbetrag vom Erträgnis der Vorlesungen
beigestellt.

Seit dieser Vorlesung sind noch dazugekommen: Für ein Altenberg—Au-
togramm (Brief über Joza Uprka in Nr. 60 der 'Fackel') aus dem Besitz der
Frau Marie T. K 750.000, vom Ertrag der Vorlesung 30. April K 735.400 und
Spenden (mit fremden Valuten) von K 86.556, so daß bis zur Drucklegung die-
ses Heftes die Gesamtsumme K 12.860.223 beträgt.

* * *

Zu der Notiz auf S. 154 des letzten Heftes ¹ sendet der Bezirksrichter
Dr. Robert Nehoda, der jene Hungernde freigesprochen, aber die telephoni-
sche Mitteilung ihrer Adresse dem Verlag der Fackel versagt hat, eine Zu-
schrift, in der er ausführt, daß »der Sachverhalt der dort geschilderten Bege-
benheit nicht ganz richtig wiedergegeben« sei.

Ich verhandelte am betreffenden Tage im 1. Stockwerke, als der
Kanzleibeamte in den Verhandlungssaal kam und mir mitteilte,
eine Dame wünsche mich dringend telephonisch zu sprechen. Ich
eilte ins Telephonzimmer, setzte die Hörmuschel an das Ohr und
vernahm eine Damenstimme, die sich mit »Hier Karl Kraus« vor-
stellte, ich konnte selbstverständlich nicht ahnen, daß Karl Kraus,
den ich doch so oft bei Vorträgen sah, eine Dame sei, ich erwiderte
daher, daß ich einen Karl Kraus nicht kenne. Erst im Laufe des
Gespräches entpuppte sich die Dame als der Verlag der Fackel, da
mußte ich ihr natürlich sagen, daß ich momentan nicht in der
Lage sei, ihr die Adresse der Serafine P. mitzuteilen, denn erstens
bin ich bei Verhandlungen, zweitens habe ich den Akt nicht.

Das ist gewiß eine recht launige Schilderung, deren Konklusion aber nicht
ganz einleuchtet und die (selbst wenn ihr die Verlagsbeamtin zustimmte, die
ihre Darstellung aufrecht hält) keineswegs bestreitet, daß Herr Dr. N. gesagt
hat, er könne »nicht jeder Zeitung telephonisch Auskunft geben«. Aber die
Verlagsbeamtin stellt auch den Wunsch, den Richter »dringend« zu sprechen,
in Abrede und sagt, sie habe dem Kanzleibeamten, der den Herrn Rat, »so-
fort« rufen wollte, ausdrücklich bedeutet, man möge ihn nicht stören, nicht
aus der Verhandlung rufen, sie werde später wieder anfragen. Der außeror-
dentlich höfliche Beamte bestand darauf: Dr. N. werde »sofort« zum Telephon
kommen. Nur jenem gegenüber habe sie den Namen, zur Verdeutlichung des
wiederholt genannten »Verlags der Fackel«, ausgesprochen, dem Richter —

¹ Seite 104 in dieser Ausgabe

das wisse sie ganz bestimmt — sich nur als Verlag vorgestellt; der Eindruck des »Hier K. K.« gehe offenbar auf die Mitteilung des Beamten zurück. (Es wäre durch Nervosität ja gewiß ermöglicht.) Des weiteren stellt Herr Dr. N. den Vorgang bei der Aktenbehandlung dar.

Dieser Vorgang dauert *längere Zeit*, denn bei der Überbürdung der Gerichte, habe ich doch 120 — 150 Verhandlungen in einer Woche, ist es nicht anders möglich. Abgesehen davon hatte ich ja damals keine Ahnung davon, daß die Zeitungsnotiz über den Fall P. einen derartigen Erfolg haben wird, denn ich *bekam aus Schweden und sogar aus Amerika Spenden für Frau P.*

Diese Mitteilung ist überaus dankenswert, wengleich die Ahnungslosigkeit über die Wirkung einer Aktion, die doch erst durch Erkundung der Adresse wirksam wurde, eigentlich als Grund für die Verzögerung der Auskunft nicht ganz plausibel ist. Aber Herr Dr. N. meint:

Wenn Frau P. bis zum Zeitpunkte des Erscheinens der Gerichtsaaalnotiz nicht verhungert ist, so konnte sie auf die Unterstützung noch ein, zwei Tage warten.

Das mag sein, ist aber nicht ganz sicher, und die schriftliche Antwort der Gerichtskanzlei, deren umständliches Verfahren ja der Brief schildert, hätte wohl, wie der Richter selbst sagt, »längere Zeit« gebraucht. Trotzdem ist, wenn sie nur auf andere Art erfolgt wäre, die Verweigerung der telephonischen Auskunft keineswegs unerklärlich und selbst die Art der Antwort mit der Nervosität eines überbürdeten Strafrichters durchaus zu entschuldigen. Es besteht nicht der geringste Grund zu einer andern Auffassung, da zwar nicht aus der sachlichen Darstellung des Telefongesprächs, wohl aber aus dem Bemühen, den Fall aufzuklären, die untadelige Absicht des Richters hervorgeht, der seine Zuschrift mit den Worten schließt:

Ich bin stets bereit zu einer Wohltat meine Hand zu bieten und bedauere nur eines, daß ich leider selbst nicht in der Lage bin, mich an derartigen Aktionen materiell zu beteiligen. Ich bitte von diesem Schreiben nach Ihrem Gutdünken Gebrauch zu machen und zeichne mit vorzüglicher Hochachtung Ihr stets ergebener

Dr. Nehoda.

Diese Erklärung berichtigt den Eindruck des telephonischen Gesprächs gewiß noch besser als die tatsächliche Entgegnung und hebt das Urteil, das in der Kontrastierung der Namen der Gesprächspartner gelegen war, auf. Aber auch dem Urteil, das der Richter gefällt hatte, stand ja jener Eindruck so auffallend entgegen. Wie auch vielen der 120 — 150 Urteile, die er in einer Woche zu fällen hat. Was übrigbleibt, ist nur das Befremden, daß ein Staat, der von nichts leben kann als von Kräfteersparnis, immer wieder halbverhungerte Bettlerinnen und Invaliden — einer von diesen ist ebendort kürzlich ohnmächtig vor der Saaltür zusammengebrochen — anklagt, die ein humaner Richter immer wieder freispricht. Allerdings steht der Arbeit, die sich Polizei und Anklagebehörde da machen, die Ersparnis von Kanzleiarbeit und Aktenpapier an den großen Gaunern gegenüber, und die ist dafür enorm.

* * *

Allen Bitten zum Trotz und rein als ob sich der Unglaube gegen das gedruckte Wort zunächst an dem der Fackel bewähren sollte, gelangen Spenden, die den wohltätigen Zwecken direkt zuzuführen wären, nach wie vor an den Verlag oder gar an die Privatadresse des Herausgebers, in gewöhnlichen, manchmal kaum verschlossenen Briefen, deren etwaige Nachsendung nebst

der Verlustgefahr auch die Plage der Verwaltung mehrt. Kürzlich ist ein an eine längst verlassene Wohnung adressierter Brief, halb offen, aus Czernowitz eingelangt, am Ziel enthaltend die Beträge: 20 Lei , 5 c K (veraltet = 4,5), 8000 K und 20 M, welch letzterer die Spesen des Setzens der Ziffer (geschweige denn dieses Satzes) jedenfalls nicht erreicht; als wohlgemeinte Spende für jene Aktion, deren Sammelstelle so oft ausdrücklich mitgeteilt war, und zwar anonym, so daß statt der zeitraubenden Bestätigung durch Brief die kostspielige Publizierung der Tatsache erfolgen muß wie der dringenden Bitte, doch endlich einmal den in der Fackel ausgesprochenen Wunsch zu respektieren und Werke der Nächstenliebe nicht auf Kosten der Zeit und der Geduld anderer Leute zu verrichten. (Und kaum ist dieses Ersuchen in Druck gegangen, läßt derselbe Czernowitzer, auf dieselbe Art, hiermit bestätigte 20 Lei, 2 c K und 100 M nachfolgen, indem er selbst durch die Chiffre »Harthörigy« höhnisch bestätigt, daß er (oder sie) die im letzten Heft, S. 155, ausgesprochene Bitte gelesen hat. Was in Gemütern vorgeht, die sich in einer und derselben Handlung zugleich wohlthätig und lästig erweisen wollen, und was in Gehirnen vorgeht, die bei Anonymität doch nicht einmal den Effekt persönlicher Annäherung erreichen, ist einfach nicht zu verstehen. Die Antwort auf die Bitte und die genaue Mitteilung der Sammelstelle ist »Justament!«. Es gäbe somit gar keinen andern Schutz als die einfachste Art der Verwaltung solcher Gelder: sie dem nächsten Bettler zu schenken.) Mit allem Dank für die freundliche Gesinnung sei auch die Bitte wiederholt, Geldspenden nicht auf den Vortragstisch zu legen. Allen diesen Spendern ist oft genug deutlich gemacht worden, wie sie ihre schöne Absicht, wenn ihnen die Betätigung als solche nicht genügt, mit dem Beispiel der Fackel in Verbindung bringen können, ohne einen kaum vorhandenen Apparat übermäßig in Anspruch zu nehmen. Aber noch wurde nicht zu bedenken gegeben, welche Kosten nebst aller Mühe die Verwaltung fremder Wohlthätigkeit verursacht, da schon die eigene beiderlei Aufwand erfordert. Und bei dieser Gelegenheit sei allen jenen, welche die Notiz auf der letzten Umschlagseite zwar kennen, aber mißachten, gesagt, daß der Glaube, sie gelte nur für alle andern, aber nicht für den, der ihr zuwiderhandelt, ein Irrglaube ist. Sie gilt ganz besonders für solche. Und sie mögen bei einiger Phantasie sich vorstellen, daß, wenn diese Umschlagnotiz nicht in Geltung bliebe, unmöglich auch der Text des Heftes zustandekäme, der ihnen doch den Wunsch eingibt, Manuskripte, Briefe etc. zu senden. Daß die zu jenem notwendige, über alles vorstellbare Maß intensive Arbeit den Empfang von Besuchen ausschließen muß, stößt, weil sie nicht ausdrücklich abgelehnt werden, immer wieder auf Unglauben, anstatt daß der Schluß gezogen würde, es sei so selbstverständlich, daß eine Kundmachung Überflüssig wäre. Kurzum, es ist noch schwerer, als es ist.

* * *

Von Mitte März bis Ende Mai wurden die folgenden Beträge abgeführt:

Dem Haus des Kindes (Porti, Abonnement—Reste, Erlös aus Buchautogrammen, Rezensionsexemplaren, Zeitschriften) K 172.740 und M 2130.

Der Gesellschaft der Freunde durch die Buchhandlung Lányi (für Photographien und Karten) K 196.000.

Dem Verband der Kriegsblinden Österreichs (6. Abrechnung »Das Notwendige und das Überflüssige«) K 144.000.

Der freigesprochenen Frau S. P. anonym K 50.000.

Dem Deutschen sozialdemokratischen Kinderfürsorgeverein, Brünn (Tantiemen der beiden Brünnener Aufführungen der »Letzten Nacht«) c K 1239,88.

Von dem Ertrag der Vorlesungen 30. April, 1., 5., 12., 14. und 19. Mai an die unter den Programm—Notizen angegebenen Zwecke: K 6.439.355

Gesamtsumme seit Mitte Juli (s. Nr. 601 — 607, Nr. 608 — 612, Nr. 613 — 621): K 78,596.153, c K 3097,88, M 11.833, belgische Frs. 5.

In Nr. 613— 621, S. 3, Z. 5 lies statt »Achzigers«: Achtzigers; S. 4, Z. 1 statt »nicht«: nicht; S. 17, Z. 10 v. u. »Jammer,« ohne Komma; S. 33, Z. 1 v. u. statt »eingespielt, hätte«: eingespielt hätte; S. 39, Z. 4 v. u. statt »wems«: wem's; S. 46, Z. 1 v. u. statt »Novembe«: November; S. 57, Z. 14 statt »herunt, das«: herunt' das«, S. 59, Z. 15 »sei,« ohne Komma, S. 67, Z. 8 v. u. statt »hätte;«: hätte,; S. 72, Z. 1 statt »nm«: um; ebda., Z. 19 v. u. statt »Dle«: Die; S. 74, Z. 1 v. u. statt »sichs«: sich's; S. 83, 2. Spalte, Z. 8 v. u. statt »Ursacheu«: Ursachen; S. 85, Z. 9 statt »quaerentes«: querentes; S. 91, Z. 14 v. u. statt »den«: der; S. 94, Z. 21 nach »Ranges«, Z. 23 nach »Befund« das schließende Anführungszeichen; S. 101, Z. 11 v. u. statt »Pressebarberei«: Pressebarbarei; S. 136, Z. 20 statt »genüge«: Genüge, S. 139, Z. 6 statt »ganzen«: Ganzen; S. 163, Z. 6 v. u. nach der Klammer kein Komma; S. 182, Z. 9 v. u. statt »daß«: das; S. 142, Z. 2 v. u. in einem kleinen Teil der Auflage statt »intendiert«: gewollt.

[Anfrage an einen Merker: Warum muß S. 32, Z. 18 »berühmt« ein Druckfehler (statt »gerühmt«) sein?]

In Nr. 608 — 612, S. 65, Z. 9. (gemäß Richtigstellung der Anekdote durch die 'Weltbühne') statt »Matkowsky«: Döring; S. 79, Z. 13 statt »Mensch«: Mörder.

* * *

Immer wieder wird in Briefen aus Deutschland dem Verlag der Fackel berichtet, daß die dortigen Buchhändler nicht wissen, ob und wo diese erscheint. Nun stellt sich heraus, daß sie nicht nur als getreue Exekutivorgane der Erbärmlichkeit des deutschen Literaturwesens, sondern auch unkollegial handeln. Wie das? So: Das 'Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel' bringt nicht nur Inserate über Neuerscheinungen auf dem Büchermarkt, sondern auch von Zeit zu Zeit Buchbesprechungen. Solche läßt es aber nur den ganz besonders berücksichtigungswerten Fällen angedeihen, und zu diesen zählt sonderbarer Weise das »Traumstück«.

Der Herausgeber der Zeitschrift »Die Fackel«, Karl Kraus, ist durch die *verschiedenen Erzeugnisse seiner Muse* dem Buchhandel ein alter Bekannter. Es sei hier nur kurz an die Tragödie »Die letzten Tage der Menschheit« sowie an den »Untergang der Welt durch schwarze Magie« erinnert, ohne die anderen Veröffentlichungen besonders zu erwähnen.

Eine sensationelle Enthüllung. Wie kommt das nur plötzlich? Zum Schluß der Besprechung aber, in der auch die überaus vornehme Buchausstattung »wie bei allen Veröffentlichungen des Verlages 'Die Fackel' in Wien« — also eines alten Bekannten — gerühmt wird, heißt es:

Die *saloppe* Sprache der ebenfalls auftretenden Psychoanalen ist ein *Kabinetstück, geeignet zum Vortrag, jedoch nicht für Backfische*.

Wir wollen hoffen, daß deutsche Vortragsmeister auch vor erwachsenen Damen nicht den Versuch unternehmen werden. In letzter Zeit mehren sich wieder die Fälle und es sei nur jedem der Herren mitgeteilt, daß sie gerichtlich belangt werden, wenn sie ohne Erlaubnis, die aber nicht erteilt wird, es riskieren sollten. Was bewegt jedoch das 'Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel', in der Reihe anderer Bücher das »Traumstück« zu besprechen? In der Einleitung der Rubrik heißt es:

Es ist eine alte Gewohnheit, von Zeit zu Zeit im Börsenblatt über literarische Neuerscheinungen zu berichten, *die nicht reine Berufsfragen berühren,*

(was ja für das »Traumstück« zutreffen mag)

die aber *diesen oder jenen Berufsgenossen in einem andren Licht zeigen.*

Was bedeutet das? Kommt ein Buchhändler darin vor?

Von jeher ist *die Zahl der Buchhändler groß gewesen, die in ihren Mußestunden als Dichter und Schriftsteller auf allen möglichen Gebieten sich betätigten. Nachstehende Zeilen befassen sich mit einer Anzahl von Büchern, deren Urheber Buchhändler sind und daher unsere doppelte Anteilnahme in Anspruch nehmen müssen. Da unter den Buchhändlern viele Dichter gefunden werden, die — nach Matthias Claudius — reine Kiesel sind, an die der schöne Himmel und die schönste Erde und die heilige Religion anschlagen, daß die Funken fliegen, so soll der Reigen mit den schöngeistigen Erzeugnissen begonnen werden.*

Und am Ende heißt es:

Hiermit sei die Besprechung der verschiedenen Bücher, *deren geistige Väter Buchhändler sind und die diesmal keine beruflichen Themen anschnitten, beendet, wobei L. Fuldas Verse den Schluß bilden mögen ...*

Also die deutschen Buchhändler halten mich für einen Buchhändler, der in seinen Mußestunden die »Fackel«, den »Untergang der Welt durch schwarze Magie«, das »Traumstück« etc. schreibt, in welchen Büchern jedoch ausnahmsweise kein berufliches Thema angeschnitten wird. Aber was mit Claudius beginnt und mit Fulda endet, muß sich noch die ernüchternde Aufklärung gefallen lassen, daß mir der Verkauf der Bücher, die mir die deutschen Verleger zusenden, nicht sehr viel Zeit wegnimmt, daß der Ertrag wohltätigen Zwecken zufließt und daß ich eigentlich die ganze übrige Zeit auf der faulen Haut liege und selbst Bücher schreibe. Was ist also eigentlich mein Beruf? Jetzt werden sie sich schon gar nicht auskennen, meine Berufsgenossen.

* * *

Josef Kainz, einer der größten Bühnenredner, war ein zweidimensionaler Schauspieler oder eigentlich nur der der Linie, deren Anmut sich tönend in die Vorstellung eines steigenden Luftfeuers fortsetzte. Wenngleich er kaum in einer seiner Leistungen Ohr und Aug unbefriedigt ließ, unter den vielen schien mir einzig sein Narr im »Lear« die Bühnengestalt nicht zu verkümmern. Vers und Kostüm wie wenige tragend, bot er immer ein Hör— und Schauspiel, aber es war von einem andern Element und in dem der Bühne nur ein Monolog. Freilich, wem sein Richard II. nach Robert und Matkowsky gestaltlos er-

schien, dem mag seine Bühnenfülle vorschweben, wenn er an die Möglichkeit denkt, Herrn Moissi in dieser Rolle zu sehen. Es soll Vortragende geben — ich meine nicht die Herren Wüllner und Hardt —, die, mit einem Buch in der Hand und einer und derselben Stimme eine Bühne herstellen, auf der zwischen Falstaff und Hannele, Lear und dem Knaben Willibald, Nestroys Gundelhuber und Goethes Helena hundert Gestalten dastehen, neben deren in jedem Zug durchcharakterisierten, oft mit einem Laut dargestellten Leben die heutige Bühne leer erscheinen mag. Sie war es auch unter allem Zauber Kainz'scher Rede, und jene haben mehr Recht es zu bezeugen als die Literaten, die bloß keine Ahnung haben von dem, was auf einem Podium geschehen und unterbleiben kann. Jene finden es darum nicht verwunderlich, wenn jetzt einer von diesen erzählt, der große Sprecher, der die Bühne nicht ausfüllte, sei auch von ihr nicht ausgefüllt worden. Die großen Schauspieler wären ja wahrscheinlich alle, wenn sie zu dichten versucht hätten, Dilettanten dieser Kunst gewesen. Der Unterschied zwischen ihnen und Kainz ist nur der, daß sie es nie versucht haben, sich nie dazu versucht fühlten, während, wie uns Herr Glücksmann einreden möchte, das Genie Kainz' eben darin beruht habe, daß ihm der Bühnenberuf nicht genügte und er darum immer wieder zu anderen Künsten und Betätigungen Zuflucht nahm. Es ist geradezu peinlich zu lesen, was da ein falsch Beflissener dem doch von einer Generation geliebten und geehrten Andenken des großen Sprechers von Versen antut, indem er die von ihm verfaßten der Nachwelt mitteilt. Das Unglück, daß Herr Glücksmann in den Besitz der Kainz'schen Manuskripte gelangt ist, bewirkt geradezu, daß man vor dem biologischen Rätsel steht, wie ein Fünfzigjähriger, und hätte nicht seine Zunge, nur sein Ohr in den Herrlichkeiten Goethescher und Schlegelscher Verskunst geschwelgt, von deren Schall weniger als nichts übernommen hat, nein daß ein Erwachsener, und hätte er nie Kainz jene Verse meistern gehört, so etwas niederschreiben konnte wie die Kainz'schen Verse. Sein unbegabtester Verehrer würde es gar nicht fassen, daß solche Lebkuchenreime in einer Zeit, in der Kainz gewirkt hat, entstehen konnten, geschweige denn, daß sie ihn zum Urheber haben. Herr Glücksmann glaubt ihn weiß Gott wie zu verherrlichen, wenn er ihm nachsagt, die wenigen, die er »sich näherkommen ließ« — er hätte auch sie vermeiden sollen —, hätten gewußt, »daß ihm die Bretter nicht die Welt bedeuteten«, und er beklagt, daß »seine strenge Selbstkritik« — nicht streng genug, um die Niederschrift zu verhindern — seine dichterischen Pläne über das Fragmentarische nicht hinauswachsen ließ. Einen zu Ende geführten »Themistokles« habe er »gegen Rat und Warnung der Freunde« sogar vernichtet. Ein Freund hätte ihn aber vor den Freunden warnen sollen, die ihn so verkehrt gewarnt haben und nun das, was er leider nicht vernichtet hat, der Öffentlichkeit preisgeben. Herrn Glücksmann hat er seine Tagebücher anvertraut, aus denen hervorgeht, daß er »auch mit dem Helena—Stoffe brünstig gerungen« hat; »zwei Akte der Dichtung haben die ihm Nächsten in nachmittäglichen Vorlesungen mit Genuß kennengelernt«; Wie Goethe bei diesem Ringen ins Hintertreffen geraten wäre, ersieht man aus den Proben, die Herr Glücksmann, ahnungsloser als das zwölfjährige Kind, das es gedichtet zu haben scheint, von einem Isolde—Fragment gibt:

Isolde (tritt auf).

Heil'ger Gott! Was nun beginnen?
Wie dem Ehebund entrinnen,
Der verhaßten bittern Pflicht?

Ehe ich an Markes Seite
Hin zum Traualtar schreite,
Lösche meines Lebens Licht!

Es soll offenbar »Traualtare« heißen.

Nirgends Rettung, kein 'Erbarmen
Mit dem heimatlosen, armen,
Schnöd' verkauften Königskind!

Aller Jammer, alle Klagen,
All des Herzens banges Schlagen,
Wird verweht vom flücht'gen Wind.

*Freilich eine Rauernmagd
Wird gewiß zuerst gefragt,
Eh' man sie dem Manne gibt,*

Der zum Weibe sie begehrt,
Wenn sein Antrag gleich sie ehrt,
Ob sie wohl den Mann auch liebt.

Später geht ein Reim verloren, freilich der auf »Fackel«. Dafür reimt sich Ungemach auf Brautgemach, was ja innerlich begründet ist. Sie ruft den Herrn der Fluten an, dem sie sich verloben will, und zugleich den Mond:

— — Sei mein bleicher, stummer Zeuge,
Und wie ich mich niederbeuge,
Nach dem Brautbett, *dich* zu grüßen,
Wilder Freier mir zu Füßen — ¹
Leuchte *du* als Hochzeitsfackel,
Die das düstre' Brautgemach
Mir verklärt mit Ihrem Schein,
Drin ich alles Ungemach,
Alle Not und Erdenpein,
Alle Schmach und allen Harm,
Will vergessen dir im Arm.
Herr der Fluten, nimm die Braut,
Dir im Tode angetraut!

Nun stürzt aber Brangäne hervor und es entspinnt sich der folgende Dialog:

Brangäne.
Isolde, was tust du! *O Herr meines Lebens!*

Isolde.
Nein, laß mich hinunter! Du hältst mich vergebens.

Brangäne.
Hinunter? — *Du Arge*, was willst du beginnen?

Isolde.

1 Vorschlag: Belle lauter als mein Dackel

Ich will meiner Schmach, meinem Kerker entrinnen.

Brangäne.

Ein Kerker? Was schwatzest du? Bist du bei Sinnen?
Ich will doch nur sehen —

Isolde.

Ich sage dir: Geh!

Brangäne.

Ob ich dich nicht zwingen —

Isolde.

Du tust mir doch weh!
(Sie wird ohnmächtig.)

Brangäne.

Dein Glück nennst du das sichere Verderben?

Isolde.

Ich kann nicht leben, ich will sterben! Sterben!
(Sie weint.)

So geht das weiter. Herr Glücksmann aber läßt es sich nicht nehmen, der Publikation noch weitere Mitteilungen nachzusenden, wonach Kainz, von seinem Beruf unbefriedigt, allzeit *eroberungsgierig* nach anderen Schaffensgebieten *auslugte und jagte*, aus deren *Erdreich* ihm *das beglückende Empfinden der Berufenheit aufsteigen sollte*.

Das sei wohl »seinen Intimen«, also vor allem den Herren Glücksmann und Birinski, bekannt gewesen, aber nicht dem großen Publikum; das nun ein Beispiel hat. Die Bühnenarbeit sei ihm nicht jene Ausdrucksform gewesen, mit deren Mitteln er sein Ich *bis* in dessen *Wurzeln* und tiefste Heimlichkeiten hätte *ausströmen* können.

Das ist ihm mit der Isolde offenbar gelungen. Der Zwang des Theaters aber widerstrebte seiner stolzen Herrennatur, weil man »um eine bestimmte Stunde« Kunst geben mußte. Darum sei er oft »hundsmiserabel in derselben Rolle« gewesen, »der die zünftigen *Rhadamanten* keine genug begeisterten Hymnen anstimmen konnten«. (Aber warum *Rhadamanten*? Das riecht nach Obolus und ist ein Plural von jenem *Rhadamanthys*, der von der Direktion Pluto keine Tantiemen nahm und überhaupt nicht den Schatten von einer Ähnlichkeit mit einem Wiener Kritiker hatte.) Nun weiß man freilich, wodurch Kainz abgelenkt war. Er sei oft »von Palette, Klavier oder Schreibtisch weg« in die Garderobe gestürzt, »durch den Kommandoruf der Pflicht aufgeschreckt«, der verhaßten bitteren Pflicht, wie Isolde.

Denn sein Ingenium strahlte *wie das der Renaissancemenschen* eine Summe von Fähigkeiten nach verschiedenen Richtungen aus ... Er zeichnete, malte und modellierte, er musizierte, komponierte und dichtete, nichts als tappender Dilettant, alles mit der

bewußten Zielsicherheit, mit der spröden Schamhaftigkeit des Berufenen und Begnadeten.

Sowohl als auch. Herr Glücksmann, der ganz sicher als Dichter ebenso begnadet ist, teilt noch mit, daß er auch ein interessantes Skizzenbuch, Bildnisse, Figurinen und ein paar Ansätze zu Kompositionen von Kainz besitze. Dieser plante ferner Byrons »Manfred« zu übersetzen, den er »gern in würdigem sprachlichen Glanze den Deutschen geschenkt hätte«. Das läßt sich glauben; aber Herr Glücksmann, der ihn selbst zur Übersetzung von »Figaros Hochzeit« angeregt haben will — er spricht da von »translatorischen« Werken —, hat natürlich auch nicht die geringste Ahnung, daß er den Dichter Kainz durch übel angewandte Phrasen und mißverständene Ausdrücke ebenso sicher bloßstellt wie durch die Publikation seiner Verse, ja daß er durch diese Enthüllung eines vielseitigen Dilettantismus sogar den Bühnenmenschen Kainz zum Problem auch für dessen fanatischste Anhänger macht. Die Handschriften mögen, da er ja in seinen Grenzen, nicht in seinem Reichtum, eine ungewöhnliche Erscheinung war, großen Liebhaberwert besitzen, einen künstlerischen Wert haben sie keineswegs. Herr Glücksmann sollte sie bewahren, damit sie am Ende nicht so verschleudert werden wie seine eigenen Autogramme, die noch vor einem Jahr in der Auslage am Kärntnerring mit 1 K 50 angeschrieben waren. Wer sich damals eingedeckt hätte!

Goetheaffen

Und kann ich die Talente nicht verleihen,
Verborg' ich wenigstens das Kleid.

Nun tragen sie's und werden täglich dreister.
Der legt den abgelegten Schlafrock an,
der hat sich eingespield in Wilhelm Meister
und spricht mit sich als seinem Eckermann.
Allwärts umblickend, weit und breit gesinnt,
notiert geruhig er, was man so findt,
scheint briefzuwechseln gar mit einem Kind.
Und siehe, im Olympischen nicht faul,
verachtet er wie jener den Jean Paul
und tut sich um und um in Weimars Landschaft
mit dem Bewußtsein tiefster Wahlverwandtschaft.
Träf' ihn so allverklärt und heidnisch—fromm
Poincaré, er spräch': voilà un homme!
Stirbt er dereinst, so fehlt das Letzte nicht,
der Zweifel, ob es lautete: Mehr Licht!
Den drängt es faustisch ohne viele Faxen,
denn er ist bei den Müttern aufgewachsen.
Was er nicht fühlt, er wird es sich erjagen
und magisch—kophtisch—orphisch sich ergehen,
im Nachgefühl zum Augenblicke sagen:
Verweile doch, man wird ja doch da sehn!
Der, angefrischt, eratmet im Ergetzen,
der mögte sich in einen Hofkreis setzen,

der fühlt sich wühlend mit dem Tonfall treiben,
 der wird im July an Ulriken schreiben
 und wenn auch mühsam, wird's ihm doch gelingen,
 hierbei kein grades Wort hervorzubringen.
 Und er begibt sich schon, des zum Beweise,
 aus dem ihm angenehmen Hoheitskreise,
 stracks auf die dritte italiänische Reise.
 Von dort jedoch, fällt grade ihm nichts ein,
 schreibt er es angelegentlich der Stein.
 Der eine macht es mit der Frohnatur,
 der andere hat vom Vater die Statur.
 Der reimt sich was vom Lieben und vom Leben,
 das wird ein artig Angebinde geben,
 denn er hat es vom Leben wie vom Lieben
 des alten Goethe einfach abgeschrieben.
 Doch daß die Ähnlichkeit tritt ganz hervor,
 fehlt ihm fürs Lustspiel jeglicher Humor.
 Drum zeigt man besser gleich das ernste Führen;
 da müßt' man sich im Karlsbad nicht genießen.
 Und dort gefiel' ihm sicherlich, ich wette,
 nebst allerlei das Chor der Operette,
 und besser hats, so fände er am End',
 kein Neutrum als das alte Kontinent.
 Nur daß vergebens man, kein Glück ist ganz,
 zur Kur und Cour erwartet seinen Franz.
 Mit Goethes höherer Muse sich begatten
 erweist sogleich: die Frau ist ohne Schatten.
 Zieht uns hinan dies Ewig—Weibliche,
 dort war's getan, das Unabschreibliche.
 Reckt zur Bedeutung sich das Vergängliche,
 wird Ereignis der Zeitung das Unzulängliche.
 Mit klassizistisch gemessner Gebärde
 erlebt sich gar noch dieses Stirb und Werde;
 Urväter Hausrat ein Divan ziere,
 daß man west—östlich sich orientiere;
 und sowieso befaßt mit Altertümern,
 braucht man sich fürder nicht zu bekümmern,
 denn wer schon vom jungen Goethe geborgt,
 der hat auch fürs Alter ausgesorgt,
 und muß von Natur man mit Wasser kochen,
 man nimmt, und wenn die Welt voll Teufel wäre,
 dazu osteologisch ein paar Knochen
 und wirft sich einfach auf die Farbenlehre.
 Über derlei hat sich noch niemand beschwert,
 denn das Delikt ist im Begehen verjährt,
 und keiner hat, wenn's so vollkommen klappt,
 den Täter je auf frischer Tat ertappt;
 und dem wird im unwiderstehlichen Zwange
 bei seiner Goethe—Ähnlichkeit nicht bange.
 Doch was immer von diesem sich einer auch leiht,
 den Tonfall, die Haltung, das Alterskleid,
 eins haben sie bis heut nicht nach Hause getragen —
 was doch jeder Deutsche von Goethe hat,

das täglich von allen Zungen genannte,
freilich von keiner noch angewandte
— und gerade ihnen ließ er es sagen —:
das am besten bekannte Goethe—Zitat.

Glossen

FÜR AMATEURE

Kerr, den als den Vertreter deutschen Geistes nach England nun auch Amerika und Spanien zu sehen bekommen (als ob der Aufreizung nicht schon genug wäre), über Brandes:

... Im überströmenden Ruhm.

Im sanft mordenden Endglück.

Ecco.

Brandes begreift; und liebt.

Er schuf hier sein größtes Buch. Ein Wunderwerk.

(Ich nehm's mit — und ich will *bei Genf* eine Seite feierlich darin lesen.)

Gehst denn nicht! ... Und wo der überall hinkommt! Aber was sind Worte. Man sollte nur noch mit dem Photographen arbeiten. Kerr, bei Genf irgendwo ausgestreckt, eine Seite, aber nur eine, feierlich in Brandes lesend. In Brandes! Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Meiner Seel, ich fahr' ihm nach und nehm' ihn auf. Ein Mmmausi! Pschsch, nicht stören! Jetzt — ! Hat ihn schon. Ecco.

Und das lesen Tausende in Berlin, wo es gedruckt, und überall, wo es ernsthaft nachgedruckt wird, ohne in ein Gelächter auszubrechen wie Donnerhall, daß den Franzosen bange wird. Still, Mama liest Goethe. Aber das ist eine Kirmes gegen die Andacht, wenn Kerr Brandes liest.

* * *

NOTIGE ZEITEN

... Er selber (Einstein) ist dazu nicht mehr imstande, da er durch die Markentwertung den größten Teil seines Vermögens eingebüßt hat. So war er bereits in Ägypten gezwungen, in der zweiten Eisenbahnklasse zu fahren, *was dort kein Engländer tut und infolgedessen aufgefallen ist.*

Aber keinem Deutschen fällt wieder auf, von welcher Klasse dieser Satz ist. Und die Sprachmarkentwertung, mit jener ändern in ursprünglichem Zusammenhang, ist das beiweitem größere Übel.

* * *

SO EIN VERFLIXTES KOMMA!

... zahlreiche Advokaten, Schriftsteller aus Bankkreisen, weiters noch die Bankiers ...

* * *

MOISSI

Es dürfte wohl selten vorkommen, daß eine Sopranistin sich öffentlich ein Urteil in geistigen Angelegenheiten herausnimmt. Sie bescheidet sich in der Regel damit, von Mussolini empfangen zu werden und ihm ein Blümchen zu reichen. Dies wird dann dem Interviewer erzählt und nichts anderes. Herr Moissi hingegen teilt durch einen solchen mit, daß es die Aufgabe des Schauspielers sei, »bleibende Wahrheiten, die er als solche erkannt, von der Bühne her ins Publikum zu sprechen«. Oder was beißt mich da; gute Rollen werden's auch tun. »Die moderne Literatur, die von Wedekind abstamme, habe ihn nicht erwärmen können.« Jenen schätze er nicht sehr.

Diese Überschätzung Wedekinds sei aber auch nur in Deutschland zu beobachten: in Italien sowohl als auch in Frankreich *lachen die Leute über ihn*. Moissi hat die humoristische Wirkung des »Erdgeist« bei einer Vorlesung in Paris (1913) und einer Aufführung in Genua (1922) selbst erlebt.

Kein Wunder, und wenn Wedekind, der keine Moissi—Rolle hat, in Deutschland von italienischen Tenoren gespielt würde, würden die Leute auch lachen, was sie ja mit der Zeit auch vor Dichtern, die Herr Moissi schätzt und spielt, lernen werden. Vorläufig nehmen sie noch Andachtsübungen vor.

»Der einzige Dichter, den ich heute sehe, ist Richard Beer—Hofmann. Da ringt einer mit seinem Gott, und sein Werk wird aus *Marterqual geboren* ... Der andere Österreicher, der mir etwas gab, ist Hofmannsthal, der Dichter des 'Jedermann'.«

Der ringt bekanntlich auch mit seinem Gott, aber in allen diesen Fällen ist es eine partie remis. Und was ist's mit Werfel, mit dem Herr Moissi doch Manifeste unterfertigt hat? Und Ehrenstein ist ein Hund? mecht' ma sprechen. Da ist keine *Marterqual*? Da wird vielleicht nicht mit Gott gerungen? gehadert, daß die Fetzen fliegen? Und hier schieden die Gegner sogar unversöhnt! Was aber Moissi anlangt, so beherzige er das Wort: Singe, Künstler, rede nicht. Nur keine Urteile über Literatur! Ob Herr Moissi Shakespeare, Tolstoi oder Beer—Hofmann spielt, das ist gespielt wie gesungen; denn immer ist es die *Traviata*. Wenn's auf mich ankäme, ich wäre sogar bereit, als Zwirn im *Lumpazivagabundus* aufzutreten, wenn Herr Moissi fürs *Quodlibet* sich zur *Kamilla Palpiti* entschließt, jener, die *questo Mopperl* verloren hat und von der es heißt:

Welch ein Reiz in ihren Tönen,
Tränen selbst sie noch verschönen,
Neu entflammt der Liebe Glut

und auf dem Höhepunkt würde ich von Herzen mit der Schere die Koloratur abschneiden, denn

Ch' esprimere non so non so
Non so non so non so non so.

* * *

NICHT LAERTES, SONDERN EHER GAJUS MARIUS

[*Grillparzer als politischer Denker.*] Unter diesem Titel brachte Dr. Werner Riemerschmied in der Politischen Gesellschaft eine Auswahl aus Grillparzers politischen Schriften, Aphorismen und Ge-

dichten zum Vortrage. Der junge Vortragskünstler, dem *eine warme und sehr modulationsfähige Baritonstimme* nachgerühmt werden kann, verfügt über überraschend reife Auffassung und sehr bemerkenswerte Technik ... Den verbindenden Text zwischen den einzelnen Teilen des Vortrages bildeten Ausführungen des Wiener Schriftstellers Doktor Korningen, die in mancherlei Beziehung von den *eingebürgerten Auffassungen* der Grillparzer—Interpreten abweichen, *auch in einem gewissen Gegensatz* zu dem geistigen Bilde stehen, das *Dichter wie* Eulenberg und Hohlbaum von Grillparzer entworfen haben. Nach diesen Darlegungen wäre insbesondere der alternde Grillparzer *nicht* als »*idyllische Laertes—Natur*« zu betrachten, sondern eher als *ein Typus von der Schärfe eines Gajus Marius*. Grillparzers Charaktereigenschaften suchte der Vortragende aus dem *Dionysischen* seines Wesens zu erklären ... Höchst interessant wirkte auch der Nachweis, daß selbst die Slawen der Grillparzer—Zeit den Zusammenhang zwischen Österreich und Deutschland als etwas Unzerreißbares ansahen ... Diese Ausführungen wurden mit lebhaftem Beifall entgegengenommen.

Es muß aber auch fesselnd gewesen sein. Immer hatte ich bisher den alternden Grillparzer eher für einen Typus von der Schärfe eines Gajus Marius gehalten, aber da kann man halt nichts machen, die Leute haben ihre eingebürgerten Auffassungen, lassen sich nicht ausreden, daß er eine idyllische Laertes—Natur war, und stützen sich dabei auf Eulenberg und Hohlbaum, auf die ich mich nie stützen würde. Nun wird glatt nachgewiesen, daß er ein Gajus Marius, freilich mit einem Alzerl Dionysos war, woraus sich dann auch die Haltung der Slawen unschwer erklärt. No und dazu der schöne Bariton, der wieder das Bild Grillparzers als politischen Denkers zur Geltung brachte — also es muß schon interessant gewesen sein. Wenn ich jetzt nur noch wüßte, was eine idyllische Laertes—Natur ist!

* * *

**SWASTIKA, DIE BEIDEN HUGERL, DER MÜHLHEIMER UND DER BUONAROTTI,
SONNENTHALS NASALELEGIE UND APPONYISCH EDLE MOLL—SENTIMENTALITÄT**

oder

ZÄHMET DIE LACHLUST

Ein Wiener Montagblatt hat die köstliche Idee gehabt, Harden, der jetzt aus einem durchaus ehrenhaften Grund die 'Zukunft' eingestellt hat, für ständige Mitarbeit zu gewinnen, und da freut man sich schon die ganze Woche. Man weiß von dem schuftigen Attentat, das gegen ihn verübt wurde; die ihre orientalische Swastika so hochgemut Tragenden als wär's Mjólnir, der unfehlbare Kreuzhammer des germanischen Donnergottes, trachten ihm nach dem Leben, anstatt ihm bloß nach dem Stil zu trachten, und so ist dennoch in diesem für Deutschland eine Sistierung eingetreten und die Erlesenheiten sind jetzt nur in Wien zu haben, wohin ja als dem Mehlspeiseden der Frau Sacher alte Kennerschaft Herrn Harden zieht. Im Zeitungsdruck nimmt sich nun dieser Prunk etwa so aus, wie wenn man die Hure von Babylon für ein Gastspiel in einem Bordell gewonnen hätte. Der Stil aller Stile wirkt da mit einer Eigenart, welche weit über alle Besonderheit hinaus, die er als solcher den erstaunten Sinnen bietet, das Vertrackteste als anziehend erscheinen läßt. Da nämlich die Zeitungsetter, die vor so einer Aufgabe noch nie gestanden sind und

denen es schwindelt, indem ihnen plötzlich der Setzkasten als Zettelkasten erscheint, da sie also die Handschrift des Herrn Harden nur schwer zu lesen und in diesem Falle unmöglich nach irgendeinem naheliegenden Sinn zu greifen vermögen; da ferner auch der Redakteur, der die Korrektur vornimmt, so viel Respekt vor dem Autor hat, das Absurdeste, das auf diese Art entsteht, für möglich zu halten, so ergibt das jetzt jeden Montag einen Hexensabbat der Mißverständnisse, und das Falstaff—Fett dieser von aller Wissenschaft und Mitwissenschaft genährten Sprache löst sich in Wohlgefallen auf. Denn man versteht überhaupt nichts mehr und entnimmt nur, daß er alles weiß, etwa bodenlose Gemeinheiten über die Frauen des Hauses Wagner, man bemüht sich vergebens, erst ins Hardensche zu übersetzen, und der Leser des 'Morgen' lacht schließlich wie bei Tristan. Wenn jener vom Hakenkreuz sprechen will und deshalb »Swastika« sagt, reguliert der Druckfehlerteufel, dessen Kreuzhammer ja gleichfalls unfehlbar ist, selbst das Chaos der Namen, die dem Kenner das österreichische Geistesleben zu repräsentieren scheinen, wie folgt:

Ist Österreich auf die Herren *Behr—Hofmann*, Freud, Hofmannsthal, *Friedek*, Popper, *Salen*, Schnitzler, *Walther*, auf Gustav Mahler und Jakob Wassermann, auf manches andere Talent aus Israels Samen nicht am Ende doch ungefähr ebenso stolz wie auf Mannheit, die aus der Verprügelung wehrlos schwacher Jüdchen sich in Herosruhm zu heben trachtet?

Keine besondern Verwüstungen hat der Setzer leider an Herrn Hardens Humor angerichtet. Den Glauben an die Allmacht des von ihm gewürdigten Herrn Stinnes stellt er feinkomisch wie folgt dar:

»Den 'Fridericus Rex' hat er ja schon finanziert. Will bis 1999 das Burgtheater pachten, wenn kontraktlich ausgemacht wird, daß am ersten Abend Herr Devrient und *Frau Paulsen* Goethes Philemon und Baucis, am zweiten die Herren Wildgans und Reinhardt die prinzlichen Söhne *Isabellens Niese von Messina* spielen, und in der Rotunde den Oedipus mit dem Ehepaar Pallenberg—Massary in den Hauptrollen, Herr Aslan als Teiresias, Ouvertüre von Richard dem Großen, Intermezzo von Lehar dem Größeren aufführen, wenn *Sophoklerl Poquelinowitsch Hofmannsthal* sich mit Jedermanns Übersetzerprozenten begnügt ... «

Das geht aber so weiter, wiewohl bereits die Hühner lachen und der Sau graust. Oh er weiß, daß Frau Bleibtreu die Gattin des Herrn Paulsen ist! Und wie er sich überhaupt in Wien auskennt:

... Dagegen vermag selbst das Hugerl, Euer Gigant (aus Mühlheim, nicht aus Rodaun) nix ... «

läßt er (soweit da überhaupt ein Zusammenhang erkennbar ist) zum Deutschen den Wiener sprechen, der der Allmacht eine Grenze zu setzen scheint. Das ist nämlich so: jeder Mensch in Wien weiß, daß es »das Hugerl« gibt, den Hofmannsthal, von dem man aber das andere Hugerl, das natürlich auch jeder Wiener kennt, den Stinnes, unterscheiden muß, weil man sonst die beiden Hugerl zu leicht verwechseln könnte. Also euer Hugerl und unser Hugerl.

(Ists dick übertrieben? Geht nicht so ungefähr mit Zunge, Feder, *Typefingern* das Gespräch?)

So ungefähr. Und man hat ja keine Ahnung, wie das andere Hugerl in Wahrheit aussieht:

Kaufmann Hugo Stinnes bleibt, wo er ist. Sein Arbeitsraum ist nicht viel größer *als Michelangelos*, dessen Handwerksmeisterdämon *manchmal hinter der Stirn des Mühlheimers zu gewittern*

scheint und ihm für eines Blitzes Dauer physische Ähnlichkeit mit dem *Buonarotti* aufprägt.

Es existiert aber noch ein neuer Stinnes

(dessen Profil ich, wenn die *'Morgen'*—*Gemeinde* nicht mit abwärts gewendetem Daumen Schluß gebietet, nächstens zu zeichnen versuchen will).

Ach sie redet zwar etwas mit der Hand, aber sie meint etwas ganz anderes, und so wird die gefährliche Drohung ins Werk gesetzt. Auch folgen zwei Artikel über Sarah Bernhardt, voll der Greuel, aber auch der erquickendsten Druckfehler.

Ists nicht zu spät, »über« Frau Sarah Bernhardt zu schreiben? Mancher, den moderne Schwarzkunst erzog, nur des Heute und *versteht sich, Morgen*, nie des Gestern zu gedenken.

Punkt nach der Schäkerei. Aber es geht natürlich weiter. Zuerst ein kleiner Abstecher:

(»Das Wort 'gestern' gehört nicht in meine Blätter«: also sprach Scherl, der Zeitung—*Lacher* Augustus, dessen Profil, eines von gestern, doch in die Preßgeschichte gehört), mancher so Gewöhnliche fragt, mit krauser Nase brummig: »Jetzt noch?« Antwort: »Jetzt schon«; nicht zu spät ists, sondern vielleicht noch zu früh.

Gräßlich. Und wieder ein Abstecher: er war einmal, »vor höchstens tausend, mindestens dreiundzwanzig Jahren« — für den freiwilligen Humor des Herrn Harden entschädigt nicht einmal der unfreiwillige — in Paris, natürlich zum Tee ins Collège de France geladen, und das Gespräch kam auf »le kaiser«.

Der war vielen Franzosen damals noch eine Hoffnung; *blies* fast allen, der mutige Moderne, der Bismarck, den Oger im Küraß weggejagt und die Republik der Méline und Waldeck—Rousseau, Jules Simon und Menier eifernd umschmeichelt hatte.

Statt »hieß fast allen der mutig Moderne«, aber der Setzer hatte natürlich sowohl mit dem Wind Wilhelms als mit dem Schwulst Hardens gerechnet.

Und der letzte Deutsche, der, in Tagen gallisch sprühender *Tugend*, sie auf der Höhe sah, Hugo Wittmann, ist vor ihr gestorben.

Demgemäß war auch die Duse die »von aller Tugend« ihr vorgezogene Kame-liendame.

Doch zähmet die Lachlust.

Schwer, aber wir wollen uns bemühen.

Chlodowach—Movis,

was ist das? meine Unbildung wagt da nicht zu entscheiden, ob es ein Druckfehler ist, und ich bin nicht in der glücklichen Lage des Herrn Harden, den kleinen Brockhaus zu besitzen.

Mazarin, Maria Antoinette, Necker, Kleber, Rapp, *Bonaparte*: Fremdlinge.

Sicher ein Druckfehler für Buonaparte.

Doch selten nur wurde ein aus fremdem Geist geborenes Drama bis in die Seine geschleußt.

Kein Druckfehler; aber jetzt:

Die Direktoren *Antäne, Klaretie, Gernier* machten Versuche mit *Beno Maibeth,*

Maibeth läßt sich verstehn, aber Beno? Vielleicht Othello!

der Widerspenstigen, *Scheilock*

kein Druckfehler, sondern:

(warum steht der Name des venezianischen Juden auf unseren Theaterzetteln noch immer so wie ihn *der Engländer* für Auge und Ohr seiner Landsleute schreiben mußte?)

Das ist aber auch das einzige, was er nicht weiß.

So hat die junge Sarah niemals *Julin*, *Ophelia*, *Desdemona*, die reife (*zwar leider den Prinzen Hamlet; doch*) nie *Kleopatra*, die gelbe Nilschlange, gespielt. An *Phanthesilen* ... hat sie kaum wohl gedacht.

Dazu hatte sie eben nicht genug Penthesie ...

Die durfte sich an den Strand von Tauris und Lesbos wagen, wäre Iphigenien aber die Tantalidin, *Utridin* und herbe Priesterin schuldig geblieben, als Sappho nicht *von den Dienern geschüttelt* worden, *der* diese weiblichste Gestalt der Wolter ins Übergrillparzerische pervertierte.

Vielleicht der Dämon?

Nicht nur als Phaons und *Melitions* Freundin ... schien *die Burgspielerin* — —

nein, ohne Druckfehler freut mich diese Sprache nicht mehr.

in Wien aber sahen diese Rippen aus dem Geist der Racine, Dumas, *Verdou* ganz anders aus als in Paris. Marguerite taugt nicht *im* Vergleich.

Statt »zum« sagt er natürlich »in«, infolgedessen hat der Setzer ganz recht, »im« zu setzen. Dieser — ein Rose Bernd—Schicksal — ist von Schlinge zu Schlinge getreten, bis er schließlich den folgenden Ausweg fand:

Schien in aller Welt die Herrin, Männin, dem Weislingen, Franz, Marcus Paetus, Jason, Antonius, *Thoas Phaon*, Macbeth,

(der Setzer glaubt nämlich nicht, daß Herr Harden die Wolter so oft gesehen hat, und zieht darum ein bißchen zusammen)

selbst den nicht von Sonnenthals *apponyisch edler Moll—Sentimentalität* aufgeweichten, entkerlten »Helden und Liebhaber«, wechselnden Objekten ihrer Wallungen, im Willensbezirk überlegen.

Den Bekennern der Swastika hat Herr Harden vorgehalten, daß sie »ein Jahrhundert lang jüdische Sentimentalität (Heines Lorelei und Sonnenthals Nasalelegie)« sich schmecken ließen. Wiewohl Sonnenthal nie durch die Nase gesprochen hat — es wäre noch immer verständlicher gewesen als alles was Herr Harden schreibt —, so kennt man sich da doch wenigstens aus. Vor der apponyisch edlen Moll—Sentimentalität aber steht man völlig eingeschüchtert wie der Setzer und der Redakteur, denen sie in einem Artikel des Herrn Harden ja schließlich glaubhaft schien: Sonnenthal war Ungar, adelig, es wird schon stimmen. Plötzlich rafft man sich zu der Vermutung auf, Herr Harden habe vielleicht eine *apollinisch* edle Moll—Sentimentalität im Sinne gehabt. Nun, die Sprache des Herrn Harden, die er bisher selbst überwachen konnte, war in ihrem gewissenhaftesten Abdruck nie etwas anderes als eine Verdichtung des Verdachts auf Druckfehler. Sie hat ihr Ansehen von dem Glauben bezogen, daß es keine seien, sondern daß dies Wirrsal, dieses traurige Resultat einer chronischen Stilverstopfung, den Ausdruck einer aus allen Sphären der Menschheit genährten Geistigkeit bedeute. Herr Harden hat sich durch Jahrzehnte geplagt, auszusprechen, was ist, aber man hat es nie von ihm erfahren, und erheiternd war es erst, wenn man meine Übersetzung dazu las. Jetzt, auf die Norm der Zeitungsmache hergerichtet, die der Sprache schonunglos auch alle »s« erstattet, die er ihr so lange vorenthalten hat, bedarf er meiner Hilfe nicht mehr. Alle Nachteile seiner publizistischen Eigenart werden durch die

Druckfehler reichlich wettgemacht und wenn sich die Redaktion nicht etwa einfallen läßt, ihm eine Korrektur zu senden — einmal scheint es durch Fahrlässigkeit geschehen zu sein —, so kann sie jeden Montag auf einen Treffer zählen.

* * *

DER BERLINER IN WIEN

Der *geistreiche* Chronist des Berliner Tageblattes, sendet seiner Zeitung die folgenden *entzückend boshaften Eindrücke* und eine Wiener Zeitung druckt sie nach:

... Brünette Damen, brillantenglitzernd, *schreiten laut über den Graben* und die Kärntnerstraße und hinterlassen, jenen Streit von Puder, Parfüm und Muff, bei dem man *sich so vieles denken kann*, in allen *Drogengeschäften* stehen die *Flaschen von Houbigand* zum Verkauf aus ... In dieser völkerwimmelnden Stadt bin ich gegenwärtig der einzige Preuße.

Der aber ausgibt.

... *Riegenweise* stehen die Japaner vor Tizians nackter Danae und *geben knurrende Geräusche von sich*, was bei ihnen sowohl Behagen wie künstlerisches Urteil ausdrücken soll. Alles ist da, aber das preußische Bruderherz ist nirgendwo zu erblicken.

Gleich wird's da sein.

... Es gibt hier Whitstable—Austern zu kaufen, das Stück zu vielen Tausenden. Und Langusten vom Mittelländischen Meere. Die liegen im Schaufenster entweder einfach rotgekocht oder schon angerichtet, in Scheiben geschnitten und auf jeder Scheibe ein Stück Trüffel; was man à l'américaine nennt und was, nebenbei bemerkt, eine Gemeinheit ist, denn das arme Tier *wird bei lebendigem Leibe in diese Scheiben zerschnitten*, bevor man es in das kochende Wasser tut.

Das ist aber noch gar nichts. Langusten, die ja allerdings der hervorragendste Eindruck des Wiener Lebens sind, mag es zur Not (die sich daran satt sieht) auch in Berliner Schaufenstern geben, wengleich dort die Methode, sie bei lebendigem Leibe in Scheiben zu zerschneiden, noch unbekannt sein dürfte. Gleich auf dem Bahnhof dürfte man unsern Gast mit dieser spezifischen Wiener Gemeinheit vertraut gemacht haben und der geistreiche Chronist erheitert nun die Berliner Küchenchefs mit der Enthüllung. Aber Wien hat noch ganz andere Spezialitäten. Vom ersten Auftreten Girardis im Burgtheater ist seinerzeit in demselben Berliner Tageblatt von einem Eingeweihten verraten worden, daß aus diesem Anlaß auf der Ringstraße »Komtessen Fiacker umarmten« (während die sogenannten Waschermadaln oder auch —madröln, je nachdem, untätig danebenstanden). Jetzt kann sich der Berliner durch Lokalaugenschein von der Veränderung überzeugen, die durch den Umsturz mit der alten Kultur vor sich gegangen ist, und entzückend boshaft, wengleich nicht ohne Wehmut, berichtet er, heute habe jedermann das Recht, in der Burg ein und aus zu gehen:

Man steigt die Treppen hinauf, weitgeschwungene, *theresianische Treppen*, und wandelt durch die Gemächer, in denen

— also raten, was in denen sich ci—devant begeben hat! Aber da kommt man ja doch nicht drauf, die phantastischsten Kombinationen von spanischem Ze-

remonieell und allem, was sich dahinter verbarg, können da nich ran — also in denen:

Erzherzöge den Kammerkatzen nachgestellt haben.

So richtiggehende Hof— und Kammerkatzen, niedliche Dinger, und die Erzherzöge immer feste hinter ihnen her — doll!

* * *

ER BEOBACHTET

aber auch sonst allerlei, was nicht so sehr Wien als den Beobachter charakterisiert, der identisch mit jenem zu sein scheint, welcher einstmals den ihn abholenden Freund schon in der Taborstraße auf einen Herrn mit schwarzem Schnurrbart aufmerksam machte und unruhig fragte: »Ach sagen Sie mal, dies ist doch aber Johann Strauß!« Freilich haben sich die Zeiten geändert und jetzt kommt ihm eher alles, was nicht in das Stadtbild paßt, als typisch wienerisch vor.

Im Tabaktrafikladen steht eine junge Nonne und kauft sich Zigaretten.

Verfallssymptom. Zwar gibt er zu: Schließlich, was ist dabei? Warum soll eine junge Nonne nicht Zigaretten kaufen und rauchen dürfen ... «

Gewiß; aber wenn man es zum erstenmal sieht, wundert man sich doch.

Es stimmt da etwas nicht; ich weiß nur nicht, was.

Ich schon. Er hat eine Krankenschwester mit einer Nonne verwechselt und dürfte, wenn er eines Feuerwehrmannes ansichtig wird, sich wundern, daß hier die Offiziere noch in den alten Uniformen umhergehen. Aber selbst wenn es eine Nonne war, so staunt man doch, daß Mosse um dieser Beobachtung willen, die in Berlin vielleicht auch zu haben war, einen Mann nach Wien schickt. Allein nicht genug an der Nonne. Er sitzt in seinem Hotelzimmer, es klopft.

»Herein!« habe ich gesagt und mich nicht umgedreht, weil ich vermute, daß es das Zimmermädchen sein wird, und weil mein Zimmermädchen nicht besonders hübsch ist.

Schlankl. Also man versteht, wenn sie hübsch gewesen wäre, hätte er sich umgedreht. (Es könnte von Großmann sein.) Wer steht aber vor ihm? mitten im Zimmer?

... ein schwarzer, dicker *Mönch* mit einer Liste.

Nun wird es mir aber doch ein bißchen zu bunt mit den Wiener Merkwürdigkeiten.

Von jetzt ab schreibe ich bei verschlossener Tür.

Recht so, da beobachtet sich's besser. Zum Beispiel dies: »Der Wiener« hat eine sonderbare Gewohnheit, die es erklärlich macht, daß er keine Aktenmappe trägt. In Berlin trägt nämlich jeder eine.

Der Wiener ist kein Mensch für Aktenmappen, weil er nicht genügend Hände hat. Mit der einen Hand *sucht er in der Westentasche nach seinem Zahnstocher*; mit der anderen Hand *hält er seinen Freund am Jakettknopf fest* ...

Und wer weiß, ob in den wenigen Aktenmappen, die man sieht, nicht *Häuptelsalat befördert wird*, anstatt der Akten?

Aber den Berliner, der die Beobachtungen drin hatte, hätte der Wiener nicht am Jakettknopf festhalten sollen.

ER WIRD FRECH

Der Berliner in Wien weiß nicht nur Bescheid, sondern wird auch frech. Es ist nämlich Herr Viktor Auburtin, der auf diesen Namen hört, weil er ganz Deutschland mit Esprit versorgt. Schon daß er die Ödigkeiten, die er dem Berliner Tagblatt in Fortsetzungen erzählt, »Wiener Spaziergänge« betitelt, muß man eingedenk des Umstandes, daß unter diesem Titel einmal auch Geist erschienen ist, als Unjebühr empfinden. Aber er schließt eine dieser Bummeleien wörtlich:

Das ist der Volksgarten, den *Peter Altenberg* berühmt gemacht hat. Auf diesen Bänken ist er oft gesessen und hat die Beine der vierzehnjährigen Mädchen betrachtet. Dann hat er seine *Schreibtafel* vorgeholt und hat sie (die Beine der vierzehnjährigen Mädchen) in die deutsche Literatur eingeführt.

Bevor ich diese Reise antrat, habe ich mir auf der Bibliothek in Berlin einen Band Peter Altenberg geliehen und gelesen, um in die Wiener Stimmung zu kommen.

Und so hat die Reise mit einer *Enttäuschung* angefangen. *Denn ach, man kann ihn nicht mehr vertragen. Alles ist kraftlos*; die berühmte lässige Grazie ist Weitschweifigkeit geworden, und was uns damals als unmittelbares Fließen eines Lebens erschien, *das sieht jetzt verdammt nach Affektation aus.*

Wir armen Feuilletonisten überleben uns nicht. Es ist noch keinem gelungen und wird auch nie einem gelingen.

Wir sind wie die Lilien auf dem Felde, deren Gewand schöner ist als das Salomos in seiner Herrlichkeit, und die morgen in den Ofen geworfen werden.

Mit dem Lilienstengel des Herrn Auburtin mag das ja stimmen, nämlich, daß er sich nicht überlebt und morgen in den Ofen geworfen wird. Aber aus der bedauerlichen Tatsache, daß solches das Los von uns armen Feuilletonisten ist, kollegiale Schlüsse auf Peter Altenberg zu ziehen, ist wohl ein Unterfangen, das Wien im Gefühle derselben Dankbarkeit, mit der es ein Ehrengrab verliehen hat, künftighin mit der Verweigerung einer Einreisebewilligung beantworten sollte. Dazu hat es umsomehr Veranlassung, als dieser Herr Obertäng seinen Bummelwitz, der sich weder an Lügen über die Maifeier noch an Verdrehungen älterer Wiener Kulturfakten genügt, zu folgender entzückenden Bosheit ausholen läßt: Die Sphinx im Belvedere seien die »berühmten marmornen Wienerinnen«, denn sie haben unter anderm

auch ganz *die umfangreichen Wiener Brüste*, soweit ich *über letztere unterrichtet bin.*

Diese Übertreibung muß auf die wahre Tatsache reduziert werden, daß die Wienerin allerdings mehr Leib hat, als der Herr Auburtin Geist. Es ist nun auf dem publizistischen Niveau dieser Stadt begreiflich, daß die Köstlichkeiten des Berliners — einer von der bekannten Sorte, die auf dem Bahnhof vom Schrammel—Quartett erwartet sein will und andernfalls ausfällig wird — von einem Wiener Blatt nachgedruckt und angepriesen werden. (Ich werde angesichts solchen Fremdenverkehrs zum Lokalpatrioten.) Daß aber auch jene Prager Zeitung, die manchmal bemüht ist, sich des Eindrucks, den ich auf sie gemacht habe, nicht durchaus unwürdig zu erweisen, keinen Anstand nimmt, ihren Peter Altenberg, dessen einzigartigen Jugendbrief sie erst neulich gedruckt hat, von solchem Ephemeron belästigen und in einen gemeinsamen

Mangel an Unsterblichkeit einbeziehen zu lassen, ist abscheulich. Freilich hält sie auch der Respekt vor meinem Wort nicht ab, einen lebendigen Großmann als Star in ihren Spalten paradieren zu lassen.

*

Nachschrift. Da kommt mir gerade ein Altenberg—Manuskript vor Augen, worin er sich über einen Dramatiker erregt, der, trotz Speidels begeister-tem Mißgriff längst vergessen, vom Dichter des Buches »Wie ich es sehe« einst gesagt hat: »Dieser Herr hat meines Wissens vorerst seine Visitkarte abgegeben in unserem literarischen Salon«. Der Zornausbruch schließt:

Peter, Peter, Peter, sag mir nur, was regst du dich so auf über dieses »Sodom *et* Gomorrha«?!?!

Sie sind alle tot, gerechter kann doch das Schicksal nicht walten!!!! Sie sind wirklich, im wahrsten Sinne des Wortes tot!

P. A.

* * *

ER IST GOTTSEIDANK SCHON IN BUDAPEST

sprich Buddhapesst, ruft den Kellner:

pintscher!

(also der Obertäng den Ober) und beobachtet, wie sie dort

den Gulyas

servieren. Ich kann das gar nicht mitansehn. Aber Mosse zahlt alles und das Publikum frißt alles.

* * *

SELBSTHILFE

Die wesentliche Frechheit des neuen Journalismus besteht darin, daß er das Publikum nicht nur betrügt, sondern auch dafür, daß es sich von ihm betrügen läßt, verhöhnt. Die stärkste Belastungsprobe erscheint der geduldigen Einfalt zugemutet vom 8—Uhr—Blatt, das sich allen Ernstes den Spaß macht, einen Plauderer das Folgende sagen zu lassen:

Wer eine Zeitlang im Ausland gelebt hat, wird mir recht geben, wenn ich behaupte, das nirgendwo das Publikum so gutmütig ist und daß man sich auch nirgendwo so viel gegen das Publikum herausnimmt, wie in Wien — —

Und nun schlägt er die Gründung eines Vereines »Selbsthilfe« vor, der, was das Wichtigste wäre, »Mitteilungen« herauszugeben hätte, die »etwa folgende Ankündigungen enthalten müßten«:

(*Das Restaurant »Zu den drei Glocken«*) in der Gartenstraße ist ein freches Wurzlokal. Ein Rindfleisch mit Gemüse kostet dort 18.000 K, eine Portion »Geröstete« 3000 K.

(*Der Schwank »Fritzi fährt ins Bad«*) Im Residenztheater ist ein blödes Machwerk, die Hauptdarstellerin mindestens fünfzig Jahre alt.

(*Im Café Salvator*) ist sowohl der »weiße« als auch der »schwarze« Kaffee ungenießbar.

(Das Lustspiel »Ehefreuden«) im Westendtheater dauert nur 1 ½ Stunden. Statt Albert Bassermann spielt meist Herr Nawratil.

—————
(Der Wäschehändler Grünzweig) in der Kleiststraße sucht den Kunden schlechtere Waren anzuhängen, als im Schaufenster ausgestellt sind.

Dies sind einige Proben. Wäre eine derartige Zeitung nicht tatsächlich sehr nützlich und ist sie nicht leider eine Notwendigkeit^{1?}

Das wäre sie und ist sie allerdings, um die Wirksamkeit der schon bestehenden Zeitungen und zumal des 8—Uhr—Blattes zu paralisieren, das derartige »Mitteilungen« bis heute nicht nur nicht gebracht hat, sondern ausschließlich davon lebt, mitzuteilen, daß das Restaurant »Zu den drei Glocken« bürgerliche Preise, das Café Salvator erstklassige Getränke hat, der Wäschehändler Grünzweig eine bestrenommierte Firma ist, speziell aber der Schwank »Fritzi fährt ins Bad« ein Meisterwerk und das Lustspiel »Ehefreuden« der Schlager der Saison, was umso begreiflicher ist, als beide den Kritiker zum Autor haben. Aber da ein Blatt, dessen Text ein notdürftiger Vorwand für Wurzlokalreklame und Empfehlung alles Plusmachertums ist, unmöglich so dumm sein kann, die Dummheit seines Publikums noch als tragfähig für die Frechheit dieses Hohns und die Schamlosigkeit dieser Selbstverhöhnung anzusehen, so bleibt nichts übrig als die Erklärung, daß hier den annoncierenden Räubern, welche vielleicht die durch den Kreuzelzwang entwertete Reklame nicht mehr zum alten Preis erstehen wollen, der Teufel der Wahrheit an die Wand gemalt werden soll. Der Hehler ruft nach der Polizei, um sich den ihm gebührenden Anteil an der Beute zu sichern. Es scheint die ultima ratio der Zeitung zu sein, die Gründung, einer »Selbsthilfe« zum Schutze des Publikums spaßhaft vorzuschlagen, um sich selbst zu helfen.

* * *

DIE 'BOHEMIA'

führt treffend aus:

Erpressungen

Von allen Verbrechen, deren das Individuum Mensch fähig ist, scheint die Erpressung das schamloseste, widerlichste. Die Erpressung ist das Verbrechen ohne jeden Affekt, die kaltherzige Quälerei eines Mitmenschen, die sich feige vor der Tat versteckt, zum eigenen Vorteil und Nutzen, ein Sadismus, der auf Schleichwegen sein Opfer umzingelt, lächelnd aussaugt und dann fallen läßt. Sie ist das Verbrechen, das durch den Intellekt möglich wird, und enthüllt, wie diese stolze Gabe des Denkens mißbraucht werden kann.

In diesen letzten Wochen las man von zwei Erpressungen, die an Raffinement nicht sehr stark sind und gewiß schon hierin übertroffen wurden, aber durch ihre Folgen erregen.

Die eine vollzog sich so: Die Zimmervermieterin Frau K. Z. in Berlin hatte eines ihrer Zimmer einem jungen Mädchen, der Stenotypistin H. als Logis abgegeben — —

1 Ein Aufruf zur Denunziation Mißliebiger. Ministerlein Maas (SPD) ruft 2016 auch dazu auf und wundert sich nun, wenn er im Briefkasten eine 9—mm—Kugel findet.

Die zweite Erpressung wurde von dem Dienstmädchen Hulda K. begangen, die als Kinderfräulein seit einigen Monaten bei der Herrschaft Z. in Stellung war.

* * *

KUNSTLEBEN IN PRAG

bespricht Herr Ludwig Winder mit der ihm eigenen Objektivität im 'Neuen Wiener Tagblatt':

... Ein Mensch von europäischer Gesinnung muß es *hottentottenhaft* finden, daß wertvolle Künstler, die in einer verhältnismäßig kleinen Stadt leben, einander nichts geben können, *weil ein paar Demagogen, die vom nationalen Haß leben, es nicht erlauben*. Wagt man einmal, das Fragwürdige dieser Situation beim richtigen Namen zu nennen, so hört man vor allem die Frage:, »Wer hat angefangen?«

Keinesfalls die 'Bohemia', wie man, wenn man objektiv ist, einräumen wird.

Diese Frage, eine typische Kinderfrage — — beendet die Diskussion. Denn sie führt mitten in den Kleinkrieg, der die innere Politik der Tschecho—Slowakei bildet; und ist man einmal bei der Erörterung der seit Jahrzehnten aktuellen, sich nie merklich verändernden Tagesfragen, *wird das Interesse für Kunst von der politischen Leidenschaft mit beschämender Selbstverständlichkeit in den Hintergrund gedrängt*.

Goldene Worte. Und von einer Objektivität, die heutzutage selten ist.

Alle vernünftigen Deutschen und Tschechen stimmen heute darin überein, daß die Beschlagnahme des Deutschen Landestheaters durch ein Häuflein tschechischer Schauspieler der verhängnisvollste Fehler war, der seit dem Umsturz in Prag begangen worden ist. Dieser Überfall — —

Und was halten sie von der Beschlagnahme einer Aufführung durch ein Häuflein deutscher Journalisten? Wenn sie objektiv sind.

Aber die Beschlagnahme des Deutschen Theaters war eine viel schädlichere und empfindlichere Beleidigung:

(nämlich als der Boykott der »Verkauften Braut« durch das Deutsche Theater) sie hat das deutsche Kunstleben Prags so tief getroffen, daß es heute fraglich ist, ob das Deutsche Theater imstande sein wird, jemals diesen Schlag zu *verwinden*. Seit dieser Affäre — —

hat man sich genügend Objektivität bewahrt, um für Wien zu schreiben, wie es in Prag zugeht.

Im Schauspiel muß das leichtere Genre bevorzugt werden. Alles andre ist ein Wagnis, das viel Geld verschlingt. Man schrickt nicht davor zurück.

Nein, man zahlt ein Pönale an die Schauspieler, wenngleich man sich — denn alles hat schließlich seine Grenzen — immerhin bedenkt, an den Autor die Tantiemen zu zahlen die er hungernden deutschen Kindern zgedacht hat.

— — Diese wundervolle Stadt könnte ein Paradies sein — und ist *eine Hölle unreiner Leidenschaften*.

Zu denen noch die Journalrache dazukommt, so daß das Höllenfeuer durchaus mit Zeitungspapier genährt wird.

Hier müßten die Künstler trachten, die Gegensätze zu mildem, die Menschen großzügig zu machen. *Die bisherigen Versuche waren wenig erfolgreich.*

Immerhin wurde doch das Resultat erzielt, daß die »Letzte Nacht« unaufgeführt blieb. Das muß man, wenn man objektiv ist, zugeben.

Vielleicht wird die nächste Generation klüger und glücklicher sein. Aber leider deutet einstweilen nichts darauf hin.

Denn leider ist auch sie bereits durch die Lektüre der 'Bohemia' dermaßen verblödet, daß sie jeden Sinn für Objektivität verloren hat.

* * *

DAS IST VERDERBTHEIT

In der Neuen Freien Presse findet sich die folgende pietätlose Äußerung:

... Sie laufen ja noch vielfach frei herum, diese noblen Herrschaften, sie haben Automobile, leben in Saus und Braus, in Jubel und Freuden als *Nutznießler des Weltunterganges*, als *Hyänen des Schlachtfeldes*, auf welchem die Menschheit sich verblutet ...

Da kann man einer Hyäne nur zurufen: Such's Herrl! ... Aber was nützt das — die Gracchen können zusperrn. Das 8—Uhr—Blatt entrüstet sich über Wurzlokale, die 'Bohemia' verurteilt Erpressung und nationale Verhetzung, das Neue Wiener Journal tadelt Sensationen, die es nicht ausgeschnitten hat, und wird sich demnächst über journalistischen Diebstahl aufhalten, die Neue Freie Presse beklagt sich über Hyänen beim Weltuntergang — die Welt steht auf kein' Fall mehr lang!

* * *

ADABEI UND NIEDABEI

Es wird immer gespenstischer. Der neue Journalismus, jener neueste, der einen Gürtelrock trägt, spendet das Folgende:

Beim Fußball—Länderkampf Österreich gegen Italien waren in der Kolossal—Arena auf der Hohen Warte 80.000 Menschen versammelt, die dem Schauspiele auf dem Rasen in *fiieberhafter Erregung* folgten.

Waren es wirklich 80.000 einer geistlosen Mode nachrennende Narren?

Gewiß, es gab dort Menschen genug von der Sorte derer, die bloß dabei gewesen und gesehen sein wollten, wie beim Derby, bei Karl Kraus und der Caligari—Redoute.

Aber dem größeren Teil bedeutete das wechselvolle Spiel auf dem grasbesäten Boden doch mehr als *diesen Adabeis*. *Das war keine geheuchelte Anteilnahme, der brausende Jubel* mehr als ein Radau. Die Zehntausende, *die den Geist* dieses Schachspiels mit den lebenden Figuren *erfaßten, lebten jede Bewegung mit*, und wie viele, die gekommen waren, um auch einmal den »Unsinn« mitzumachen, wurden nach der ersten Viertelstunde *in den Bann* dieses Kampfspielles *gerissen*, das die Welt erobert hat! — —

Wer das *leidenschaftliche Miterleben* dieser Menschenmassen je beobachtet, wer gesehen hat, wie — — *in Verzückung geraten* ist

— — der weiß nichts anderes zu sagen als: Wunderbar, wunderbar!

Auf den ersten, Blick würde man glauben, eben dies sei, in der Sprache der begeisterten Reportage, wie sie auch schon an meine Vorträge gewendet wurde, so ziemlich das Bild von Art und Teilnahme meines Auditoriums. Denn wenn einer in diesem vor allem die Adabeis bemerken wollte, die wie beim Derby, beim Fußball—Länderkampf und bei der Callgari—Redoute, wo sie ja zuständig und typisch sind, auch dort gesehen sein wollen, so wäre es eine Eindrucksfälschung. Sicher gibt es ja kein Auditorium in Wien, wo das Gesindel spärlicher vertreten wäre, weil's doch wirklich schon ein besonderer Zufall sein müßte, der sie hineinführt, und weil sie zum Glück nicht durch ihre Zeitung erfahren, wann eine solche Vorlesung stattfindet, in der ihnen kein anderer Genuß bevorsteht als unangenehm aufzufallen, kein Wort zu verstehen oder von der Galle gefressen zu werden. Aber die Zeitung bringt es aus eben diesem Grunde über sich, dem reinsten Auditorium, das je ein Konzertsaal aufzuweisen hatte und das einmal wirklich nicht unter den Bedingungen ihres mistigen Kunstbetriebes zustandekommt — es ist eigentlich immer dasselbe und nie würde ich dieser phantastischen Treue eine Erneuerung oder Erweiterung vorziehen —, also die Zeitung bringt es über sich, gerade dem unnahbaren Ausnahmefall das Stigma jener grauslichen Gelegenheiten anzuhängen, wo sich dank ihrem Zutreiberdienst der Auswurf der Menschheit zusammenfindet. Ich erfahre — und nicht etwa als Kritik, sondern als die Berufung auf eine notorische Tatsache —, daß ich eine Attraktion bin zwischen Derby und Caligari—Redoute, während die ernstesten Menschen, die sich zum Fußball—Länderkampf drängen, daselbst Geist erleben und im Banne dieses Erlebnisses leidenschaftlich echte Teilnahme bekunden. Und diese grauenhafte Popularität habe ich erreicht, wiewohl doch die Journalistik, die sie gelegentlich einer Fußball—Kritik feststellt, nichts dazusetzt. Ich muß mir nun wirklich einmal das Derby—Publikum, dem ich das Gedicht »Todesfurcht« vorlese und das darauf ähnlich reagiert wie auf einen Flankenball, ansehen. Daß ich auf Neger wirken könnte, hätte ich geglaubt, aber der Eindruck auf jene Sorte Wiener ist überraschend. Die vielen jungen Leute, die da jedesmal am Schluß nicht müde werden zu danken, sind also Gestalten von der Caligari—Redoute, und nur weil ich selbst nie dort war, habe ich es nicht gewußt. Jemand meinte, das ganze sei vielleicht so zu erklären, daß eine Kritik irgendeines meiner Vorträge geschrieben war, nicht erscheinen durfte und darum für Fußball appretiert wurde. Das wäre eine rationalistische Erklärung. Ich glaube, daß es journalistische Natur ist, und nicht einmal jene, der die Wendung vor der Wahrheit steht, weil ja alles wurscht ist, sondern die das Leben wirklich so sieht, indem doch der Teufel seine Hölle für blau und den Himmel für schwarz hält; und daß das Hiersein immer unwirklicher wird.

Das arme Leben

Tust du nicht unrecht diesen Freuden?
Verbergen sie nicht Gram und Qual?
Verzittert nicht das tiefste Leiden
in einem Tränenbacchanal?

Hat doch der Glaube sie zum Narren,
daß jeder Schritt ins Freie drängt,
wenn sie in diese Enge starren,
die sich nur immer mehr verengt.

Bange macht jedem jede Stunde,
die von ihm abnimmt Stück für Stück,
und jeder zieht mit einer Wunde
in sein Verhängnis sich zurück.

Wer fühlt das Leben nicht vertropfen
und wie es in den Tod verfällt!
Sie hören ihre Herzen klopfen,
und eben darum lärmt die Welt.

Jeglicher Blick verkürzt das Dauern
von der bemessnen Wartezeit,
und jeder Atemzug ist Schauern,
und jeder Gang ein Grabgeleit.

Wenn sie verrucht den andern nahmen
den zugeteilten Henkerschmaus,
es hat zum vorbestimmten Amen
der vollste Magen nichts voraus.

Heben vergebens ihre Hände,
eh sie vereint das letzte Band.
Sie reichen alle doch am Ende
einander eine Totenhand.

Offenbach

O Offenbach, von dessen Zaubergeige
das Wunder blaut wie jenes Ritters Bart,
du aller Welten holde Gegenwart,
von Lust zu Schmerz unsagbar zarte Neige!

Auf deiner Erde war mir zu erschauen
das Farbenglück von allen Jahreszeiten
und Würdefall in alle Menschlichkeiten
und süßes Weh der gruftbefreiten Frauen.

O Offenbach, vor deinem Narrenchor
wie lahmt die Welt, die deinem Ton verschlossen!
Hab' einst ich ihren Mißton ausgenossen,
ich öffne Blaubarts Grabgesang mein Ohr.

Nächtliche Stunde

Nächtliche Stunde, die mir vergeht,
da ich's ersinne, bedenke und wende,
und diese Nacht geht schon zu Ende.
Draußen ein Vogel sagt: es ist Tag.

Nächtliche Stunde, die mir vergeht,
da ich's ersinne, bedenke und wende,
und dieser Winter geht schon zu Ende.
Draußen ein Vogel sagt: es ist Frühling.

Nächtliche Stunde, die mir vergeht,
da ich's ersinne, bedenke und wende,
und dieses Leben geht schon zu Ende.
Draußen ein Vogel sagt: es ist Tod.

Inschriften

DER GRUND

Warum mich das Leben nicht freut,
wengleich ich es nie genossen?
Würgende Stimmen der Zeit
wohnen in mir verschlossen.

Warum ich vom Leben nicht lasse,
wengleich es mich nie gefreut?
Wurzelnd dort wo ich hasse
wachse ich über die Zeit.

RELIGION DER LIEBE

Was werden sie drüben beginnen,
die vorzeitig Abgestorbnen
mit ihren verdorbnen,
mit ihren verrauchten
Gluten und Sinnen,
den unverbrauchten?
Man ist nur einmal tot.
Seht, wie Natur zerschellt
an jenem Lustverbot:
Erlaubt ist, was mißfällt.

Glossen

BESTE FRIEDENSWARE

Man erinnert sich noch an die Annonce:

**Schadchen, welche
Wiener Kaufleute auf Lager
haben, wollen ihre Adresse
bekanntgeben. Unter »Glück-
bringend 23902« an die Exp.**

Nunmehr hat das Neue Wiener Tagblatt endlich auch ein Lagermuster vorge-
wiesen:

**Eleganter Sports-
mann, Arier, akad. gebildet,
in leitender Stellung, echter
Naturfreund, beste Friedens-
ware, wünscht ehrb. Bekannt-
schaft gleichartiger uneigen-
nütz. junger Dame. Unter
»Kneippverehrer 93737« an
die Exp.**

Allerdings ist es nicht nur ein Kauf—, sondern auch ein Sportsmann und sogar Arier, ja geradezu Kneipp—Verehrer, aber dafür auch beste Friedensware. Man hat ihn offenbar versteckt gehalten, doch nun ist er sofort greifbar. Die gleichartige uneigennütz. junge Dame möchte ich eigentlich kennen lernen, die da, ohne daß sich ihr der Magen umdreht und ohne daß sie späterhin auch die Ehe zu brechen gedenkt, zugreifen wird. Denn ich bin auch ein echter Naturfreund. Eigentlich zu merkwürdig, daß unsereiner, wenn er schon für denselben Planeten bestimmt war, nicht wenigstens ein paar Jahrhunderte von so etwas getrennt das erblicken durfte, was noch immer das Licht dieser Welt genannt wird. Und vollends, sich vorzustellen, daß sie einen Krieg führen mußte, damit solche Friedensware zu haben ist! Aber die dürfte ihn ja wesentlich auch verursacht haben.

* * *

WEIL SICH DAS HEUTE SO GEHÖRT

In Nr. 608 — 612 der Fackel war unter diesem Titel die folgende Glosse zu lesen:

»(Die Cocktails der Diplomaten.) Die Konferenz von Lausanne, die etwas unwirsch begonnen hatte, wird sicherlich jetzt in ein friedlicheres Fahrwasser gleiten, denn an dem Konferenzort ist eine Persönlichkeit eingetroffen, die die Gabe besitzt, *die Gemüter der Diplomaten zu besänftigen*. Es ist Mademoiselle Lorly von der Bar des Hotel Victoria in Genf, die sich rühmt, mehr Diplomaten durch Cocktails *gelobt* zu haben, *als irgend jemand sonst in der Welt*. In Genf ist Mademoiselle Lorly eine äußerst *populäre Persönlichkeit*, und keiner von den Größen des Völkerbundes versäumt es, während der Sitzungen zu ihr zu kommen und sich durch ihre Meisterwerke *erquicken* zu lassen. Die junge Dame, die, *weil sich das heute so gehört*, im Flugzeug von Genf nach Lausanne gekommen

ist, ist übrigens, wie ihre Bilder beweisen, *wirklich* keine unerfreuliche Erscheinung.«

Und die Völker zögern noch immer, diesem Gesindel (inklusive der dazu schäkernden Publizistik) etwas zu mixen?

Antwort:

Aus dem französischen Amtsblatt erfährt man, daß den Mitgliedern der französischen Delegation bei der Konferenz von Lausanne *eine Entschädigung für ihre Ausgaben für Getränke* zuerkannt worden ist.

* * *

WILDER EXZEß

Das Neue Wiener Journal schneidet das Folgende:

(*Wilder Exzeß eines französischen Ententekommissionsmitgliedes in Berlin.*) Im Anhalter Bahnhof zu Berlin ereignete sich ein Vorfall, der nur dadurch keine schlimmeren Folgen zeitigte, daß rechtzeitig *Schupoleute* eingegriffen haben. Dort wurde ein Mann, der sich in stark angetrunkenem Zustand ohne Fahrkarte auf dem Bahnsteig befand, lärmte und Leute belästigte, von Beamten der Schutzpolizei verhaftet und zur Bahnhofswache gebracht, wo er als ein der Berliner Ententekommission angehörender Franzose aus Paris festgestellt und wieder entlassen wurde. Der Franzose begab sich aber neuerdings in den Vorraum des Bahnhofs und fing mit Reisenden Streit an, indem er ihnen Beschimpfungen zurief: »Ihr verfluchten deutschen Schweinehunde habt gar nichts zu sagen. Wir sind hier die Herren!« Die Schimpfereien arteten schließlich in eine wüste Schlägerei aus. Hätte die Schutzpolizei den Franzosen nicht neuerdings in Schutzhaft genommen, *so wäre er von der wütenden Menge gelyncht worden, was übrigens der Lümmel reichlich verdient haben würde*¹.

Der Franzose war immerhin besoffen. Was soll man aber zu einer Kultur sagen, die nicht nur das Wort »Schupo« erfunden hat, sondern deren Vertreter auch in nüchternem Zustand diesen Satz niederschreibt?

* * *

WAS IST EIN TROPF?

Die Schere erzählt:

Ein rheinischer Journalist war kürzlich im Wartesaal eines bayrischen Bahnhofs Zeuge folgenden drolligen Vorkommnisses: Ein Reisender unterhielt sich mit einem Einheimischen über die Ruhrbesetzung. Der Einheimische sprach den Namen des Generals Degoutte nicht Degutt sondern Degaute aus. »Warum sagen Sie denn immer Degaute, das spricht man doch Degutt aus. Verstehen Sie, goutte heißt auf deutsch Tropfen, der Mann heißt also eigentlich v. Tropfen«. Der Bayer ward nicht verlegen. Ah, do sag'n S' mir nix Neu's. Daß er a Tropf is, dös wissen mir scho lang! Un was für a miserablicher!« — *Wobei hinzugefügt werden darf*, daß das Wort

1 Er wollte bestimmt Asyl in Deutschland beantragen

Tropf wohl auch außerhalb Bayerns die Bezeichnung für nichts-nutziger Mensch ist.

Aber Tropf ist doch eher die Bezeichnung für einen, der, nur gewohnt auszuschneiden, sich einmal auch zum Kommentieren hinreißen läßt.

* * *

EIN GRILLPARZER—ZITAT

bringt der lebensprühende J. A. Lux, an dessen Bekenntnisfreude ich mich mit Kralik sehr erfreue, in einer katholischen Humoreske der Zeitschrift 'Das neue Reich'. Er empfiehlt darin, wie Grillparzer

reuig zur geschmähten Heimat zurückzukehren als dem einzigen Anschluß, der dem Edlen geziemt nach *Schillers* erhabener Mahnung: »Ans Vaterland, an's teure, schließ dich an, das halte fest mit deinem ganzen Herzen!« *Oder nach Grillparzers Worten im Hinblick auf dieses alte, herrliche, unverlierbare Österreich: »Der Österreicher hat ein Vaterland, und liebt es, und hat auch Ursach', es zu lieben!«*

Gott bewahre, daß ich die hohen geistigen Werte der Weimarer Dichtergrößen schmälern möchte, ohne die wir auch unsere Bildung uns nicht denken können, wengleich der große dramatische Genius Weimars nicht eben Goethe, sondern Schiller war, der gerade bei uns die intensivste Pflege gefunden hat ...

Er hätte vielleicht — wenn jener Grillparzer—Vers von ihm wäre — statt »liebt es« »liebt's« gesagt. Daß der Österreicher Ursache dazu hat, hat jener ja bekanntlich auch in den Worten ausgedrückt: »Dies Österreich, es ist ein schönes Land, wohl wert, daß sich ein Fürst sein unterwinde«. Welchen Schiller—Vers, der doch im Hinblick auf die kaiserlose, die schreckliche Zeit geradezu einen Ausweg weist, sich der Herr Lux entgehen ließ, trotz seinem scharfen Aug und wiewohl wir unsere Bildung uns ohne die ungeschmälerten geistigen Werte der Weimarer Dichtergrößen nicht denken können und gerade Schiller bei uns ja die intensivste Pflege gefunden hat.

* * *

ZWEI AUS DER STEIERMARK

Was diese deutschen Dichter doch für delikate Naturen sind. Herr Rudolf Hans Bartsch wird von einem Mitsteirer für das Neue Wiener Journal interviewt und trägt dem genius loci wie folgt Rechnung:

Bartsch erzählt weiter von dem jungen Schriftsteller W., den er wieder in Graz getroffen, wohin er von Rom zurückgekehrt sei. Dabei meint er wehmutsvoll, wie sehr er sich nach der ewigen Stadt am Tiber sehne und wie gerne er einmal dorthin gelangen möchte. W. war in früheren Jahren in Mürzzuschlag *der Liebhaber der koketten Frau* des damaligen Bezirkshauptmanns H. gewesen. Der *junge Tor* ahnte freilich nicht, welches Ende sein Liebesabenteuer nehmen sollte. Der Gatte erschoss sich, als er von dem Fehltritt seiner Frau Kenntnis erlangte. *Bartsch berichtet den Fall, da er zufällig* in Wien einige Zeit später in dem gleichen literarischen Vervielfältigungsbüro seinen ersten Roman diktierte, in welchem Frau H., die ihre poetische Ader entdeckt hatte, ihre Memoiren zu

Papier bringen ließ. *Auf den jungen begeisterungsdurchglühten Poeten hat die kokette Frau, die ihn mit begehrlchen Blicken verfolgte, einen unliebsamen Eindruck gemacht. In seinem Roman »Der junge Dichter« finden sich Erinnerungen daran.*

Aber auch sonst weiß Bartsch Bescheid:

Das Gespräch kommt auf Wien und Wiener Literatenkreise, es fallen die Namen Peter Altenberg und Karl Kraus. Von Altenberg weiß Bartsch eine köstliche Anekdote zu erzählen. Dieser war bekanntlich Jude und hieß, *was nur wenigen bekannt sein dürfte*, mit seinem richtigen Namen Engländer — —

Bartsch meint, Altenberg sei eine vereinzelt Erscheinung in der deutschen Literatur.

(Sehr richtig, das ist er!)

ein einsamer, bedauernswerter Mensch, der nur seiner ungestillten Sehnsucht gelebt und den nie ein Weib um seiner selbst willen geliebt. *Er versteht nicht, weshalb man ihn literarisch verdammen kann, da doch sein Werk nur vergänglich ist.*

Aber wenn von Altenberg nichts vorhanden wäre als der Jugendbrief, der an dem gleichen Tag wie dieses Aperçu des Herrn Bartsch veröffentlicht wurde, so wäre eine Zeile davon weniger vergänglich als sämtliche Werke des Herrn Bartsch und sogar jenes, das er selbst aus der Welt geschafft hat. Auch den Kampf gegen Heine begreift er nicht, da dieser ja ein längst Gestorbener, »der heutigen Generation nur mehr als Lyriker bekannt und seine politische Ansicht längst vergessen« sei. Einfach unentwirrbar. Der lyrische Ruhm Heines widerspricht ebenso der Vermutung, daß er längst gestorben ist, wie er gegen das Urteil der Generation spricht. In Wahrheit lebendiger als seine Lyrik ist aber seine politische Ansicht, wenngleich sie wieder der des Herrn Bartsch widerspricht. Und damit wäre er bei mir angelangt.

Bartsch verehrt Karl Kraus wegen seiner Ansichten über das ehemalige korrupte Österreich und unterschreibt fast alle seine Essays, die er in der »Fackel« veröffentlicht.

Wohl bis auf den unter dem Titel »Die Dankbarkeit des Rudolf Hans Bartsch¹«, dessen Inhalt er freilich durch die Erklärung wettmacht:

»Die Deutschen hassen jeden, der unter ihnen hervorrägt«. Grausam habe er diese Wahrheit auch am eigenen Leibe verspüren müssen. Wohl dürfe er *ohne Selbstüberhebung* von sich behaupten, *ein Führer des deutschen Volkes geworden zu sein*, unter dem zwanzig Millionen Bücher, Kinder seines Geistes, *verbreitet*. Und doch, wie wenig bekannt sind seine Ideen. Die meisten seiner Leser glauben, er habe nur Romane geschrieben, *und nur die wenigsten merken*, daß er eine Lebensanschauung, *eine Religion und den Weg zur Glückseligkeit geschenkt hat*.

Ja das merken die wenigsten. Aber warum geschenkt »hat«? Warum plötzlich »hat«? Altenberg, den nie ein Weib geliebt; das Volk, unter dem Bartschs Bücher verbreitet; Ginzkey, der seine Penaten aufgestellt; Bahr, der wieder zurückgekehrt; der Poet, der zehn Lustren vollendet; die Essays, die Kraus veröffentlicht (ganz sicher ein Perfektum): nein, die aus der Steiermark brauchen keine Hilfszeitwörter!

Innerlich leidet er unter diesem Haß des deutschen Volkes gegen seine Führer, der auch ihm immer wieder begegnet,

Möglicherweise doch ein Präsens.

¹ Heft 381 # 03

Goethe, Schopenhauer und Kant waren einsam auf der Höhe der Menschheit und fühlten sich allein stets am wohlsten.

Und haben es auch jedem Interviewer, der ihre Einsamkeit teilte, gesagt.

Um von modernen Literarturgrößen zu sprechen: Gerhart Hauptmann, *Hermann Sudermann* oder *Karl May*, sie alle brachten Neues in ihrer Art. Doch die große Masse ihres Volkes verstand nicht, daß sie ihm um zwei Jahrhunderte voraus seien ...

Um wie viel Jahrhunderte ist der Sudermann der großen Masse voraus? Nur um zwei? Da wird ja 2123 die »Ehre« als Novität wirken, wenn nicht »Sodoms Ende« post festum kommt. Wie weit Bartsch seinem Jahrhundert voraus ist, beweist er schon durch die Sprache, in der er es beklagt:

Pfaffen hätten ihn von außen herum beschnüffelt und *die Sozi* befehdet ...

Aber das war vor auszusehen.

Es bewahrheitete sich da eben auch wieder die Prophezeiung seines Großoheims, des berühmten Paläontologen Unger — *dem Darwin die Ideen seiner Lehre gestohlen* —, der ihm im Mutterleibe schon *vorhergesagt*: »Wenn es ein Knabe wird und ein Mann, wie ich ihn mir vorstelle, so wird er zu leiden haben unter dem Neid und der Mißgunst der Menschen.«

Darwin unterscheidet sich also von Sudermann dadurch, daß er nichts Neues gebracht, und dies, wiewohl er nicht Mitarbeiter des Neuen Wiener Journals. »Mit leicht resigniertem Achselzucken« — welches Darwin, dessen Ideen vom Großoheim des Bartsch abstammen, freilich nicht mehr aufbringen könnte fährt Bartsch fort, er sei deshalb gewiß nicht verbittert.

Er kann und will auch an der Größe des deutschen Volkes nicht verzweifeln, denn ein Volk, dem stets in seiner größten Bedrängnis immer wieder *so große Geister und Führer* geboren wurden, wie dem deutschen, *das kann nicht untergehen*.

Natürlich nicht; während der Wiener bloß nicht untergeht, sich also andauernd in einem Zustand befindet, der an sich wenig erfreulich ist und seine Berechtigung mehr der Gewohnheit verdankt, *kann* das deutsche Volk nicht untergehen, also inzwischen noch alles mögliche vorkehren, um es zu verhindern. Zum Beispiel braucht es bloß den Weg zur Glückseligkeit zu betreten, den einer seiner Führer ihm geschenkt, Auf sich selbst gestellt, ohne Hilfszeitwort, und wenn die Welt voll Teufel.

* * *

GOETHES VOLK

Warum nicht auch einmal etwas aus der 'Allgemeinen Fleischhauer— und Fleischselcher—Zeitung':

Hochzeitsfeler. Am 12. Februar d. J. fand in Esternberg die Hochzeit des Fräuleins Fanny Trost, Brauereibesitzerstochter aus Osterhofen in Bayern, mit Herrn Franz Baumgartner, Fleischhauerei — und Gasthofbesitzer in Esternberg, statt. Der Besuch war ein äußerst zahlreicher und waren außer den übrigen Hochzeitsgästen noch *23 Zechen anwesend*, verbürgte doch die ausgezeichnete Küche, welche in den bewährten Händen der Frau Auguste Baumgartner lag, ein leckeres Festmahl. Die *Servierung* und Oberleitung der Hochzeitstafel wurde durch Herrn Franz Maier, Engelhartzell, in mustergültiger Weise durchgeführt. *Der edle Gersten-*

saft aus der Brauerei Baumgartner in Schärding *mundete vorzüglich*, der Besitzer derselben Herr Josef Baumgartner hatte auch *die Stelle des Brautführers inne, mußte aber notgedrungen infolge seiner Korpulenz diese nach dem Kirchgang an Herrn Ortner, Hellbauer in Wetzendorf, abgeben, da eine Weiterbehaltung der Stelle für die Atemnot gefährdend gewesen wäre*. Der neue Brautführer *versah die Stelle vorzüglich* und verlief die Feier in *äußerst animierter und feuchtfröhlicher Stimmung*. Dem *werten Brautpaare nochmals* die besten Glückwünsche und recht viel Glück auf den gemeinsamen Lebensweg. Nach Schluß der Hochzeit *übernahm der Kassier der Hochzeit, ein Mitglied der Genossenschaft, das Gruppenkommando zu Herrn Gastwirt Klaffenböck, wo bei geselligem Beisammensein auch eine Konkurrenz im Ringkampf zwischen Bauern und Fleischhauern ausgetragen wurde, welche, soweit uns bekannt, zugunsten der Fleischbauer entschieden wurde*.

Ob ich da wohl — 's sind doch gute Deutsche — mit einer Vorlesung der »Pandora« Eindruck gemacht hätte? Die Frage, wo noch auf der weiten Erde dies Stück Kulturleben oder vielmehr, da es ja auch anderswo Besoffene gibt, die Übertragung der Angelegenheit ins Publizistische möglich wäre, ließe sich gleichfalls schwer beantworten.

* * *

AUS DEM NEANDERTAL

Eine arbeitslose, ungefähr vierzigjährige Frau reichte um die Arbeitslosenunterstützung ein. Der mit den Erhebungen betraute Gendarm verlangte von der Frau — nach ihrer und ihrer dreizehnjährigen Tochter gerichtssaalmäßigen Aussage — die geschlechtliche Hingabe und versprach ihr, daß sie in diesem Falle sehr rasch die Arbeitslosenunterstützung bekommen werde. Daraufhin warf die Frau den Gendarmen mit Entrüstung hinaus und erhielt auch weiterhin keine Arbeitslosenunterstützung. Auf eine neuerliche Reklamation, erschien ein zweiter Gendarm bei der Frau, dem sie das Erlebnis mit dem ersten Gendarmen erzählte. Es wurde ein Protokoll aufgenommen und der Gendarm klagte daraufhin die Frau wegen Ehrenbeleidigung. Das Gericht (im Land Salzburg) schenkte den Aussagen der Frau und ihrer dreizehnjährigen Tochter keinen Glauben und verurteilte sie mit folgender Begründung:

1. Der Frau ist schon deshalb kein Glauben zu schenken, weil der Gendarm, ein fünfundzwanzigjähriger Mann, *wenn er an eine vierzigjährige Frau ein derartiges Verlangen stellen sollte, abnormal sein müßte*.
2. *Wenn er aber abnormal wäre, müßte diese Tatsache seiner Dienststelle und der Öffentlichkeit bekannt sein*.
3. Davon ist aber der Dienststelle *nichts* bekannt, *daher* ist der Mann auch *nicht abnormal* und *kann daher* auch ein derartiges Begehren an eine vierzigjährige Frau *gar nicht gestellt haben*.
- 4.

Ein Séparée—Abenteurer

Herr Heinrich Kanner war seinerzeit in Österreich ein gefürchteter polemischer Publizist, von mir wegen seiner Langwelle, von andern, weil sie diese für den Ausfluß eines galligen Temperaments hielten. Seine Bosheiten gegen Minister hatten eine Wirkung, die jeden außer dem Getroffenen niederschlug, und in wenigen Worten wußte er oft nichts zu sagen. Er schnellte Pointen ab, aber es stellte sich heraus, daß er einen um sie geschneit hatte, denn sie lagen am Boden und der, dem sie zugehört waren, empfand weniger Verdruß als der Unbeteiligte. Sein Ausdruck hatte die Note jener Sparsamkeit, hinter der sich eine nur mühsam gebändigte Leere verbirgt, und wenn man im Bereich der Bühne nach einem Pendant gesucht hätte für dieses leibhaftige »Messer ohne Klinge, an welchem der Stil fehlt«, so wäre einem Herr Jarno eingefallen, der aber doch viel besser schneidet. Seine volle Ödigkeit entfaltet Herr Kanner aber nur, als er noch frisch war, nämlich in der Wochenschrift 'Die Zeit'. Als sie ein Tagesblatt wurde, mochte man hin und wieder an einem ledernen Leitartikel merken, daß dieser von ihm war, aber er war doch nicht mehr der Alte und er beschränkte sich hauptsächlich auf die Chefredaktion, bis die 'Zeit' an den Meistbietenden verkauft wurde. Seither hat Herr Kanner nur Erinnerungen und er gibt sie, zum Unterschied von seinem Kompagnon Singer, nicht im Gerichtssaal, sondern im Neuen Wiener Journal zum Besten, das zu diesem Genre einen unwiderstehlichen Drang hat und, wo es nicht willige Lieferanten findet, die Gewalt der Schere braucht. Im Neuen Wiener Journal bewährt nun Herr Kanner eine Eigenschaft, die man an ihm noch nicht gekannt hatte: er ist pikant. Und zwar erzählt er entweder wie ein Privatdetektiv von einem Uhrendiebstahl, dessen Opfer er auf der Elektrischen geworden ist, dessen Urheber er aber schließlich doch eruieren konnte; oder er plaudert wie eine Gouvernante von einem Abenteuer im chambre séparée. Denn natürlich weiß Herr Kanner selbst so besonderen Stoffen keine besondere Seite abzugewinnen und er bleibt in den verhänglichsten Situationen so langweilig, wie er schon in seiner Jugend als Wochenpublizist war. Darum ist es notwendig, das Séparée—Abenteurer des Herrn Kanner aufzufrischen.

Es bestand darin, daß ein Graf Kinsky, der in solchen Lokalitäten zuhause war, zur Abwechslung einmal statt einer Ballerine einen interessanten Publizisten einlud, um ihm den unsittlichen Antrag zu stellen, sich dem Grafen Badeni hinzugeben, aber furchtbar enttäuscht wurde. Auch Kanner war enttäuscht. Er versichert nun zwar, er sei völlig ahnungslos gewesen, sonst wäre er nicht zu diesem Stelldichein gegangen, aber jedenfalls wußte er, daß ein Graf, den er gar nicht persönlich kannte, ihn zum Sacher lud, und da konnte er nicht nein sagen. Bemerkenswert ist zunächst, wie Kanner, der sich rühmt, rein aus diesem Abenteuer hervorgegangen zu sein, das heißt, zwar den Grafen Kinsky, jedoch nicht den Grafen Badeni kennengelernt zu haben, dessen Popularität beschreibt. Man kann daraus die ganze Geistigkeit des Herrn Kanner kennenlernen. Badeni also war eine stadtbekannte Erscheinung, man verglich ihn mit Bismarck

und erstreckte die Parallele selbst auf Badenis Gut Busk in Galizien, das man als das Varzin¹ des neuen Staatsmannes *oder*, indem man *auf der Suche nach würdigen Vorgängern* bis ins klassische Altertum *zurückging*, als sein Tuskulum bezeichnete, woraus *der unvermeidliche Wiener Wortwitz* alsbald ein Buskulum machte.

1 Bismarcks Gut in Pommern

Eine Schmockerei von geradezu pitoyabler Klapperdürre. Erstens ist es keinem Menschen in Wien eingefallen, Badeni mit Bismarck zu vergleichen, und vollends nicht, zu diesem Zweck zwischen Busk und Varzin eine Parallele herzustellen, denn sonst hätte man ja jeden ministeriellen Grafen, der ein Gut hat, mit Bismarck vergleichen müssen; zweitens hat es niemand als sein Tuskulum bezeichnet; drittens brauchte man, um dies zu tun, sich nicht aus der Sphäre Bismarck eigens auf die Suche nach würdigen Vorgängern zu begeben und bis ins klassische Altertum zurückzugehen, weil, wenn schon ein paar Trottel in Wien Badeni mit Bismarck verglichen haben sollten, kein einziger daran dachte, ihn in derselben Gedankenlinie mit Cicero zu vergleichen an den man ja bei »Tuskulum« gar nicht mehr denkt; viertens hat der unvermeidliche Wiener Wortwitz nie an Badenis Tuskulum gedacht, sondern irgendein Parlamentsjud hat den Witz »Buskulum« gemacht (man stelle sich nur vor, daß ein Wiener Fiaker eine Ahnung von einem Tuskulum und von dem Gut Busk gehabt haben soll, etwa so: »Ferdl, hast scho lang net 'n Badeni g'führt?« »Ah woher denn, der is doch jetzt auf sein' Buskulum!« Schallendes Gelächter am Standplatz); und fünftens sieht man, welcher Konstruktion ein witzloser Kopf fähig ist, um die Frage nach dem rechten Ohr zu beantworten: der Besitzer greift nicht einfach mit der linken Hand über jenen hinüber, sondern von hinten zwischen die Beine und deutet in die Gegend.

Aber gehen wir zu den Pikanterien des Herrn Kanner über, zum Bekenntnis dessen, was er mit dem Grafen Kinsky erlebt hat. Es dürfte wohl kaum je zuvor ein ähnliches mit der gleichen Unbefangenheit abgelegt worden sein. Er habe, erzählt er, trotz der schon dargetanen Beliebtheit des Grafen Badeni gegen ihn »von Anfang an eine skeptische Haltung eingenommen, die sich mit jedem Schritt, den der neue Mann tat, immer mehr zu einer scharfen Kritik zuspitzte«. Man kennt Kanners Skepsis und Spitzen, sie sind bei weitem nicht so gefährlich wie die folgende Selbstenthüllung:

Da kam eines' Tages ein *Bekannter* zu mir und erzählte mir, daß er kürzlich die *Bekantschaft* des Grafen Rudolf Kinsky gemacht habe und daß dieser im Gespräch ein großes Interesse für meine Arbeiten *an den Tag gelegt* habe. Graf Rudolf Kinsky *war damals einer der meistgenannten Lebemänner in Österreich*. Ich hatte viel von ihm gehört und gelesen, aber doch immer nur, daß er sich mit Theater und Sport beschäftige. Daß er *die Politik verfolge*, war mir neu, und daß er meiner Tätigkeit eine besondere Aufmerksamkeit zuwende, *schmeichelhaft*. *Als daher* mein Bekannter *mir eröffnete*, daß Graf Kinsky *mich kennenzulernen wünsche*, *willigte ich ohneweiters ein*, und alsbald überbrachte er mir eine Einladung des Grafen zu einem Souper *zu dritt* in einem *Chambre séparée des Hotels Sacher*.

Ein unabhängiger Publizist wird sich doch nicht gegen so etwas sträuben, zumal wenn es zu dritt ist! Er empfindet es als ebenso schmeichelhaft wie selbstverständlich, daß ein Ballettgraf, einer der meistgenannten Lebemänner in Österreich, seine Bekantschaft machen will. Er verfolgt eben zur Abwechslung die Politik, das kann doch vorkommen. Heute ist's also nichts mit der Speisinger, mit der Wurzinger, mit der Stametzhofer und mit der Hawerkerka, sondern heut wird einmal der Kanner fetiert; worüber sich die Kellner ja die Gedanken machen mögen, die sich der Kanner nicht macht. Während des Essens erweist sich Graf Kinsky »als angenehmer und gewandter Gesellschafter«, wie denn auch nicht. Das Gespräch ist zuerst ganz harmlos, wie es Kanner »von einem solchen Weltmann, der auch ein bißchen Allerweltmann war, nicht anders erwarten konnte«. Ihm fiel noch immer nichts auf, er

dachte nicht im entferntesten daran, daß dieses *intime Souper* irgendeinen besonderen Zweck verfolgen könne. *Ich nehme an, daß den Grafen, der auch sonst mit Journalisten verkehrte, die Neugierde gereizt habe, einmal einen oppositionellen Journalisten im engen Kreis zu sehen und zu beobachten.*

Das muß ja für einen Grafen rasend tentant sein. Und oppositionelle Journalisten lassen sich gern beobachten, benehmen sich dabei ganz unbefangen:

Ich gab mich daher ganz unbefangen dem Tisch— und Nachtschvergnügen hin.

Sonderbarer Gusto eines der meistgenannten Lebemänner, plötzlich auf den oppositionellen Kanner zu fliegen, aber so sind nun einmal diese. Blasiertheit, Spleen, Passletam. Kanner jedoch gibt sich nur dem Tisch— und Nachtschvergnügen hin.

Aus diesem ruhigen Abendvergnügen
(schon wieder ein Vergnügen!)

wurde ich aber plötzlich aufgeschreckt.

Was wollte der Graf?!

Bei der Zigarre überraschte mich der Graf mit einem wohldurchdachten Antrag,

was heißt das — mein Herr?! — Aber Herr Graf!

der diesem Abendessen einen ganz bestimmten und gar nicht harmlosen Zweck gab.

Um der Spannung des Lesers ein Ende zu machen, der mit angehaltenem Atem dasitzt, sei schnell gesagt, daß der Wüstling nichts Geringeres im Schilde führte, als Herrn Kanner 500.000 Gulden anzubieten und zwar zur Gründung einer unabhängigen Tageszeitung, deren künftiger Herausgeber aber nur den Fehler habe, den leitenden Staatsmann, eben den Grafen Badeni, noch nicht persönlich zu kennen.

Eine persönliche Berührung sei für den Kritiker von großem Wert, ja unentbehrlich.

Versteht sich — wie angesichts der Lokalität, in der der Antrag gestellt wurde, nicht genügend hervorgehoben werden kann — eine Berührung geistiger Art. Graf Badeni sei ein sehr interessanter Mann, niemand werde von Kanners Besuchen etwas erfahren, zur ersten Zusammenkunft werde Kinsky ihn selbst führen ... Drei beziehungsvolle Punkte. Auch von diesem Versuch, das Rendezvous zu veranstalten, hätte niemand etwas erfahren, wenn Kanner es nicht selbst erzählt hätte. Dreißig Jahre hat er's bei sich behalten, die sittliche Entrüstung ist in dieser Zeit verflogen und heute hält er es nur noch für pikant. Nun ist's am Tage, der Graf Kinsky hatte einen oppositionellen Journalisten zum Souper geladen, um zu sehen, ob er aus der Hand frißt. Was aber tat Kanner?

Ich war perplex.

Ich an Stelle des Herrn Kanner wäre es nicht gewesen, weil ich die Einladung ins Separée nicht angenommen hätte, wo der Tugend, der Tugend immer Fallstricke gelegt werden und die Grafen den oppositionellen Publizisten Champagner zu trinken geben, bis sie sie so weit haben. Da haben sie freilich die Rechnung ohne den Gast gemacht:

Wenn ich solches geahnt hätte, hätte ich dem Grafen Kinsky das Souper erspart.

Aber zu diesem Satz kann man nichts sagen, da fällt einem nichts ein, da ist alles schon enthalten. Der Graf hatte zuerst den Vorschlag gemacht, in dem neuen Blatt »für jeden Bezirk eine eigene Rubrik zu schaffen oder sogar eine besondere Ausgabe zu drucken«. Darauf war Herr Kanner hereingefallen.

Die von *vornherein abstrus* klingende Idee der Bezirkszeitungen, mit der ich *mich doch berufs— und pflichtmäßig* im Gespräch *ein wenig beschäftigt hatte*, erwies sich als eine Attrappe und nicht gerade als eine besonders geschickt ersonnene.

Kanner war innerlich empört. Der Graf Badeni glaubte, »der Freiheit seiner Kritik spotten zu können«? Will der Herr Graf ein Tänzlein wagen? Wir sind nicht vom Ballett, sondern von der 'Zeit'!

Was sollte ich nun sagen? *Sollte ich den Marquis Posa spielen?* In den *Chambres séparées* von Sacher sind *schon manche Freiheiten gefordert und gewährt worden*, aber sicher *nicht die Gedankenfreiheit*.

Endlich kommt Herr Kanner auf den Witz der Sphäre. Aber selbst der mißlingt, denn er brauchte ja gar nicht die Gedankenfreiheit zu fordern, die man ihm bloß, und zwar zu einem übertriebenen Preis, abkaufen wollte; er hatte sie ja und man forderte sie vielmehr von ihm. Was tat also Kanner?

Ich war in Verlegenheit. Da erinnerte ich mich des deus ex machina, der den Kulturmenschen überallhin begleitet, der Uhr in meiner Tasche.

Das ist genau so weit hergeholt wie das Buskulum. Aber Kanner, der schon die Uhr in der Hand hat, muß noch in die Ferne schweifen. Er sagte also nicht einfach: es ist spät geworden, sondern — was tat er?

ich zog sie

— es ist dieselbe, von der er kürzlich ebenso umständlich erzählt hat, daß man sie ihm zog —, nun und?

sah sie an

weiter —

konstatierte, daß es halb neun war

— schnell weg!

und sagte dem Grafen, ich müsse jetzt eiligst auf das Telegraphenamt gehen, um meine Depeschen für die »Frankfurter Zeitung« aufzugeben. Das war eine Notlüge,

ja gewiß, aber noch eine ganz spezielle:

ich war nur Briefkorrespondent der »Frankfurter Zeitung«, den telegraphischen Dienst *besorgte ein Kollege*, der in der Redaktion einer Tageszeitung saß. *Aber der Graf wußte es nicht*

— also wenn er gesagt hätte: Sie, ich muß nachhaus, hätte ihn der Graf potipharisch zurückgehalten —

und ich konnte mich *mit Anstand* einer Verlegenheit entziehen, in die mich Graf Kinsky,

er will ihm nicht nahetreten,

gewiß ohne es zu verstehen und wahrscheinlich nur aus Gefälligkeit gegen den *staatsmännischen Magier aus dem nördlichen Kronland*

nämlich aus dem Buskulum

versetzt hatte.

Der Graf Kinsky war schön angeschmiert; denn den telegraphischen Dienst besorgte ein Kollege (der in der Redaktion einer Tageszeitung saß)! ... Den Grafen Badeni aber hat Kanner *nicht* kennengelernt, und er gibt darum der Enthüllung auch den sanglanten Titel: Wie ich den Grafen Badeni — nicht kennen lernte«. Der Gedankenstrich zeugt von einem geradezu teuflischen Hohn. Badeni würde sich ihn heute nicht hinter den Spiegel stecken. Er hat es auch bei Lebzeiten nur schwer verwinden können. Er habe mit Kanner zwar weiterhin Verkehr gepflogen, »aber nicht mehr durch einen österreichischen

Kavalier bei Sacher—Soupers«, sondern — so schließt Kanner die Erzählung — durch Konfiskationen »und andere unfreundliche Unternehmungen, über denen noch der Schleier des Geheimnisses liegt«. Gott verhüte, daß er gehoben wird! Man hat ohnedies genug zu staunen, was für Zumutungen an unabhängige Publizisten gestellt werden.

Selten dürfte Ähnliches erlebt und mit so herzhafter Unbefangenheit berichtet worden sein, die höchstens verschweigt, wie sich der Dritte, in dessen Gegenwart ja die Zumutung gestellt wurde, benahm, der Bekannte des Herrn Kanner, der vielleicht in den Plan eingeweiht war. Man interessiert sich für ihn, aber die Figur ist nicht ausgeführt. Was ist aus diesem stillen Zecher geworden? Und ferner möchten wir gern noch wissen, wie sich Herr Kanner für das gute Souper revanchiert hat. Denn er hat ja, wie er ausdrücklich zugibt, es dem Grafen Kinsky nicht »erspart«. Aber alles in allem kann man wohl sagen, in den *chambres séparées* von Sacher dürften schon temperamentvollere Naturen gespeist worden sein, selten aber naivere. Die Kellner, die damals Augen machten, haben gewiß bis heute den Abend nicht vergessen, wo der Graf mit dem Doktor kam; also, ganz gegen seine Gewohnheit, statt mit einem Mauserl mit einem Mausl. Wochen und Wochen hindurch, in denen die politischen Artikel Kanners in der 'Zeit' erschienen, lag noch eine solche Atmosphäre von Langweile über dem *Séparée*, daß gar keine Unterhaltung aufkommen wollte, und lange sprach man in Ballettkreisen darüber, was denn dem Grafen damals eingefallen war. Seither sind, wie wenn ein Fluch über der Sphäre lasten würde, die *Séparées* vom Unglück verfolgt. Wo sind die Zeiten, von denen noch heute, einsame Träne im Aug, ältere Geschäftsführer erzählen, die damals Speiseträger waren, wie noch der Erzherzog Otto, mit einem Finger in zwischen Klavier spielend, auf die fesche Faschingbauer gewartet hat, bis sie kam und da war, die Minnerl, oder auf die Stachelberger, die was später den schwarzen Pollack gehabt hat, Gott waren das Zeiten. Versunken und vergessen. Vineta ... Die Polizei richtet ihr wachsames Auge auf diese Gelegenheiten harmloser Unterhaltung, es finden Razzien statt, Toilettefrauen sagen aus, daß sie verdächtige Sachen haben herumliegen sehen, und die Zahlkellner werden eingesperrt, während die Besitzer frei ausgehen. Man weiß jetzt, worauf dieses ganze barbarische System, das so gar nicht zur Lebensfreude einer Stadt mit alter Kultur paßt, zurückzuführen ist. Die Behörden wollen verhindern, daß unschuldige oppositionelle Publizisten in eigenartige Situationen geraten, aus denen sie sich nur im letzten Moment durch eine Notlüge retten können.

Brunnenvergiftung

Die diesem Versstück unterlegte Geschichte soll keinesfalls als die Anekdote unterschätzt werden, wie ich sie an den Titel eines antisemitischen Zeitungsartikels angesponnen habe. Die Kriegserklärung Deutschlands an Frankreich im August 1914 ist zwar mit der Lüge realer Bomben auf Nürnberg begründet worden, aber zur Aufpeitschung der Kriegsleidenschaft hat auch das damals verbreitete und geduldete Gerücht beigetragen, feindliche Ärzte hätten in Süddeutschland die Brunnen vergiftet, was ganz gewiß auf die mißverständene Metapher zurückzuführen war, auf irgendwelche Anklage wegen »Brunnenvergiftung«, die aus dem politischen Phrasenschatz in das bereite Gemütsleben jener Tage Eingang fand, genau so wie sie es heute — hüben und drüben — wieder vermöchte. Die Möglichkeit, daß das mißdeutete

Zeitungsklischee Mord und Vernichtung bewirkt, hält sicherlich der planvollen Kriegsmache des Zeitungsgeistes die Wage.

In Wien, noch heut erzählt man's mit Beben,
hat einst sich das folgende begeben,
doch weiß ich nicht mehr, ob es bloß geschehn
oder ob gar ich's im Traum hab' gesehn.
Denn eben, wie es dort geht, wo nichts geht
und sogar alles was gehn tut steht,
wie sie eilenden Fußes stehen bleiben
und sich inzwischen die Zeit vertreiben,
wie sie stehenden Fußes jappen und jagen:
das weiß ich zumeist vom Hörensagen
und selbst dieses hör' ich erst, wenn ich allein bin
und mit mir selber darin überein bin,
daß wir zwei nicht unter die Leute müssen,
um alles Wissenswerte zu wissen.
Geläng's denn, so viel ihnen abzunehmen,
wenn wir wirklich unter die Leute kämen?
So aber, von der anderen Erde,
folg' ich der Stimme, dem Gang, der Gebärde,
folgt mir Mißton und Wirrsal und Überdruß,
und die Entfernung schafft den Genuß.
Verwebt und verbunden, gewähr' ich mich allen,
die mir zu Gefallen mir nicht gefallen.

Von welchen laß ich aus heutigem Leben
jedoch zumeist und zunächst mich umgeben?
Die mir immer Gegen— und Widerwärtigen,
die hinterbliebenen Weilandswichter,
wie sie vergebens entgegenharren,
die unzerreißbaren Kaiserbärtigen,
die kaisersemmligen Gesichter,
dem aufzuwärmenden Kaiserschmarren!
Diese Art, mir im Innersten äußerst zuwider,
scheint gleich verteilt mir auf Hoch und Nieder,
vertreten in allen sozialen Rängen,
in die ich nicht liebe mich einzumengen.
Das Hirn aus Pappe, das Antlitz von Kleister,
so hält es im Haus wie der Herr so der Meister:
tief eingebettet in jede Falte
der fromme Wunsch, daß Gott erhalte,
woran ja das Herz des Menschen hing
und was definitiv zum Teufel ging.
Seh' ich auf der Straßenbahn so ein Tier
mit der aufgezwirbelten Manneszier,
bei dessen Anblick mir nichts bleibt erspart,
denn innen steckt doch der Kaiserbart;
muß ich, Gott beschütze, hieramts verkehren,
mit den konniventen Funktionären,
so lob' ich die Rasse um das Bestreben,
sich von der meinigen abzuheben.
Denn die häßlichsten traun in diesem Lande,

dem angegossen der Reim der Schande,
sind von allen die völlig Ausgeschamten,
jene nach oben und unten Klüglichen,
die unverbindlichen Diesbezüglichen,
von der k. k. Hölle ausgespiebenen [ausgespiehenen?]
und im hintersten Hintern hinterbliebenen,
doch entgegenkommenden Biamten,
die ausgehungerten Ordensjäger
und würdelosesten Würdenträger,
die lang' vor dem Krieg verloren das Schämen,
tunlichst bereit, keinen Anstand zu nehmen.
Republik heißt auf deutsch die kaiserlose
und noch vom Umsturz volle ärarische Hose.
Seht die wutverzerrten Gotterhaltegesichter:
es kuscht im geschichtlichen Zwang das Gelichter,
doch kein Feind wär' imstand, um das Glück sie zu bringen,
von Lorbeerreisern sich etwas zu singen.
Sie planen bereits, doch einstweilen ganz stad,
eine Brucken zu schlagen nach Belgerad,
und wenn ihre Blüenträume reifen
und für sie wieder andre den Sabul ziehn,
so reißt es sie unwiderstehlich hin,
auch der Adria an den Busam zu greifen.
Derweil g'hört sie freilich dem Wallisch, dem Gauch,
und nicht er, sondern man liegt vor ihm auf dem Bauch,
denn man ist ja doch leider in den und in diesen
Belangen auf jene angewiesen,
die sich derweil noch ins Fäustchen lachen
und bekanntlich außerdem katzelmachen.

Hier ist alles ein Kreuz, aber keiner bereut's,
hier kriecht die Justiz vor der Presse zu Kreuz,
hier wo Euer Gnaden schon wissen ja eh,
hier steckt die Hermandad in des Bösen Livree;
wo die Autorität für die Zeitungen schmiert
und auch sonst sich tunlichst gar nicht geniert,
wo die kleinen man hängt, jedoch Menschenhaufen
Spalier bilden, wenn man die großen läßt laufen,
wo Hoch und Nieder, jeder von allen
für den Fall, es schiene was abzufallen,
dabei ist — trinken wir noch ein Flascherl,
während jener den Staat steckt in das Tascherl —,
kein Wort, das nicht Geld ist, kein Geld ohne Diebe;
die leben vom Spiel, die verkaufen die Liebe:
ja bei dem Leben, da lebt sichs wie toll,
tu felix Austria stehst unter Kontroll'!
Dies Volk, das seine Kriegsschuld vergessen,
hält seine christliche Pflicht für erledigt
und sich für den Hunger sattsam entschädigt,
wenn es nicht aufhört, die Juden zu fressen.
Sie wollen ja nix als ihre Ruh;
ist hier denn jemals gemordet worden?
Wenns drauf ankommt, sie möchten schon morden,

nur sind sie halt doch zu kommod dazu.

Wie malerisch man dieses Treiben finde,
mir graut vor der ganzen Käserinde.
Unmöglich, das bunte Treiben zu bändigen,
der Parasiten sowohl wie der Bodenständigen,
die sich in der Symbiose bequemen,
jenen den Saft wieder abzunehmen.
Jüngst hat die Behörde, die dazu gehört,
dies Volk durch die Zählung aufgestört.
Denn einzig nur der Versuch, sie zu zählen,
erfüllt die Erwartung, daß keine fehlen,
und man war überrascht von der Fülle der Seelen.
Eine Rasse von einer ganz eigenen Rasse,
die die ganze Welt liebt und ich allein hasse,
und die, als sie plötzlich »Momenter!« sagte,
mich aus aller menschlichen Vorstellung jagte,
weshalb mich der Zweifel an Gott überkam —
träf' ich einen am Ganges, korschamadiener,
ich wüßte von weitem: das ist ein Wiener,
und wenn ich von ihm keinen Laut noch vernahm.
Auf der Kultur allerunterster Stufe,
unterworfen der Trägheit Gewalten,
lassen sie von der Welt sich nicht schulen,
trotzen der Zeit als die deutschen Huzulen
und sie werden zu diesem Behufe
tunlichst von oben noch angehalten.
Den geborenen Sklaven gereicht es zur Ehr',
daß auf sie aufpaßt ein Generalkommissär,
bei dem sie so frei sind sich zu beehren
über zu viel Freiheit sich zu beschweren;
Obrigkeit nennt die Behörde Herr Schober,
der Untertan nennt schon den Zahlkellner Ober.
Der Korso voll Feschaks und Küßdiehänder,
und Göttergatten gehn auf die Länder.
Mit der Sprechart, die längst den Naturlaut verloren,
im Sprachengemisch zum Abschaum gegoren,
mit diesem kollernden Kauderdeutsch—Sprechen
und taarlos perfektsten Radebrechen:
ganz entartet dem echteren Wesen
und den bescheiden harmonischen Formen,
aber verwirrt von den technischen Normen,
doch schon imstande, Zeitung zu lesen,
stehn sie beständig im Weltraum herum;
jeder Schritt weiter gehorcht nur dem Drah'ma,
nennen dies Chaos dann stolz Ramatama
und es geht höchstens rundumadam.

Aber einen Standpunkt doch auf Erden
haben, die patrizisch sich gebärden,
die kulturbekannten Schubert—Erben,
die bereit sind, fürs Dreimäderlhaus zu sterben,
während Mozarts Erben wieder wetten

auf die Zugkraft anderer Operetten.
Eint das Weltall Geist und Wiener Bürger?
Nach Beethoven hungern Rindfleischwürger.
Über Goethe geht halt doch der Sacher,
aber Nestroy war ein Lustigmacher.
Kunst und Seele und Natur und Weib
nur ein Ornament der Bürgerwelt ist;
alles Wesen ist nur Zeitvertreib,
Zubehör ist alles, was nicht Geld ist.
Was Kauf und Lauf ist, hier ist's noch verbogen;
hier ist das sichere Ende abzusehn,
und schneller wird das Leben ausgesogen:
denn zum Ruin trat völkisch Auferstehn.

Längst verfault ist der Kern, doch die Schale,
daß sich das trunkne Auge gewöhne,
leuchtet in christlich—germanischer Schöne
gleich einem milden Kraliksgrale.
Heiliger Geist, des Wunders Verüber:
hier wo schon alles drüber und drunter —
seht wie es wechselt, wie regt es sich munter,
und es geht alles schon drunter und drüber.

Ja, das Saniertwerden wird niemanden reuen,
nichts ist da not als jenen vertrauen,
die, imstande die Kriegskrüppel abzubauen,
die Tuberkulose von den Kindern befreien.
So lasse sich die Heilung nicht erwerben?
Mit diesem Mittel wehrt man nicht dem Hungern?
So tadeln solche, die den Staatsmann neiden.
Die Tat beweist's: wenn hunderttausend sterben,
so brauchen sie nicht arbeitslos zu lungern
und müssen keineswegs mehr Hunger leiden.
Beim Untergang aber hofft jeder mit Bangen,
durchs Hintertürl hinaufzugelangen
und vom Schicksal, das jene verschlingt, inzwischen
ein Protektionsportionderl zu erwischen.
Die Wiener Wirklichkeit ist Übertreibung.
Was immer in diesem Sonntagsstaat
so steht wie geht, es ist windverdraht
und das Klima selbst spottet jeder Beschreibung.
(Jedoch im Versuch, im Wiedererleben,
vergaß ich zu sagen, was hier sich begeben.)

In dieser verzauberten Gegenwart,
wo der Stundenzeiger der Ringstraßenuhren
vorbei an immer den nämlichen Huren
zum Zeichen der Zeit, zum warnenden Zeichen,
vorbei dem Spalier animierter Leichen
zum warnenden Zeichen der Zeit erstarret,
da kamen die Leute einmal geloffen
als wären sie vom Zeichner Schöpfflug getroffen,
oder auch von der Tarantel gebissen,

kurz von einem Dilettantel falsch umrissen,
mit unbeweglich stürmenden Haxen
und Übertreibung der Maße und Taxen,
so verkrampft in diesem Flüchten und Fliehn,
als hätte die Reichspost sie ausgespien:
so erwachte der dumme Kerl von Wien.
Jahrüber, ihr kennt ihn nicht anders, ich wette,
liegt er an der Gemütlichkeit Kette,
in der Welt gelitten und löblich bekannt,
denn er küßt den verkehrenden Fremden die Hand
und dudelt ihnen was vor zur Jause
von dem ihm seinerzeit entrissenen,
um das Wohl der Völker bemühten, beflissenen,
kurz dem angestammt glorreichen Herrscherhause.
(Ich irre wieder ab, aus Widerstreben,
von einer Begebenheit Kunde zu geben,
die sich dazu noch in dieser Stadt
vielleicht nicht einmal begeben hat.)

Kasmader saß mit den Anverwandten,
Geschwisterkindern und Resitanten
und Onkeln und Nichten und Basen und Vettern
und sie lasen die balkendicken Lettern
und sahen sich an ganz empört und verstört:
Da habts es — ja habts ös scho so was gehört —
was sagts ös — ah so was — dös war no net da —
ah da legst di nieda — da schaurija —
ah dös war net schlecht — ah wos da all's steht
ja wanns net da stengert, i glauberts ja net!
Und unverkennbar stand es geschrieben
und schwarz auf weiß, wie sie es getrieben:
sie hätten sich widersetzt der Sanierung
und ließen nicht ab von der täglichen Schürung
des Brandes, den sie mit Eifer gestiftet,
und nun hätten sie auch noch die Brunnen vergiftet.
Und über dieses Geheimnisses Lüftung
stand in riesigen Lettern: *Brunnenvergiftung*.
Kasmader, der's in der Reichspost las,
im Nu seine gute Erziehung vergaß,
und schwor, das sollten sie bitter bezahlen,
die Judensozi, die Kohnnationalen.
Fürs erste, wiewohl er auch sonst kein Prasser,
verbot er sich und den Seinen das Wasser:
daß keiner, solange auf der Welt noch ein Jud,
von euch einen Tropfen mir anrühren tut!
Bald war's in der Nachbarschaft bekannt
und überall, wo sie nicht hinkam die Zeitung,
da sorgte dennoch für die Verbreitung
das Gerücht und extra die Resitant.
Und kreuz und quer durch die Gassen rannte
der Ruf, der wie ein Lauffeuer brannte,
des Ursprung bald niemand mehr ergründet:
Die Juden haben es angezündet!

Da gab es nur Rächer und keinen Retter —
das Leben war längst entlaufen der Letter.
Eins hatte das Feuer vor dem Wasser voraus:
man sah nicht brennen ein einziges Haus.
Sonst wehrten sie sicher mit müßigen Händen,
zum Löschen das Wasser zu verwenden,
denn es war ja, sie hörten's mit eigenen Ohren,
zu jedem Gebrauch der Menschheit verloren.
Dies Wissen war keinem mehr zu rauben;
es stand gedruckt, und da war nur zu glauben.
Jeder ward zum Verbreiten angestiftet:
Die Juden haben die Brunnen vergiftet!
Denn »Brunnenvergiftung« stand deutlich geschrieben
und drunter, was sie auch sonst noch getrieben
und was sie sich hierzulande erlauben.
Und so mußten auch die Juden dran glauben.

War's nur ein Traum, so erweist doch der Tag,
was jener an Wahrheit zu bergen vermag.
Wo kein Band zwischen Menschengeschick und Gestirnen,
da waltet das Wort doch über den Hirnen,
und auf jeder Stufe der Menschheit meistert
das Leben die Macht, die die Hirne verkleistert.
Sie allein vermag es, Brände zu stiften
und die Brunnen des Landes zu vergiften.

Doch diese Methode ist ungesund;
zeig dem Tropf, wieviel Uhr: er nimmt sie in den Mund.
Drum sei auf der Hut und sprich vor den Leuten
nicht Worte, die etwas andres bedeuten,
damit nicht, wenn sie zum Wetter sich ballen,
die Tröpfe dann aus den Wolken fallen.
Und die deren Tun durch die Letter lenken,
die dem Vogel die Feder ziehn durch die Nase,
sie sollen ermessen den Vorsprung der Phrase
und mindestens denken, was jene nicht denken!
Das Leben wird Zierat verfallender Zeiten,
und von der Phrase kommt ihnen der Tod;
um Todesmittel ist's heute nicht not —
man leite den Blick vor die Wirklichkeiten!
Doch will man zu Dank sich verpflichten die Gaffer
und daß sie ihren Augen nicht trauen,
so lasse man sie einen Hofwagen schauen —
aber keine Metapher!

Und nun, da ich jedem das Seine gab,
nachdem ich den Schleier endlich gelüftet —
rufts aus dem Brunnen, welcher vergiftet:
Sö, wer gibt Ihner einen Affen ab!

Aufstand der Prostituierten

In diesem Land wird niemand lächerlich,
als der die Wahrheit sagte.

Und in diesem Land macht nicht nur nichts ehrlos, sondern die Ehrlosigkeit selbst wirft Ehre ab und bedeutet Ehre. Die Lust an der Perversion der einfachsten Moralbegriffe hat einen derartigen Grad von Unerschrockenheit erreicht, daß nicht bloß das Ansehen der Räuber und Betrüger vom Maß der Beute bestimmt wird, sondern daß der Respekt der öffentlichen Meinung noch die Opfer selbst ansteckt, die keiner anderen Empfindung mehr zugänglich sind als der Bewunderung des an ihnen praktizierten Genies und des Staunens über die Böswilligkeit jener, die sie schützen wollten und deren Einmischung sie, nur auf den Beweggrund des pursten Neides zurückführen können. Was sich soeben in den Spalten jener Zeitungen begeben hat, die sich mit Recht rühmen dürfen, das durch sie entehrte und entgeistigte Gewissen der Öffentlichkeit zu vertreten, stellt wohl die äußerste Kraftprobe dar, welche die zur Überzeugung erhobene, zum Beruf organisierte Schamlosigkeit je gewagt hat. Gewagt gegen die Wortführer, Anwälte und Vollstrecker einer Gesetzlichkeit, die als solche den letzten Versuch der Notwehr gegen die Übermacht des Schmutzes bedeutet; und wenn nicht alle Anzeichen trügen oder von einem Wunder berichtet werden, wird der Entscheidungskampf zwischen der nackten Niedertracht und einem von allen zeitlichen und örtlichen Bedingungen durchkreuzten Willen zur Reinheit mit dessen Niederlage enden.

Denn für jene streitet das erstohlene Pathos der gerechten Sache, das keine andere Gaunerprofession so zur Hand hat wie eine, welche die Blödmacherei als Mittel zur Ausplünderung seit jeher mit dem Erfolg betreibt, ihren Zweck auch durch die eigene Hirnlosigkeit nicht zu verfehlen, selbst mit ihr noch das Hirn der Leserschaft zu überlisten und den Schwächezustand, den man öffentliche Meinung nennt, zu jeder beliebigen Schändlichkeit zu mißbrauchen, während die Ohnmacht, die sich Staatsgewalt nennt, zum tatlosen Zeugen wird. Was doch an diesem Übermaß von Nichtswürdigkeit, das sich da mit dem Tonfall der verfolgten und in ihrem Idealbetrieb gestörten Unschuld auf das Forum wagen kann und mit der Heuchelmiene jener Gracchen, die zur Abwechslung einmal nicht über Aufstand klagen, sondern gegen Klagen aufstehen; was an der Stirn dieser Impertinenz den ungerührten Betrachter vor allem verblüfft, ist ihre polizeiwidrige Enge, ist das Übermaß eines Schwachsinn, der, ohne Ahnung, daß alles was er für sich ins Treffen führt, schon die Satire darauf ist, mit sieghafter Unbewußtheit der Widerstände nicht achtet, die sich auch in dem sittlich wie geistig präpariertesten Umkreis dieser Wirkksamkeit dem Versuch entgegenstellen könnten, es schwarz auf weiß zu geben, daß es vielmehr weiß auf schwarz sei. Was an der Verworfenheit, die sich hier bis zum Absurden wagen kann, ohne davon entlarvt zu werden, so schmerzlich beschämt, ist doch eben die Methode einer Blödmacherei, die als die radikalste Selbstverblödung sich noch nicht um ihren Zauber betrogen hat. Wie sich überhaupt das Geheimnis aller journalistischen Verführung aus den pyramidalen Maßen der Dummheit erschließt, in denen die Zeitungsmache mit der Disposition der Leserhirne als einer Gesamtheit durchaus harmoniert; wie der Zweifel, ob eine derartige Fülle von Schwachsinn den Tag überdauern kann, den sie beleidigt, an der Quantität zuschanden wird, so tritt insbesondere in jeder Aktion, die der Journalismus zur Rechtfertigung seiner naturwidrigen Existenz unternimmt, diese Gewalt hervor, die Frechheit noch durch eine Stupidität zu behaupten, die jede stärkere moralische Position heillos schädigen

müßte. Wer dem Sinn meiner satirischen Methode nahegekommen ist, die von der unendlich bunten Fülle der Beispiele das Bild der Weltverödung abzieht, wird als den beharrenden Richtpunkt dieser Perspektive noch hinter aller lebensschändenden Gemeinheit des Zeitungswesens dessen gigantische Dummheit erkannt haben, damit aber auch die völlige Aussichtslosigkeit einer unmittelbaren Wirkung gegen eine populäre Macht, mit der die Geister vergebens wie die Götter kämpfen. Und es könnte wieder nichts als Satire entstehen aus dem Erlebnis der eigenen Ungeduld, die von der Welt jeweils erwartet, nun müsse das Maß ihrer Geduld erschöpft sein und der Entschluß gereift, dem anonymen Zauber durch eine Agnoszierung der Tröpfe, die ihn treiben, mit dem Ruf »Erkannt!« ein Ende zu machen. Wahrlich ein würdigeres Experiment als jenes, das wohl die tiefste Prostituirung eines publizistischen Geistes bezeichnet, dessen Vertreter buchstäblich auf die Gasse gehen, damit die Öffentlichkeit, zum Kinderspiel im Dienst des Zeitungsgeschäfts mißleitet, an der Visage ihren Spürsinn betätige. Doch sie würde ihre Kulturträger nach dem Leitartikel noch weniger erkennen als nach der Photographie. Denn der Tonfall, mit dem sie Verstand und Ehre immer von neuem überwinden, wirkt zu lange schon als Gift im Blute der Zeit, um je noch seines Opfers fehlen zu können. Es mag Augenblicke geben, wo sich etwas wie soziale Besinnung zum Einspruch gegen eine Gefahr, die über das Staatsleben hinauswirkt, aufzuraffen und stark genug zu fühlen scheint, ihn durchzuhalten; wo sogar die Möglichkeit einer solchen Auflehnung gegen das Verhängnis der Zeit, ohne das sie sich nicht mehr denken konnte und das sie zum Nachdruck der Zeitung gemacht hat, wie ein Bannbruch wirkt — die Allmacht der Rotationsmaschine wird mit solchen feindlichen Einzelhandlungen fertig, und produzierte sie als Entgegnung nichts als einen sinnlosen Griff ins Alphabet. Und wenns ihr um Argumente zu tun ist, so gibt es keines, dessen Dummheit knüppeldick genug wäre, um, in Druckerschwärze serviert, nicht imstande zu sein, die Autorität der Lumperei wiederherzustellen. Könnte sich das Ohr des Empfängers von der Suggestion, daß hier eine unpersönliche Macht spricht, befreien, es würde vor Scham über die Zumutung sich künftig allem verschließen, was je dieser Mund ihm zu bieten vermöchte. Es würde staunen, daß es möglich war, ihm einzureden, der legislative Versuch, der klarsten Gaunerei ein Ende zu machen, der Verdingung der Sphäre, innerhalb deren die freie Meinung legitim ist, sei ein Eingriff in die Preßfreiheit. Man möchte für den Kretinismus dieses Arguments keinen Vergleich finden, der ihn anschaulicher machte als er es von selbst ist, wenn man ihn nur durch und durch zu schauen vermag. Man könnte höchstens auf Hausbesitzer verweisen, zu deren Schutz eine Feuerwehr eingerichtet wurde und die diese Institution nun als feuergefährlich ausrufen, da sie ihrem Bestreben, die Versicherungssumme zu verdienen, Hindernisse in den Weg legt. Man hatte nicht gewußt, daß sie unter Feuersicherheit die Sicherheit verstehen, sich als Brandstifter auszuleben; doch man läßt sich von dem Pathos, das sich hier gegen eine Bedrohung des Besitzrechtes wehrt, imponieren. Aber mit weit besserem Recht könnte der Zeitungsherausgeber, der wegen Kinderschändung verfolgt wird, es einen Eingriff in die Preßfreiheit nennen, da er ja dadurch wirklich wenigstens zeitweise behindert würde, sie zu gebrauchen, während der judizielle Angriff auf eine Redaktion, die ihren Text an den Meistbietenden verkauft, immerhin mit den Tendenzen der Preßfreiheit in Übereinstimmung bleibt und eben sie gegen ihre Mißbraucher zu schützen unternimmt. Was jedoch vermöchte innerhalb dieser Preßfreiheit, auf die es ja leider das Gesetz nicht abgesehen hat und die erst ein Kulturregulativ unterbinden würde, nicht zur Betörung des Lesers mit Erfolg versucht zu werden? Wenn er sich hingerissen fühlte, dem

Kerl, der ihm die Insulte solcher Dummmacherei zugefügt hat, mit dem Zeitungsblatt, das den Leitartikel enthält, eins auf den Kopf zu geben, es blieben noch genug Gläubige, denen jener einreden könnte, nicht was er selbst tat, sei eine Übertretung des Preßgesetzes, sondern, was ihm geschah, sei womöglich eine »Beleidigung durch die Presse«.

Und nun erwäge man neben dem Schwächezustand einer öffentlichen Meinung, die keinem Schall und Tonfall, keinem Lug und Trug widersteht, die Hinfälligkeit dieses Staatswesens, die gewiß nicht erst als die Folge seiner politischen und wirtschaftlichen Verkrüppelung in Erscheinung tritt, aber als das Erbe altösterreichischer Knochenerweichung unter dürftigen Lebensbedingungen zur Fallsucht ausartet — und bedenke dann, unter welchen Auspizien, wenngleich es nicht mehr die des Imperators sind, sich in dieser Atmosphäre der Ehrlosigkeit ein Kampf ums Recht abspielt, um das Recht, von eben dieser Ehrlosigkeit wenigstens den dicksten Rahm abzuschöpfen. Warum sollte die Presse, unter Fassaden die einzig gefühlte Macht, sichs nicht zutrauen, gegen eine solche zu bestehen, wenn es ihr doch gelungen ist, eben dieses Kräfteverhältnis in der Welt herzustellen? Warum sollte es ihr, die mit der Kultur fertig wurde, mit dem Staat nicht gelingen? Um eine Staatsgewalt, die noch nie etwas anderes als ein gutes Oxymoron vorgestellt hat, einzuschüchtern, hat seit jeher die journalistische Drohung getaugt und man kann sogar einräumen, daß hierzulande auch das bißchen Fortschritt so gut wie alle Korruption seine Ermöglichung der Furcht vor der Kritik verdankt hat. Nicht etwa der Erkenntnis, einmal doch zum Sittlichen genötigt zu sein, sondern einzig der persönlichen Furcht der verantwortlichen Personen, welche sie, wenngleich schweren Herzens, der ethischen Forderung schließlich nachzugeben zwingt, wie nur der Erpressung einer Zeitungsmacht, die vom Staat die Begünstigung ihrer persönlichen Zwecke fordert. Daß die Presse seinen Zustand der außenpolitischen Wehrlosigkeit benützen kann, um seine Abhängigkeit von ihrer Hausmacht zu vertiefen; daß die Schufterei nicht einmal die Grenze des Landes wahrt, indem sie der Regierung mit dem »Ausland« droht, wenn sie den Staatsanwalt nicht zum Gesetzesbruch verleite; und daß sie auch wirklich gesonnen wären, gegen eine Justiz, die das Preßgesetz gegen die Presse anzuwenden wagt, die »Entente« oder den Völkerbund anzurufen, da ihr Betrug an den Lesern, wie sie ausdrücklich sagen, den Staat »einen Schmarren angeht« und sie sich das Selbstbestimmungsrecht ihrer Einkünfte von keinem Gesetz schmälern lassen — dies alles kommt nur als eine kulturgeschichtliche Pikanterie hinzu, um jenen Illusionisten des Umsturzes die Augen zu öffnen, welche gegen mich die Ansicht vertreten, daß die Presse, also die an Stelle der Monarchie getretene sechste Großmacht, in der Republik ihren Einfluß verloren habe.

Freilich muß jeder, der mit reinem Glauben diese Märtyrerschreie von der Kreuzstätte vernimmt, die Vermutung einer Gewalttat haben, deren Opfern die Welt, vor deren Augen solche Dinge geschehen, zuhilfe kommen muß, indem sie dem Staat, der die Vertreter seines Geisteslebens und die Repräsentanten seiner Kultur mit einem Strafparagrafen quält, statt mit einem Kredit mit einer Blockade aufwartet. Man vergegenwärtige sich nur, was geschehen ist. Das Parlament hat einstimmig ein Preßgesetz beschlossen und dessen Urheber gedankt, einem Publizisten, der den Wunsch hat, den Beruf von der handgreiflichsten Unsauberkeit, mit der ihn wie in keinem andern Land der Welt die Gewinnsucht der Unternehmer durchsetzt hat, zu befreien und die offenbare Lücke des Gewissens wenigstens durch die Strafdrohung auszufüllen; einem Mann, dessen Tatkraft und Lauterkeit, Schärfe des Verstands und Güte des Herzens schon aus dem Grunde eine Entscheidung nicht zulassen,

ob seine Hasser sämtlicher Couleurs und Konfessionen würdig wären, ihm die Schuhriemen aufzulösen, weil er zudem auch noch das Temperament hat, einem solchen Versuche durch einen Fußtritt zu wehren. Das Gesetz besteht; die Frage, ob es ein gutes Gesetz ist, wäre von der Tatsache, daß es besteht, selbst dann überholt, wenn es wirklich denkbar wäre, die Anwendung des Betrugsparagraphen von den Wünschen, ja von der gesetzgeberischen Kompetenz der Betrüger abhängig zu machen; und die Justiz unternimmt dann und wann schüchterne Versuche, diesen § 26 anzuwenden, wiewohl es ihr gegenüber den dreisteren Versuchen, ihn nicht nur zu umgehen, sondern auch zu sabotieren, mit den infamsten Praktiken (wie der Herbeiführung des technischen Zufalls der verwischten Kreuze) seine Last zu erleichtern, auf die Kurzsichtigkeit des Lesers, der das Kreuz nicht bemerken wird, wie auf die Kurzsichtigkeit des Staatsanwalts, der sein Fehlen nicht bemerken wird, zu spekulieren und dessen geringste Regung mit Drohungen zu beantworten — wiewohl es also gegenüber diesem regelrechten Aufstand der Prostituierten, die das Geschäft durch die Kontrolle bedroht fühlen, der Justiz weit besser ziemte, statt des § 26 gleich den Betrugsparagraphen anzuwenden und den Erpressungsparagraphen dazu. Es herrscht offene Rebellion und der Staatsanwalt, der es nicht nur gewagt hat, seine Pflicht zu erfüllen und den Herausgeber der Neuen Freien Presse der Verurteilung zuzuführen, sondern auch rückhaltlos den »großen Fischzug« hervorzuheben, dessen Maß den Respekt der Berufskreise und der ganzen Bürgerschaft sichert, er wird zum Wurfziel von Schmähungen, die im Vokabularium dieser Wohlhäßigkeit bisher überhaupt nicht und in ihrem Gedankenkreis nur als die Äußerung wildesten Bolschewismus vorgekommen sind. Es ist aber auch nichts Geringeres vorgefallen als daß der Herausgeber der Neuen Freien Presse, dem ein tollkühner Inseratagent, ein Konquistador, die Brandschatzung der Aktiengesellschaften Mitteleuropas als markanteste Friedenshandlung vorgeschlagen hatte, um mit ihm Halbpart zu machen — der alte Benedikt hätte ihn »ein Talent« genannt —, seinen Anteil an der Friedensbeute der Staatskasse abliefern soll, weil die Neue Freie Presse zwar irgendwo einen Hinweis auf die Provenienz ihrer Friedensbegeisterung versteckt hatte, aber deren fünfzigseitigen Text ohne Kenntlichmachung auch nur durch jenes Zeichen hatte erscheinen lassen, das man gerade am Karsamstag vermissen durfte. Freilich vermag sich auch die kühnste Phantasie ein solches Golgatha nicht vorzustellen, und da es offenbar in der Druckerei der Neuen Freien Presse so viele Kreuzel gar nicht gibt, so entschloß sie sich lieber ganz darauf zu verzichten, als an solchem Tage durch Unvollständigkeit Ärgernis zu geben. Daß sie überdies einen Teil der Festnummer unpaginiert herausbrachte, wurde vor Gericht mit einer technischen Notwendigkeit gerechtfertigt und der Vertreter der Neuen Freien Presse erklärte den Vorgang der sogenannten »Auskratzung« als einen typographischen Brauch, wohl um für alle Fälle dem Verdacht zu begegnen, daß es eine gesetzlich verpönte Handlung sei, die der beruflichen Vorsicht der Neuen Freien Presse zuzutrauen wäre. (Es scheint nachgerade unerlässlich, ganz und gar Terminologie und Terrain der Moralauffassung dieser bürgerlichen Welt zu beziehen, um in dem vollen Bewußtsein, daß alles was mit dem Geschlecht und selbst mit der Prostituierung des Geschlechts zusammenhängt, sittlich turmhoch über dem Zeitungsleben stehe, dieses erst in seiner ganzen heuchlerischen Erbärmlichkeit vorzustellen.) Aber der Vertreter der Neuen Freien Presse kam auch sonst nicht in Verlegenheit, das Werk der Karsamstagnummer — »denn man kann es geradezu ein Werk nennen«, schaltete er so unbefangen ein wie die Neue Freie Presse das Werk — also das Werk als ein standard work, das speziell in England imponiert habe, zu feiern. Wenn »man«

von Verschleierung spreche, »wenn *man* der Neuen Freien Presse den Vorwurf macht, sie habe *sozusagen* einen Fischzug machen wollen« — die Neue Freie Presse hat diesen Teil der Rede des Staatsanwalts nicht aufgenommen und wäre dazu selbst gegen Bezahlung nicht zu haben gewesen —, so liege dafür nicht der geringste tatsächliche Anhaltspunkt vor, denn er, der Verteidiger, habe »im Gegenteil über dieses Blatt und speziell über diese Nummer vor kurzem erst in London Ausdrücke gehört, die ganz anders gelautet haben«. Ich weiß nicht, wie Fischzug auf englisch heißt, aber daß das Wort ganz anders lauten dürfte, glaube ich gern. In der »City« werden sie vermutlich wie auf dem Schottenring der Größe des Fischzugs jenen Respekt nicht versagen, der den Staatsanwalt nur zu einer andern Konsequenz bestimmt. Herr Dr. Coumont, der sich als Verteidiger in Strafsachen verpflichtet fühlt, seinen Klienten nicht nur herauszuhauen, sondern auch seine Tat als vorbildlich für die Menschheit hinzustellen, unternahm jenes mit der Versicherung, er selbst sei sich beim Frühstück »nicht den Bruchteil einer Sekunde im unklaren darüber gewesen«, daß es sich um entgeltlichen Text handle, und er wette seinen Kopf, nicht einer ihrer Leser »würde auch nur eine Sekunde darüber im Zweifel sein« (welche Worte die Neue Freie Presse mit sichtlicher Genugtuung in Sperrdruck bringt); und das andere gelang ihm, indem er die Erinnerung weckte an das Schicksal jener großen Männer und Bekenner, die die Grenzen der Menschheit erweitert, ihr etwas Neues geboten haben und dafür von ihr gesteinigt, verbrannt wurden oder statt Inserate den Schierlingsbecher bekamen:

Endlich kommt in Österreich jemand, der einen Gedanken hat, der etwas leistet, was über das Mittelmaß hinausgeht, was die Möglichkeit bietet, daß man uns im Auslande nicht immer als Niederschlag behandelt. Aber was geschieht? Der Mann wird angeklagt, weil man meint, er hätte bei jeder einzelnen Notiz vielleicht dazuschreiben sollen: »Entgeltlich.«

Eine Forderung, die man nicht einmal an Galilei zu stellen gewagt hat, was gewiß Hans Müller bestätigen wird, der aber auch, nach diesem Verlauf der Begebenheiten, die Bekenntnisformel ausbauen und vertiefen dürfte, so daß sie von nun an lautet: »I bin *doch* a Hur!« Aber daß Herr Benedikt junior, wenngleich über Anregung eines Mentors, etwas geleistet hat, was über das Mittelmaß hinausgeht, bestreitet selbst der Staatsanwalt nicht. Freilich, wieder einmal erhärtet sich das Wahrwort »Nemo propheta in sua patria«, denn hier wird ein solcher dafür verfolgt, daß er in den benachbarten Staaten, woselbst »eine hochentwickelte Banken— und Industrieorganisation besteht«, Inseratenaufträge gesammelt hat. Es hatte sich nämlich »aus einer ganzen Reihe von Gründen politisch—wirtschaftlicher Art als zweckdienlich erwiesen, die öffentliche Meinung des Auslandes darauf aufmerksam zu machen«, daß dortselbst eine Blütezeit angebrochen sei. Auf diesen Umstand und auf die Möglichkeiten, die sich dadurch der Neuen Freien Presse eröffneten, war sie selbst aber wieder von jenem verwegenen Inseratenagenten aufmerksam gemacht worden, dessen plötzlicher Aufstieg der Größe nicht entbehrt, von einem gewissen Just, der also eigentlich den Gedanken hatte und außerdem die Sicherheit, daß sein Anteil nie der Staatskasse anheimfallen kann. Nur dies dürfte ihn für die Übertragung aller geistigen Ehren auf die Person des Herausgebers der Neuen Freien Presse einigermaßen entschädigen, aber gerechterweise muß man schon sagen, daß der Verteidiger die Initiative seines Klienten in Bezug auf die hochentwickelte Banken— und Industrieorganisation der Nachbarstaaten doch über Gebühr hervorgehoben hat.

Die *Redaktion* der »Neuen Freien Presse« hat es infolgedessen für *angezeigt* gehalten ...

Gewiß, aber nicht deutlich genug; was allerdings wieder damit zu rechtfertigen ist, daß sonst nicht der höchste Tarif bewilligt worden wäre. Es sollte doch eben ein »Werk« sein, eine Manifestation für den mitteleuropäischen Frieden und kein gewöhnlicher Messekatalog, dem man den Ursprung sofort anriecht. Daß die Neue Freie Presse für diese »Gabe« an ihre Leser, auf die sie in einer Proklamation an die zahlenden Völker hinwies und für die ihr ein paar mißbrauchte Schwachköpfe und Würdenträger den Vorspann machten, etwas bekommen hat, ist, wie der Verteidiger sagt, »selbstverständlich«:

denn es ist ja ganz ausgeschlossen, derartige umfangreiche Mitteilungen unentgeltlich aufzunehmen, und es wäre geradezu widersinnig, von dem Herausgeber eines Blattes verlangen zu wollen, er möge solche Notizen unentgeltlich bringen.

Tatsächlich hat es auch niemand von ihm verlangt, sondern er hat das Geld verlangt. Während er aber allen Firmen, die angeschnorrt wurden, den Text lieferte, blieb er dem Gesetz die Erfüllung schuldig, nämlich, die Kenntlichmachung des Textes, also das einzige, was von dem Herausgeber eines Blattes »verlangt« wird. Denn daß »im vorliegenden Falle nicht nur der Hinweis auf das Kreuz aufgenommen wurde, sondern auch etc.« ist insofern unwahr, als nicht nur das Kreuz, sondern auch der Hinweis auf dieses gefehlt hat. Der Herr Verteidiger meint, wenn bei jeder einzelnen Mitteilung wahrgenommen werden müßte, ob sie entgeltlich ist oder unentgeltlich, dann müsse »man wohl schon darauf verzichten, daß der Zeitungsdienst überhaupt aufrecht erhalten wird«. Aber selbst wenn diese Verhinderung ein Unglück wäre — ich zum Beispiel geselle mich den Verzichtern — und auch wenn demnach der Zeitungsdienst hauptsächlich im Druck von Mitteilungen besteht, bei denen zu entscheiden ist, ob sie entgeltlich oder unentgeltlich sind, so ist noch immer nicht einzusehen, warum er mit der Methode des ehrlichen Eingeständnisses nicht aufrecht zu erhalten wäre, man müßte denn ebenso ehrlich eingestehen, daß er nur von der Verschleierung leben kann. Der Herr Verteidiger kommt diesem ehrlichen Eingeständnis sehr nahe mit der Versicherung:

Es ist absolut unrichtig, daß dieses Unternehmen der »Neuen Freien Presse« ausschließlich oder auch nur in erster Linie ein entgeltliches Unternehmen gewesen ist.

Nein, es geschah aus Liebe, es war ein Werk. Hervorragende englische und französische Industrielle haben sich lobend ausgesprochen, während der Staatsanwalt, der nur mit schwarzen Brillen sehe, »lediglich die Einnahmen des Blattes, nicht aber die mit diesem Unternehmen verbundenen Ausgaben im Auge hat«. Es ist nur zu wahr, daß es bei jedem Unternehmen auf den Reingewinn ankommt. Aber das Gesetz hat eben eine so hohe Meinung von der Presse, daß es beim Verfall des Schandlohns nicht einmal die Betriebskosten in Abzug bringt und dem Werk ausschließlich ideale Beweggründe anrechnet, damit wenigstens nachträglich niemand zweifle, es sei aus Liebe geschehen. Nur zu berechtigt ist darum der Ausruf :

Es ist *in der Tat fast beschämend*, daß wir uns heute mit diesem Fall zu beschäftigen haben.

Denn was selbst diese Presse dem öffentlichen Leben noch an Schamgefühl unversehrt gelassen hat, es bäumt sich auf gegen die Möglichkeit, daß diese Dinge laut erörtert werden, daß das Recht auf Prostitution pathetischen Anteil findet und die publizistische Parteinahme geradezu sentimental wird bei der Vorstellung, daß die Neue Freie Presse der anderthalb Milliarden, die auf sie entfielen, wieder verlustig gehen soll, obschon sie doch noch etliche

als Ertrag der folgenden Nummern behält. Und da sie versichert, sie habe »mit diesen Ausgaben« — worunter sie die Nummern mit diesen Einnahmen versteht — »den Zweck verfolgt, den wirtschaftlichen und politischen Frieden in Mitteleuropa zu fördern«, so glaubt man ihr aufs Wort. Und kargt nicht mit menschlicher Empfindung für das Verlangen nach

Rechtssicherheit für die Wiener Presse.

(Wiewohl solche, da der Schrei nach ihr mit dem kategorischen Punkt abschließt, eigentlich bereits erlangt scheint.) Und hat überhaupt das tiefste Mitgefühl für das Leiden der Kreatur, die von einem Paragraphen »gequält« wird (nach dem Muster: »Was hat die Monarchie der Entente getaaan?«), von einem Gesetz, das nicht deutlich erkennbar macht, wie etwas deutlich erkennbar zu machen ist., »Was heißt deutlich?« ruft sie, und verlangt doch nichts, als daß der Inhaber des Justizamtes »reinen Tisch« mache, damit »solche beschämenden Zwischenfälle« wie ihre Verurteilung nicht mehr vorkommen. Fünfmal hat sie schon jenen Hinweis umstilisiert und noch immer quält man sie; die gesamte österreichische Presse »muß endlich wissen, woran sie ist und was sie zu tun hat«:

Jede Lösung wird unsere Zustimmung finden, die aufrichtig ist und *unzweideutig, jede Lösung, die mit der Vergangenheit abschließt*. Nur eines geht nicht: das Fortschleppen des Übels bis ins Unendliche, *das Fußballspiel in den verschiedenen Urteilen*, die Brutalisierung und die wirtschaftliche Schädigung. *Man sage uns, was wir zu tun haben und wir werden es erfüllen*. Aber man sage es uns *rasch*, denn so wie bisher kann es nicht weitergehen.

Wenn man ihm aber rasch sagen wollte, er brauche nichts weiter zu tun, als mit der Vergangenheit abzuschließen, reinen Redaktionstisch zu machen (der ja dann, weiß Gott, noch immer schmutzig genug bliebe) und entweder die Zweideutigkeit der bezahlten Texte aufzugeben oder jeden einzelnen als solchen zu bezeichnen, so würde er aufschreiben über diesen weiteren Vorstoß in der »Ära der Preßverfolgung«. Schon jetzt fragt er doch: »Wohin gelangen wir durch diese ununterbrochenen Widersprüche in der Gesetzgebung?«. Aber in der Gesetzgebung ist kein einziger enthalten und in der Auslegung ist bloß der Aberwitz des Herrn Wessely, dessen Justitia von Just kommt und das Fundamentum der sechsten Großmacht bildet, störend dazwischengetreten, worauf eben der Oberste Gerichtshof, mit dessen Weisung das letzte Urteil des Bezirksgerichts voll übereinstimmt, gründlich zum Rechten gesehn hat. Die Urteilsverschiedenheit der Instanzen — welche es ja eben dafür gibt — beweist nicht einmal gegen die Justiz etwas, geschweige denn gegen das Gesetz, dessen Wert vollends nicht von der Möglichkeit berührt wird, daß »der Generalstaatsanwalt« eine Meinung ausspricht, der der Oberste Gerichtshof nicht beipflichtet. Was da also der rabiante Leitartikler zusammenfaselt, der mit dem Rechtsleben wieder versöhnt sein wird, wenn ihm Herr Wessely die anderthalb Milliarden gönnt, bietet ganz gewiß nicht die geringste Grundlage für das Verlangen nach einer »Durchführungsverordnung«, für die Forderung also, daß das Ministerium eine Gebrauchsanweisung erlasse, wie man ungestraft Korruption treiben kann, was ganz ebenso eine Anomalie wäre wie wenn eine Durchführungsverordnung für den Betrugs— und Erpressungsparagraphen herauskäme, nämlich eine solche, die den Interessenten die Durchführung von Betrug und Erpressung so ermöglicht, daß sie dabei straflos bleiben. Was soll man aber dazu sagen, daß nicht allein der Delinquent, sondern auch der Rechtsfreund und nicht etwa vor Gericht, vor dem er ja schon etwas draufgeben muß, sondern in einem »Gutachten« allen Ernstes die Forderung vertritt, daß man von amtswegen der Presse eine Anleitung gebe, wie sie die

Interessen des Gesetzes und des korrupten Geschäftes in Einklang bringen könne:

Die Zeitungen stehen also derzeit vor einem Chaos. *Kein Herausgeber weiß, wie er es anfangen soll*, nicht angeklagt zu werden. *Naive Gemüter könnten meinen, es gäbe einen leichten Ausweg*: den Preßstaatsanwalt um seine Meinung zu befragen. *Diese Toren!* Der Preßstaatsanwalt lächelt, schweigt und zuckt die Achseln.

Wer täte nicht desgleichen? Noch naivere Gemüter hätten gemeint, daß es den Ausweg gibt, die Schweinerei überhaupt zu unterlassen, statt erst den Preßstaatsanwalt zu befragen, der gewiß auch keinen bessern Ausweg weiß. Diese Toren! Der Klient des Rechtsfreunds würde sich nie auf einen solchen verlocken lassen.

Er verlangt für die Presse Berücksichtigung »ihrer Lebensinteressen«, »Interesse für die Stimmungen«. Aber gereizt, scheint er das väterliche stilistische Erbe zu verprassen, denn er weist auf den Staatsanwalt hin, *der wie irgendein antikapitalistischer Kaffeehausjüngling von einer wirtschaftlichen Übersicht über die großen Unternehmungen Zentraleuropas spricht — eine Übersicht, die in solcher Art und in dieser systematischen Form noch niemals versucht wurde — als handle es sich um Spekulantengewinn oder um das Einstreichen von gleißendem Golde in den Spielhöllen.*

Doch »sollen wir«, die wir uns einer bahnbrechenden Tat bewußt sind, »ihm vielleicht das Budget einer Zeitung in der heutigen Situation vor Augen führen« und ihm

wie einem, der aus dem Kyffhäuser kommt, erzählen, daß eine wirtschaftliche Stagnation vorhanden sei, daß die anständigen Zeitungen von Abonnement und Inserat zu leben haben und daß wir weder die Operettenpreise noch die Fleischpreise für uns verlangen können, weil wir leider nur geistige Arbeiter sind, Arbeiter, die das Privilegium haben, geistige Ware zu liefern und nebenbei das Privilegium, sich von einem Staatsanwalt, der gewiß die nötige Kompetenz dazu besitzt, beleidigen und kränken zu lassen?

Aber der Staatsanwalt meinte ja auch, daß die anständigen Zeitungen von Abonnement und Inserat zu leben haben, und er wäre gewiß nicht so unziert, geistige Arbeiter zu kränken, wenn die geistige Ware, die sie liefern, deutlich erkennen ließe, daß sie als die geistige Aufmachung einer Ware vom Inserenten bezahlt sei. Doch gibts eben zwischen Kaffeehaus und Kyffhäuser Dinge, die jenem entgangen sein müssen und die von großer Lebendigkeit sind, denn sie betreffen das, worauf es eigentlich ankommt im Leben: Kaufhäuser.

Sollen wir vielleicht Herrn Dr. Formanek die Kinderfibel der *Nationalökonomie* erklären? Sollen wir ihm eine Vorlesung darüber halten, daß die Reklame die größte volkswirtschaftliche Bedeutung besitzt, *über die erst vor kurzem der Prinz von Wales gesprochen hat?*

So maßgebend das sein mag, dürfte er doch wohl nicht die volkswirtschaftliche Bedeutung der Reklame in dem erhöhten Nutzen, den sie der Zeitung durch textliche Verschleierung abwirft, erkannt haben, er müßte denn rein der Ansicht sein, daß die Nationalökonomien Inseratenagenten sind und umgekehrt.

Aber welche Burleske wäre dem Einfall, einen Raubzug gegen die Firmen Zentraleuropas als Friedensfest zu feiern, nicht erreichbar! Das Neue Wiener Tagblatt schreibt es an die Stirn, die allerdings die des Herrn Sieghart

ist, was alles die Wiener Presse dem österreichischen Staate »unausgesetzt an Gratisdiensten leistet«, was sie alles »kostenlos, freiwillig und ohne Entgelt« veröffentlicht und in wie vielen Fällen sie sich der Regierung »gratis und franko zur Verfügung stellt«. Und niemand bezahle sie auch dafür, daß sie »die Stimmung der verzweifelt zusammengebrochenen Volksmassen aufgerichtet« hat; denn »ohne sie wäre die Ordnung nicht aufrechtzuerhalten und ein Regieren unmöglich gewesen«. Wenn also der Staat will, daß die Presse ihm die Ordnung aufrecht hält, so halte er ihr den Zeitungsdienst aufrecht! Zudem sei sie »geradezu die diplomatische Repräsentation, die Österreich heute in den Kulturländern genießt«: wolle man ihr »die materiellen Mittel zur Repräsentation nehmen?« Der Prozeß gegen die Neue Freie Presse sei »ein Politikum«. Im alten Österreich, also in einer Zeit konsolidierter politischer und administrativer Verhältnisse«, wäre es nicht möglich gewesen, daß so eine Anklage ohne Einverständnis mit dem Justizminister erhoben wird; es liege hier »ein neuer beachtenswerter Fall des Zusammenbruches guter, wohlbegründeter Traditionen und der Kompetenzverwirrung in unserem Staate vor«. Denn die Justiz hat ohne Beeinflussung durch die von der Presse abhängige Regierung ein Gesetz gegen die Presse angewendet! Und sie wird unter deutlichen Hinweisen auf Dienste, die die Presse nicht mehr gratis leisten würde, wie etwa die Propaganda für die Völkerbundanleihe — aber die besorgt sie ja nicht gratis — vor einer Wiederholung solchen Übergriffs gewarnt. Kurzum, die Empörung der Prostituierten macht sich in Ausbrüchen eines Exhibitionismus Luft, bei denen dem Schamgefühl der Text gelesen und der nach diesem gewendete Hinterteil des Blattes gezeigt wird, und es ist förmlich eine schwarze Messe, die sich da an den noch vorhandenen Begriffen der staatlichen und publizistischen Reinheit austobt. Und, um den Gipfel der Schändung aller Glaubenswerte zu erreichen, mit einem Pathos, das die anderthalb Milliarden vom Karfreitag als die größte Errungenschaft des Liberalismus reklamiert, und mit jener Wärme der Überzeugtheit, die wohl einer besseren Sache, aber keiner größeren Summe würdig wäre.

Und dies ganze Treiben unterstützt von einer allgemeinen Indolenz, die dem Problem selbst ganz verständnislos gegenübersteht, aber in die lebendigste Teilnahme umschlägt, da es sich um einen so großen Betrag handelt. Wie viele von jenen, die sich täglich, von der Lügenmacht den Anspruch der Habgier als die Verteidigung der Preßfreiheit verklären lassen, haben denn eine Ahnung, daß, wenn selbst das Schicksal des verhaßten Paragraphen nebensächlich und seine Erhaltung nicht des Schweißes der Edlen wert wäre, seine Preisgabe den unerträglichsten Fall von Staatskorruption bedeuten würde, einen hundertmal häßlicheren als die Mästung und Steuerbegünstigung aller Großräuber und Castiglioni; daß die Unterwerfung eines Gesetzes, die Kassation des selbst vom höchsten Gerichtshof anerkannten Rechtes zum Vorteil der Presse ein Zustand wäre, der das Atmen in diesem Lande zu einer qualvollen Verrichtung machte! Es ist, wiewohl weit Ärgeres erlaubt zu sein scheint, verboten, dem Ausgang eines Prozesses vorzugreifen, oder etwa Wetten darauf abzuschließen, wie jener sonderbare Appellsenat (der jüngst auch um die Begründung der Freisprechung eines Mannes, welcher ein Mädchen geohrfeigt hatte, nicht verlegen war) diesmal funktionieren und ob er ein Herz für den Schrei der Milliarde haben wird, der von der Kreuzstätte an sein Ohr dringt. Ich glaube indes, an einem Fall, der psychologisch monströser ist als selbst alle bisher erlebten Justizüberraschungen und mit dem ich nicht nur immer die nämliche Fakultät zu fesseln hoffe, schon noch klarmachen zu können, daß die Unabsetzbarkeit des Richters manchmal ein weit größeres Übel ist, als es sogar die Beeinflussbarkeit wäre. Immerhin soll es keinem Men-

schenfreunde verwehrt sein, für den Fall, daß sich diesmal der richterliche Dreh nach der richtigen Richtung bewegen sollte, einem Angeklagten, der ein Werk vollbracht hat und dessen Ertrag einem undankbaren Vaterland abliefern muß, im Voraus den Trost zu gewähren, den der lateinische Dichter für solche Fälle — und zumal gegenüber dem schnöden deutschen Sprichwort »Wie gewonnen, so zerronnen« — in den Vers gefaßt hat:

Wenn auch die Kräfte versagen, so wird doch das kühne Beginnen
Rühmlich sein: schon genügt's, hat man das Große gewollt.

Inschriften

DER WECHSELBALG

Dieser jüdische Schmock, er schaut ja gleich
der Lage der Deutschen in Österreich!
Dieser deutsche Mann hat direkt einen Ton
von einer jüdischen Redaktion!
Wenn er bei einem Pogrom sich taubstumm stellt,
geht zweifellos er hervor als Held.
Doch tät' er ein einziges Wörtel nur sagen,
so würd' er todsicher totgeschlagen.
Am besten, er bleibt bei dieser Lage
in der Redaktion an solchem Tage.

EIN VEREHRER

Wie? Bartsch ist für mich? Ein lustiges Stückel,
möchte ich meinen.
Er unterschreibt alle meine Artikel?
Bis auf einen!

DER KAMPFFAHN

Als er recht kämpfen wollte, jener Journaliste,
da sagte er, ich sei ein Journalist.
Nichts Ärgres weiß der Hahn auf seinem Mist,
als abzugeben von dem Miste.
Er hielt mich wohl für einen Hahn.
Ich aber stand bloß nebenan.

DER HARDEN'SCHE TEXT

»Er hat seine Meinung zum Bessern gewandt.«

»So? Hat er vielleicht Ihnen selbst es gekündet?
Wie haben Sie's erfahren? Wie haben Sie's ergründet?
Wie kann man es wissen? Wie ward es bekannt?
Wie läßt sich's erweisen? Wie mag man's erheben?
Wie kann mans erkennen? Wie läßt es sich merken?«
»Ich versteh' nicht das Fragen. An seinen Werken!
Die sind doch erschienen!« »Drum frag' ich eben!
Ich habe sie jetzt und vorher schon gelesen.«
»Nun also und angesichts dieser Erscheinung —
was meinen Sie zu seiner jetzigen Meinung?«
»Es kann sein, daß es immer dieselbe gewesen.«
»Sie reden in Rätseln, der Sinn scheint verhext.
Läßt sich denn nicht Ihre Meinung ergründen?
Sie müssen doch einen Unterschied finden —
Sie sagen, Sie lasen — «
»Den Harden'schen Text!«

BAHR AM SONNTAG

Unter Larven die einzig fühlende Brust,
steht er mitten in irdischer Hatz
und fällt, dieses Treibens unbewußt,
direkt aus dem Rahmen des Blatts.

Intimes, Klatsch und Theaterspott
und Sport und Welt und Skandal,
Gespräche mit Slezak und mit Gott
für das Neue Wiener Journal.

LEGENDE

L. ward beleidigt, ward ein L. genannt
und die Verleumder wollten, daß er klage.
L. aber ließ sie schlau in solcher Lage,
und selbst entlief er ihr gewandt.
Weil sie so in der eignen Schlinge sich fingen,
konnt' ihnen nicht der leiseste Nachweis gelingen,
daß L. das sei, was sie ihn laut genannt.
Die Verleumder blamierten sich fürchterlich:
der Kläger ließ sie völlig im Stich.
Eh es ihnen gelang, zu Gericht zu gelangen,
ist er leicht als Sieger hervorgegangen;
ihre Niederlage erschien einfach kläglich,
denn sich selbst zu belangen, war gleichfalls unmöglich.
Die Folge war leider Eklat und Skandal.
Es tuschelten alsbald alle Zungen,
der Beweis gegen L. sei gänzlich mißlungen,

und als Lohn blieb höchstens die Moral:
Das kommt von lauter solchen Sachen,
am besten wird, wer zuletzt lacht, lachen.
Und also las man's sogar im Journal.

DIE PSYCHOANALYTIKER

Was ist's mit den Analysen?
Kann da ein Zweifel bleiben?
Die Methode ist bewiesen
an jenen, die sie treiben.

Daß man mit euch nur scherzte —
welch törichter Gedanke!
Im Gegenteil: die Ärzte
sind Kranke.

THEATERKRITIK

Will man den verkehrten Weltlauf besehen,
so blicke man auf die Theaterwelt.
Die weniger als die andern verstehen,
die sind zum Urteilen angestellt.

Nach Laune zu loben und dumm zu verdammen,
mit fertiger Ansicht gehn sie ins Haus;
sie stecken bisweilen die Köpfe zusammen,
und doch kommt am Ende kein Kopf heraus.

Sie haben vor vielen, die auch nichts meinen,
das Amt voraus, es ihnen zu sagen,
und lassen es schwarz auf weiß erscheinen,
was sie getrost nicht nach Hause tragen.

EROS DER SZENE

Die einen finden es heiter,
wenn Hans die Grete bekäm'.
Die andern gehen schon weiter
und machen daraus ein Problem.

Dort ist noch die Sache verboten
und darum sagen sie's laut.
Hier schürzt sich ein gordischer Knoten
aus einer Jungfernhaut.

Glossen

WIENTÜMLICHES

Ein Humorist (den der Kritiker O. K. unter die »Wientümlichen« eingereiht hat) scherzt in jenem Tratschblatt, dessen Pikanterien nicht immer nur ausgeschnitten sind, über eine Telephonredoute, wo es natürlich »Anschluß« gab, wo der Vokativus bei einer hübschen Blondine »gar nicht lange kurbeln brauchte und schon eine Verbindung erreicht hatte«, wo bald alle Damen »besetzt« waren und wir uns schließlich »in die angenehme Dunkelheit der Galerie zurückzogen, um die Probleme des automatischen Verkehrs zu besprechen«. Bis hierher ist es bloß die aus Schwänken, Sonntagsaphorismen, Pschütt—Karikaturen und der sonstigen Kommissbelletristik wientümlich grinrende Sexualscherzboldigkeit, die im seligen Besitz der Termini eines neuerschlossenen Reviers zum millionstenmal die unerhörte Überlegenheit der besseren Herren der Schöpfung zum Ausdruck bringt und ahnungslos die tiefe Tragik des andern Geschlechts, das dieser Sorte zum Opfer fällt. Zum Schluß aber wächst es sich zu einem die ganze Veranstaltung bedeckenden Triumph, zu einer Annonce der eigenen Sexuالتüchtigkeit heraus, wie sie bisher selbst in diesem auf allen Liebesgeheimnissen der Welt aufliegenden Feigenblatt noch nicht Platz gefunden hatte:

Von der passiven Resistenz war nichts zu sehen. Die Herrschaften waren alle *sehr aktiv*. Die Stimmung war nach Mitternacht famos. Es gab dann auch einige Doppelverbindungen und ich konnte mehrere Male bei den Gesprächen mithorchen, *bin aber so diskret*, die erfahrenen Mitteilungen, die größtenteils zärtlicher Natur waren, in meinem Busen zu verschließen.

Diese Diskretion steigert sich bis zu dieser:

Es gab erst beim Nachhausebegleiten einige Schwierigkeiten, denn da stellte es sich heraus, daß die meisten Damen in Ottakring oder Gersthof, in Margareten oder Sankt—Marx oder Favoriten wohnten. Mir hatte das Schicksal *eine gewisse schlanke schwarze Dame* anvertraut, die *in der Hippgasse* wohnte, eine Gegend, in die sonst ein normaler Mensch nicht zu kommen pflegt ... Da ich die angenehmen Eindrücke des schönen Festes nicht etwa durch den Verlust meiner goldenen Uhr oder meiner restlichen Barschaft trüben wollte, *vereinbarte* ich mit meiner schlanken Dame *einen Ausweg*, den wir *um so leichter betreten* konnten, als mein Gegenüber am nächsten Tage *keinen Frühdienst* hatte. *Ich werde mich natürlich hüten*, diesen Ausweg anzudeuten, ich kann nur soviel verraten, daß er *nicht unangenehm war* ...

Auf einen Protest, der von zuständiger Seite verbreitet wurde, hat nun, das Blatt, dem auch Herr Bahr Originalbeiträge liefert, das Folgende erwidert.

Kürzlich haben wir einen Bericht über die Redoute der Wiener Telephonistinnen veröffentlicht, der *in scherzhafter Weise ein paar lustige Eindrücke* von diesem originellen Maskenfest *festhielt*. Kein vernünftiger Mensch hat dahinter irgend etwas anderes gesucht, etwas anderes herausgelesen, als daß sich auch die Damen vom Telephon und ihre Gesellschaft einmal ein vergnügtes Fa-

schingsfest gegönnt haben. Die sozialdemokratische Technische Union — — begeht nun die Torheit, diese *ganz harmlose Plauderei* in einem eigenen Flugblatt zu einem Angriff auf die gehaßte bürgerliche Presse und auf die nichtpolitische Telephongewerkschaft auszunutzen. — — hat der Bericht in *keinem Belang* die *üblichen Grenzen* einer Maskenfestschilderung *überschritten*. Eine Redoute *ist nun einmal ein galantes Fest* und keine Kirchenandacht — — Stets *umschwebt* sie eine *liebenswürdige Atmosphäre der Ungezwungenheit*, und *nur* böswillige Absichtlichkeit kann die Sache so verdrehen, daß — — Aus einem *harmlosen Ballbericht* ungerechtfertigte Schlüsse zu ziehen, *ist ein Charakterdefekt*. — —

Aber selbst wenn diese Journalistik nicht die Sprache ausgepowert hätte, gäbe es keinen Ausdruck, ihr moralisches Niveau zu bezeichnen.

* * *

LIDOTAGE

Der Lido! Die Tage strahlend in Licht und Freiheit, die Nächte erfüllt von den schweigenden Märchen Venedigs. Wenn der Sandolo lautlos durch den Kanal glitt *und der Gondoliere plötzlich Stanzen Ariosts und Tassos rezitierte ...*

Aber nicht genug daran — und das Bezaubernde am Lido war eben »dies Ineinanderklingen aller Wunder der Natur und der Kunst« —, gab es auch ein Naturwunder:

Prachtvoll war es, wenn Hermann Bahr in Böcklinischer Urkraft aus den Wogen auftauchte; ein alter Gott des Meeres, dem der Wind liebevoll durch Bart und Locken fegte. Wenn er in seiner mächtigen Fülle draußen sichtbar wurde, dann glaubte man ihn wirklich von Nereiden umspielt und von Tritonen umblasen. Entzückend war es dann freilich, wenn der mythische Greis im Sand mit den Kindern seines Freundes Willi Handl spielte und ihnen von den Geheimnissen des Wurstelpraters erzählte.

Nein, was es alles gibt und damals gegeben hat! Der Schöpfer dieses unvergleichlichen Panoramas ist ein Triton namens Feld, der unter diesem nom de guerre in rauherer Zeit etwas dem Conrad von Hötzingendorf gewidmet hat und der erst in Verbindung mit dem Hirsch den wahren Hirschfeld ergibt Er war schon im Café Griensteidl ¹ den Haupt— und Untergöttern gesellt, blies ihnen liebevoll durch Bart und Locken und hatte es speziell auf einen abgesehen, den er mit respektvoll eingezogenem Fischschwanz, aber zugleich auf vertrautem Roßfuß »Doktor Arthur« ansprach. Um dieses Lidobild beneide ich ihn. Man erinnert sich noch meiner Beschreibung, auch ich habe den mythischen Greis, der damals ein hoher Vierziger war, im Kreise seiner Tritonen, die ihm Rezensionsexemplare in die Capanna brachten, und das ganze Leben und Treiben der Meeresschmöcke dargestellt, aber was war das gegen solche Anschaulichkeit!

Und wenn er nun *auf* dem Lido *saß*, neben ihm die Mildenburg, »walkürenhaft mit mehreren *Verwegnen*«, Alfred Roller und Kolo Moser, dann war das wirklich *so eine Art* königlicher Residenz. *Es wäre sinnlos gewesen*, den Lido zu besuchen, ohne Hermann Bahr seine Aufwartung zu machen. Er war der Herr des Hauses.

¹ s, »Die demolierte Literatur«, ist nur drei Mausklicks entfernt

Und ich Flegel — was ist mir damals nur eingefallen? Infolgedessen habe ich auch die schönsten Sachen nicht zu sehen gekriegt. Ganz abgesehen davon, daß ich nie erlebt habe, wie ein Gondoliere plötzlich Stanzen Ariosts und Tassos rezitierte, um deren Wiener Kollegen eine Aufmerksamkeit zu erweisen, und auch den Umgang mit »Moissi, dem Veneter von Geburt, dem Venezianer von Art und Wesen« umso mehr entbehren mußte, als er schon damals aus Triest war, habe ich insbesondere auch das folgende Schauspiel nicht gesehen:

Nicht weit von seiner (Bahrs) Capanna sonnte sich Eugen d'Albert. Da *bliesen keine Tritonen, und keine Nereiden kicherten*; da war *alles mondäne und zierliche Kultur*. Der Meister *schwärmte tagsüber* von den unvergleichlichen Gaben der venezianischen Küche, von den Zucchetti und den pesche ripiene, *und nachts lief er*, von allen bösen Geistern der Sonne gejagt, durch die Gäßchen der alten Stadt. Er hatte die goldene Flut gar zu eifrig getrunken. Die Haut brannte und glühte ihm, daß er nicht stillstehen konnte. *Wir standen einmal alle* um den vom bleichen Mondlicht umdämmerten *Colleoni*, so ergriffen von dem wunderbaren Anblick, *daß wir laut— und reglos verharrten*;

(Aber geh, an Premieren habt ihr gedacht!)

d'Albert war *nicht minder bezaubert*. Aber der Sonnenbrand ließ ihn nicht ruhen. *Und so lief und hüpfte er um das Monument herum*, den Kopf unverwandt zu der ehernen Schönheit hingezogen und *die Beine immer weiter und weiter laufend — mit der technischen Geläufigkeit, die dem Meister ja nun einmal eigen ist*.

Daß ich das nicht mitgemacht habe! Die Leser dieser Erinnerung dürften den Eindruck haben, daß hier mitten unter den Tritonen und Nereiden sich ein meschuggener Fisch getummelt hat. Ich habe nur den andern Vertreter mondäner und zierlicher Kultur gesehen, den Mann, der zwischen den Capannen lief und hüpfte mit dem Ruf »manicure, pedicure!« und auch nicht stillstehen konnte, wahrscheinlich nicht einmal zu dem Werke selbst. Er sah dem Meister, der tagsüber vom Essen schwärmte, auch sonst ähnlich und vielleicht habe ich die beiden verwechselt. Dafür genoß ich natürlich den Anblick, wie der alte Gott des Meeres, der damals noch nicht zum Christentum bekehrt war, aus den Wogen, also aus ungeweihtem Wasser, fortwährend auftauchte, aber wenn er in seiner mächtigen Fülle untertauchte, trat schon das Meer über, und ich sah ihn in jenen verschiedenfarbigen Bademänteln am Strand, die später zu Büsserhemden appretiert wurden. Von den Geheimnissen des Wurstelpraters hörte ich ihn zwar nicht erzählen, aber sie erschlossen sich mir von selbst, sooft ich seiner ansichtig wurde. Es waren schöne Tage. Und mit vieler Wehmut gedenke ich eines wahren Kunst— und Naturwunders als des Widerspiels zu dieser Umgebung: Peter Altenbergs, dem doch wenigstens die Pietät widerfährt, in solcher Lido—Erinnerung nicht vorzukommen.

* * *

INDIANER UND VERMUTLICH DEUTSCHE

Von einem *originellen Abenteuer* erzählt ein Reisender aus dem Urwald von Peru:

Wir hatten über eine volle Stunde zu tun, um über einen Riesensumpf hinwegzukommen, die Pferde sanken oft bis an den Bauch

in den Morast und wir selbst waren bis über die Gamaschen in dem braunen Sirup gebadet ...

Beim nächsten Bach stiegen wir wieder ab, wuschen unsere Schlammwäsche und reinigten das Gewehr in dem ziemlich klaren Wasser. Wie wir bei der besten Arbeit im *Adamskostüm* waren, erschienen wenige Meter vor uns drei Indianer vom Stamme der Amueshe. Mein compadre hatte noch nie Wilde gesehen, er wurde ziemlich nervös und *schielte nach seinem Revolver, denn sein Gewehr* war ja frisch gebadet. Die Indianer stutzten im ersten Moment, kamen aber nachher gerade auf uns zu, hingen ihre Bogen und Pfeile auf den Rücken und *schüttelten uns die Hand*. An eine Verständigung war natürlich nicht zu denken. Da meine Zigaretten im Rock beim Sturz ganz und gar eingeweicht waren, holte ich andere aus der Satteltasche und bot den Indianern je eine, und zwar immer in der Zeichensprache. Auch einen Schnaps reichten wir den Wilden, wir mußten aber zuerst davon trinken, denn *die Kerle* trauten dem Landfrieden scheinbar nicht recht. Dafür haben sie aber nachher *um so ausgiebiger geschluckt*. Wir mußten uns nunmehr beeilen, uns anzuziehen, denn die Moskitos hielten auf unseren nackten Körpern *Brigadeexerzierungen* ab. Die Indianer rieben uns auf den gestochenen Stellen mit einem abscheulich riechenden Öl ein, das dem rasenden Juckgefühl sofort Einhalt gebot.

Sie übertünchten noch Europens dreckige Höflichkeit, anstatt sich nach dieser Begegnung seitwärts in die Büsche zu schlagen. Wenn's die Wilden seit Johann Gottfried Seume nicht wissen, die Zivilisierten machen ihnen durch jedes Zusammentreffen ersichtlich, welche die bessern Menschen sind.

* * *

MOTIVENBERICHT ZUR EINFÜHRUNG DER PRÜGELSTRAFE

Es gibt wohl kaum etwas Unappetitlicheres als den Humor, den sich die alles außer Geist, Herz und Takt besitzende Klasse zulegt, wenn sie die Leiden, die sie mit dem unbotmäßigen Proletariat »sich auszustehen hat«, unter ihresgleichen zum Besten gibt. Der aufreizendste Vertreter dieser Note ist jener st—g, der auch ohne diese liebliche Abkürzung die Überlegenheit seiner Witzarmut und die Süffisance seiner Leere, gleich hinter den Personalnachrichten nicht verleugnen kann. Ein Schmuckstück dieses Mittelstandshumors ist die bekannte »Perle«, als welche das die Herrschaft tyrannisierende Dienstmädchen bezeichnet wird, noch weit wertvoller als der bekannte »Obolus«, den der »Zerberus« des Hauses vereinnahmt. Nun hat sich dieser Plage, die in der Regel als ein uns schreibender und trotz den schweren Zeiten zu Schmonzes aufgelegter »Junggeselle« einhertritt, ein weiblicher st—g gesellt, der mit umso gößerer Kompetenz das Leid der Hausfrau gestaltet, das ihr durch die Folgeerscheinungen eines weltgeschichtlichen Umsturzes zuge wachsen ist, der auf sie nicht Rücksicht genommen hat, und das sich als die folgende Reihe »bitterer Lad« herausstellt:

Ein Ofenputzer, *den ich einladen ließ*, meinen häuslichen Herd doch noch vor den Feiertagen in Ordnung zu bringen, sagte mir mit der überraschenden Begründung ab, er werde in den letzten Tagen der Karwoche nicht mehr in Wien sein, *weil er die Ostern auf der Rax verbringe*, was allerdings von einer seltenen Berufs-

freudigkeit zeigt, die augenscheinlich selbst in Stunden der Muße auf die Nähe von Kaminen nicht völlig zu verzichten vermag, andererseits aber auch von der *Einträglichkeit des Ofenputzergewerbes* ein anschauliches Zeugnis ablegt ... Daß ein anderer, ein *Telamon*, dessen über alle Maßen *imposanten Bizeps ich mir gern zu Nutz und Frommen meiner klopfbedürftigen Spannteppiche dienstbar gemacht hätte*, mir mit milder Gönnerhaftigkeit empfahl, meine Perser *doch lieber vom Vakuum—Cleaner »aussuzeln« zu lassen*, weil das *beim Klopfen unvermeidliche »Staubschlicker« in keinem erträglichen Verhältnis zu den herrschenden Weinpreisen stehe*, hat mich ebenso nachdenklich gestimmt, wie der gutgemeinte Rat eines *Pinselvirtuosen*, mit dem ich behufs Ausmalung meiner Küche *in Unterhandlung trat*, »Schaun S', gnä' Frau«, sagte treuherzig *der Biedermann*, der im Gegensatz zu den beiden ersterwähnten *ablehnenden Elementen* die Arbeit tatsächlich übernehmen wollte, »schauen S', überlegens S' Ihnen's nit lang: derweil S' no handeln, steigen do schon wieder die Arbeitslöhne ... «

Man kann gegen die Einführung der Prügelstrafe alle möglichen Bedenken vorbringen — daß jedes andere Mittel bisher versagt hat, diesem Gesindel Menschlichkeit oder wenigstens den Takt beizubringen, ihre Unmenschlichkeit nicht noch an die große Glocke zu hängen, steht doch fest. Nicht daß das Gesindel einem arbeitenden Menschen einen Ausflug in die Berge mißgönnt, sondern die Selbstverständlichkeit, mit der ein solches Beginnen als Absurdum vorausgesetzt wird, ist die Infamie, die einmal den Versuch lohnte, die Hosen hinunter und die Röcke hinaufzuziehen. Die Telamonen sind zu gar nichts anderem auf die Welt gekommen als das Gebälk dieser Gesellschaft zu tragen, und sie spottet der Möglichkeit, daß sie einmal auslassen könnten. Wenn sie schon allzulange keine Furcht gehabt hat, wird sie frech. Dann fürchtet sie den imposanten Biceps nicht, sondern empfindet nur Hohn bei der Vorstellung, daß er sich der gottgewollten Aufgabe entziehe, zu Nutz und Frommen ihrer klopfbedürftigen Spannteppiche dienstbar gemacht zu werden. Aber in Wahrheit sind nur deren Besitzer klopfbedürftig, die Spannteppiche sind es beiweitem nicht so häufig, wie der Wahn zu wenig geklopfter Megären es an jedem Morgen in jedem Wiener Hof gebietet, um diesen zur Hölle zu machen. Wie viel von unbefriedigter Sexualität, Hysterie und Ehemisere da tagtäglich zum Himmel stinkt als der Staub, den die Kreatur der Kreaturen schlucken muß, und zum Himmel brüllt als der Lärm, der weit und breit keinen Schlaf und keine Arbeit zuläßt — das erfüllt schon ein Tohuwabohu des irdischen Wahnsinns. Es ist nicht anders: die ganze Schurkerei dieser Gesellschaft triumphiert darin, daß sie sich für die eigene, selbstbeschlossene Naturverkürzung noch dort am fremden Leben entschädigt, wo sie für ihre motenfräßigen Instinkte nichts gewinnt als die Rache am Sündenbock und die Bestätigung ihrer Macht an der Wehrlosigkeit. So prügelt sie Kinder, wie sie Dienstboten mißbraucht, um auf Gegenstände zu schlagen; die Familienwut wird einfach auf Sklaven und Teppiche überwältigt, aufgeschlagen, und nichts bleibt als die von mir im »Traumstück¹« berufene Hoffnung, daß einmal die Pracker zur richtigen Verwendung, zur verkehrten, gelangen werden. Als wäre der Rat, den jener Telamon gab, die Perser doch lieber vom Vakuum—Cleaner aussuzeln als den Menschen tuberkulös werden zu lassen, doch wenigstens dort, wo schon die Maschine den Menschen ersetzen kann, sich ihrer zu bedienen, nicht menschlicher als der Hohn der Megäre über solche Zumu-

1 Der Text ist nur drei Mausklicks entfernt

tung! Dieser nichtswürdige Hohn noch zu der feigen Bestialität des Teppichklopfenlassens, die sich selbst Ohren und Nase, aber auch das Herz vor dem Werk verschließt, zu dem sie andere nötigt — wer je ein Zimmer nach dem »Hof« bewohnt hat, kann nichts lebendiger erleben als den Wunsch, daß sich seine Gefangenen endlich auf die Gasse begeben, um dem Haus zu zeigen, wie viel's geschlagen hat!

An den Bürger

Daß im Dunkel die dort leben,
so du selbst nur Sonne hast;
daß für dich sie Lasten heben,
neben ihrer eignen Last;
daß du frei durch ihre Ketten,
Tag erlangst durch ihre Nacht:
was wird von der Schuld dich retten,
daß du daran nie gedacht!

Lionardo da Vinci: Prophezeiung

(»NOTIZBÜCHER«)

Wesen werden sein auf Erden, die werden ewig streiten, das eine wider das andere, mit sehr großem Schaden und häufigem Tod auf jeder Seite. Jene werden keine Grenzen setzen ihrer Bosheit; mit ihren rasenden Gliedern wird ein groß Teil der Bäume von der Erde unermesslichen Wäldern niedergemacht; und so sie sich mit Nahrung vollgesättigt haben, soll es ihre Lust erfreuen, auszuteilen Tod, Kummernis, Mühsal, Schrecken und Verbannung jeglichem Ding des Lebens. Und vermöge ihrer grenzenlosen Hoffahrt wird es sie gelüsten gen Himmel aufzusteigen; doch das Übermaß von ihrer Glieder Gewicht wird sie niederhalten. Nichts wird bleiben auf Erden, noch unter ihr, noch in den Gewässern, das nicht wäre verfolgt und beunruhigt noch vernichtet worden, und das was in einem Lande, weggeschleppt in ein anderes; und ihre eigenen Leiber werden Grab sein und Durchgang aller lebendigen Leiber, die sie getötet. O Erde! was zögerst du noch dich aufzutun und sie zu stürzen kopfüber in die tiefen Klüfte deiner gewaltigen Abgründe und Schlünde, daß nicht länger sich ein Scheusal, so grausam und so erbarmungslos, im Angesicht des Himmels spreizen dürfe!

(Unverküflicher Anzeigenraum)

VERLAG „DIE FACKEL“, WIEN

In Buchhandlungen darf auf diese Preise kein Verkaufszuschlag gemacht werden.

TRAUMSTÜCK

Pappband K ö 14.— Leinen K ö 18.—
Porto und Verpackung K ö 2.—

DIE LETZTEN TAGE DER MENSCHHEIT

2. Auflage (6.—10. Tausend)
Broschiert K ö 44.—, Leinen K ö 54.—, Leder K ö 96.—
Porto und Verpackung K ö 3.—

WORTE IN VERSEN VI

Pappband K ö 15.— Leinen K ö 18.—
Porto und Verpackung K ö 2.—

UNTERGANG DER WELT DURCH SCHWARZE MAGIE

Broschiert K ö 48.— Leinen ö K 60.—
Porto und Verpackung K ö 3.—

Die Zusendung von Drucksachen, Ausschnitten, Einladungen, Manuskripten oder Mitteilungen irgendwelcher Art

ist unerwünscht. Antwort oder Rücksendung erfolgt in keinem Falle.
Rezensionsexemplare werden verkauft, der Erlös wie auch die
eingesandten Porti einem wohltätigen Zwecke zugeführt.

Inhalt der vorigen neunfachen Nummer 613—621, April 1923:
Hochzeitgäste / Leidtragende / Glossen / Großmann / Nestroy-
Zyklus / Die letzte Nacht / Notizen / Verse. Von Otto Weininger /
Unpopuläres und anderes / Frau Fanto trägt ein Ecu-Creme-Crepe-
Souplekleid

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus, Wien
Druck von Jahoda & Siegel, Wien III., Hintere Zollamtsstraße 3